

St. Ring. 1116

(2)

Geogr. T. 310.

<36638469680010

<36638469680010

Bayer. Staatsbibliothek

2441/3



Heinrich Vogels

Beschreibung

seiner dreysigjährigen, zum Theil glücklichen,

zum Theil unglücklichen

Seereisen,

nebst

der Geschichte seines Lebens.

Zweyter Theil

Leipzig 1797,

bey Heinrich Gräff.



München 1872

Bildung

der deutschen Sprache und des Lesens

von Carl Neuberg

2 e r e i l e n

1872

der Geschichte eines Landes

**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

Zweiter Teil

8117258

Zweyter Theil.

Erstes Kapitel.

Reise nach Lissabon.

Der zehnte September 1764 war der Tag, wo ich mich wieder, meiner Bestimmung gemäß, weiter von meinem lieben Vaterlande entfernen und mich immer mehr in die unabsehbare Fläche des ungeheuren Oceans hineinwagen sollte. Ich that es nicht ohne wiederholte Gedanken und öftern Rückblick nach Deutschland, doch aber auch mit dem Wunsche, günstigen Wind nach Lissabon zu bekommen. Es wurden einige Kanonen gelöset, die Anker des Schiffes gehoben, und der Jubel der Matrosen ertönte in der Luft. Dreyimal erschallte der laute Aufruf: „Hurra King George,“ es lebe König Georg! Froh flogen die Mützen der Matrosen in die Luft, und so eilten wir mit windvollen Seegeln in die See.

Mit majestätischem Ansehen durchschnitt unser Schiff schäumende Wellen; hoch aufgeschwollene

Seegel knarrten von hohen Masten und stolze Wogen zerschollen an den Seiten unsers schnell seegelnden Schiffes. Schon des andern Morgens befanden wir uns auf der Höhe von Plymouth, und bey unserm Anblick lichteten an die zwölf dort befindlichen Schiffe ihre Anker; sie eilten mit gespannten Seegeln aus dem Hafen, um sich mit uns zu vereinigen und in die See zu gehen. Heiteres Wetter und guter Wind ließen mich jetzt ganz das Schöne empfinden, das man zur See genießen kann.

Die Ufer Englands, das überall, die Seite von Schottland ausgenommen, vom Meere umgeben, und also von Natur zur Freyheit und zur Herrscherin über die Meere gebildet ist, stellten sich uns ganz in ihrer Pracht dar, und mit dem Laufe unsers Schiffs entfaltete sich eine Gegend nach der andern vor unsern Augen und gab uns Ausichten in ganze Provinzen. Langs unserer Fahrt, ohnweit den Ufern, sah man eine ununterbrochene Reihe der herrlichsten Gegenden, und jede verschwindende Aussicht machte immer noch einer schönern Platz. So schwanden die blühendsten Stadte und die anmuthigen Dorfschaften sanft vor unsern Augen dahin, und ich machte schon mit meinem jungen Perkins Plane, wie wir, nach unserer glücklichen Zurückkunft, dieses glückliche Land durchstreifen wollten.

Rascher Wind und schönes Wetter führen bis zum fünften Tage fort, unsere Fahrt zu begünstigen; an diesem Tage aber verbreitete sich eine völlige Windstille übers Meer, die man Calme nennet, und

und die sehr unangenehm ist, weil man alsdann nicht seegeln kann, da kein Lüftchen die schlaffen Seegel treibt. Gleich einem unermesslichen Spiegel liegt nun die Fläche des Meeres dahin gestreckt, und todte Stille ist über diese Tiefen verbreitet, die im Sturm so grausam toben, wo jede aufgethürmte Welle bey ihrem Sinken einen Abgrund bildet, der ganze Flotten verschlingen könnte, ohne je angefüllet zu werden. Aber bey der Calme ist stille Ruhe über sie verbreitet; nichts rührt sich, und auf der glatten Fläche schwimmen alsdann die Schiffe hin und her.

Das Meer ist ohne Zweifel eine der größten und merkwürdigsten Anstalten in der Natur. Fürchterlich sieht es beym ersten Anblick aus, und doch gewöhnt sich der Mensch leicht daran. In jeder Weltgegend ist es anders, und doch ist es überhaupt ein einziges Ganzes, das unter sich Zusammenhang und Verbindung hat. Die Natur legte in diese Fluthen eine Menge Salz, Feuer, Pech, und noch alle Tage haufen sich Erde und Steine in seinen Tiefen. Die Natur vereinigt hier die allergrößten, die allerkleinsten, die sonderbarsten, die grausamsten, die gefräßigsten, die fruchtbarsten und die nützlichsten Thiere. Es scheint, als hätte sie durch den Ocean Menschen und Welttheile trennen wollen, und eben durch diese ungewisse und gefährliche Strafe legte sie den Grund zur leichtern und gemeinschaftlichern Verbindung. Gewiss, wer die Natur in ihrer Grösse sehen will, der beobachte sie auf und in dem Meere. So viel man weiß, nimmt das Meer über sechs Millio-

nen Quadratmeilen von der Oberfläche der Erde ein, da hingegen das feste Land noch nicht dritthalb Millionen beträgt. Wie viele Tausende uns unbekannte Geschöpfe mögen noch in diesen zum Theil noch wenig besuchten Gefilden, wo sie Niemand stöhr, und die stille Natur sie alle fängt und tränkt, ihren glücklichen Aufenthalt haben! Seine Tiefe ist nicht an allen Orten gleich. Im Durchschnitt berechnet man sie von $\frac{1}{8}$ bis zu einer halben deutschen Meile. Die Gegenden, wo die Tiefe eine Meile ausmacht, sind gewiss äußerst selten. Diefs sind solche Stellen, wo die Natur vermuthlich Oeffnungen angebracht hat, die in den innersten Kern der Erdkugel hinabgehen und eine verborgene Gemeinschaft mit den entferntesten Meeren unterhalten. Gewöhnlich ist, auf grossen Schiffen, der sogenannte Nothanker 18 Centner schwer und sein Tau 120 Klafter lang.

Die Farbe des Seewassers ist insgemein ein blaßes Grün, das durch seinen sanften Glanz dem Auge gefällt. Im Sturm aber färbt der Schaum das Wasser ziemlich weis. Ist unten eine Untiefe, eine Sandbank, ein Felsen, so hat gemeiniglich das Wasser oben eine weisslichte oder doch eine veränderte Farbe. Solche gefährliche Oerter vermeidet man; man untersucht sie mit dem Senkbley, um zu wissen, ob man vorbeyrudern, oder sich nach der Seite wenden müsse. Vierzig bis funfzig Meilen vom Ufer weg, ist das Meer oft klarer und heller, als an den Küsten, weil am Gestade immer viele Thiere ausgeworfen werden und der Schlamm sich dort anhauft.

Noch

Noch denke ich mit unbeschreiblicher Wonne an jene schönen Morgen und Abende zurück, wo ich dem prachtvollen Auf- und Untergange der Sonne über den stillen Feldern der See zusah, und im feurigen Spiel der Farben, die Majestät Gottes mehr als jemals empfand! Ein Meer voll Feuer am Himmel in den bunten und dünnen Wolken und stille widerstehende Gluth in blaulichem Wasser, die lange dauerte, immer schöner flammte und nur zuweilen bey schönen Tagen durch das Schlagen der Wellen unterbrochen wurde. Warlich auch auf der See kann man wahres Vergnügen empfinden, und wer in seiner Brust den Wunsch nach Reisen fühlt, kann auch hier die Schöpfung bewundern.

Dafs das Meerwasser gesalzen ist, weiß Jedermann; es hat aber außerdem auch noch eine äußerst widerliche Bitterkeit, die ohne Zweifel von den vielen faulenden Körpern und von dem Erdharz entsteht, das so, wie das Salz, in ganzen Lagen auf dem Meeresboden zu finden ist. Wer es nur einmal gesehen und gekostet hat, der weiß, dafs dieses Wasser eine sehr mannichfaltige und zum Theil ekelhafte Mischung von tausenderley fremden Sachen ist, unter welchen das fettige schmierige Wesen das allerunangenehmste ist. Man kann wohl, wenn man sich Gewalt anthut, ein Glas voll Seewasser trinken, und man rath es insgemein als ein Mittel in der Seekrankheit an; allein selten verträgt es der Magen. Den meisten Menschen erregt es ein heftiges Erbrechen; die Natur stößt es wieder aus, kann es als Nahrungs-

mittel nicht verdauen, nicht verarbeiten, und als Arzney betrachtet, nützt es wenig. Fault es in der Kajüte, so ist es beynahe unmöglich, den Gestank wieder herauszubringen. Viele Seefahrer werden alsdann nur von der hässlichen Ausdünstung krank. Nur die allergrößten Sachen des Schiffes kann man damit auswaschen. Man badet wohl im Meere, aber das Gesicht macht man damit nicht rein. Der schmierige Schaum ist so genau mit dem Wasser verbunden, hängt so fest darin, und ist so allgemein darin verbreitet, daß Leinenzeug, wenn man es rein hineintaucht und gleich wieder herauszieht, doch ganz schmutzig wieder kommt. Auf der ganzen Oberfläche fließt das Erdharz oder das nämliche Oel, das in Steinkohlen steckt. Man stelle sich nun da die unglückliche Lage vor, wenn man auf dem Meere kein Wasser hat, eine unübersehbliche Menge Wasser vor sich siehet, und doch darnach lechzet, welch eine fürchterliche Zeit dieses ist, und doch, wie bald kann man nicht dieses Unglück erfahren! Denn das Wasser, das in Tonnen mitgeführt wird, fault bald; es entstehen Raupen darin und wird natürlich, je länger die Reise währt, mit jedem Tage immer weniger.

Die Spanier nehmen öfters auf ihren Reisen nur einen Vorrath Wasser auf drey Monate mit, weil sie gewiß sind, daß sie zwischen 30 und 40 Grad nördlicher Breite Regen antreffen. Wenn es dann regnet, so breiten sie über das Schiff Matten aus; von den Matten fließt das Wasser in grose gespaltene indianische Röhren, und diese füllen ihnen die Krüge. Man
hat

hat nie gehöret, daß ihnen dieses Mittel fehlgeschlagen sey; allein man ist nicht in allen Weltgegenden so glücklich, und alle Bemühungen der Naturforscher, alle ausgesetzte Preise von ganzen Nationen haben uns bis hieher noch nicht so weit gebracht, daß man ein im Ganzen und im Großen leicht, und ohne viele Mühe und Kosten auszuführendes Mittel wüßte, das Meerwasser trinkbar zu machen, und dadurch die Gesundheit und das Leben von vielen tausend Menschen zu erhalten. Entsalzen läßt sich das Meerwasser wohl durch die Kunst; auch befreyt es die Natur selbst vom Salz durch allerley Mittel; aber es ist unmöglich, dasselbe von dem schmierigen Fett zu befreyen. Läßt man es so lange stehen, bis es fault, so fallen endlich die salzichten und erdichten Theile zu Boden, und man erhält ein ziemlich süßes Wasser, wenn man es siedet; aber das leichtere Oehl schwimmt doch immer noch oben. Auch wenn es durch die Kälte gefriert, so bleiben die Salztheile im Eis, und das Wasser wird etwas besser.

Doch genug hievon; ich werde künftig noch Gelegenheit genug haben, meine Leser auf die Wunder Gottes im Meere aufmerksam zu machen. Jetzt will ich Ihnen nur noch erzählen, womit wir uns während dieser Calme oder Windstille beschäftigten. Diefes war Fischen und Betrachtung der mancherley sich zeigenden Seegeeschöpfe. Das erste, was uns da auffiel, war der sogenannte Delphin. Diese Art Fische ist wegen des mannichfaltigen Farbenglanzes, den sie im Wasser geben, ein herrlicher Gegenstand der Betrachtung.

tung. Wegen ihrer Rundung und Dicke und wegen der wälzenden Sprünge, werden sie von den Matrosen auch Meerfchweine genennet. Ihre Flossfedern sind wie breite scharfe Messer, und die Farbe ihrer panzerähnlichen Schuppen ist von der schönsten Mischung, je nachdem sie sich gegen die Strahlen der Sonne wenden. Ihr Fleisch ist schmackhaft; daher stellen ihnen die Schiffsleute auch sehr nach. Man wirft mit einer Art von Speer oder Harpunen nach ihnen, oder man fängt sie mit an den Schiffen schwebenden Angeln. Sie lassen sich nie einzeln sehen, sondern sind stets in unzählbarer Menge beyfammen; und so versammet, verfolgen sie einen Weg in der See, um ihre Nahrung aufzufuchen, welches hauptsächlich die bekannten fliegenden Fische sind, denen sie nachjagen. In zahlloser Menge kommen sie, wenn starker Wind entstehen soll, und springen mit großen Sprüngen über dem Wasser hervor, so daß man sie schon in weiter Ferne ankommen sieht. Merkwürdig ist es, daß sie jederzeit von der Seite herkommen, wo der nächste Wind hereindringen soll; denn niemals werden sie ihren Zug gegen den Wind nehmen. Man glaubt, daß sie, bey starkem nahen Winde, schon die Veränderung der Witterung in der Tiefe des Meers empfinden, und deshalb in die Höhe gehen. Sie sind daher den Schiffen sichere Vorboten eines Sturmes, und sie waren es auch für uns, wie der Erfolg lehren wird. Man hat viererley Arten davon, die an Gröfse und Farbe von einander verschieden sind. Sie haben ein sehr hartes Leben und können

Beschä-

Beschädigungen ausstehen, die jedem andern Fische den Tod bringen würden. Sie gebären nur ein Junges auf einmal. Ihr Fleisch schmeckt sehr gut; es wird in der Sonne geröstet oder getrocknet, zuweilen auch, um es länger aufzubehalten, geräuchert.

Ein anderer nicht minder merkwürdiger Seefisch ist der Hayfisch; die Engländer nennen ihn Schaerck und die Franzosen Requin. Er gehört zu den größten, zu den gefräßigsten und unerfättlichsten Fischen, lebet vom Raube im Meere, und hat immer eine schmutzige Haut. Seine Grösse ist ungeheuer; wir haben welche gefangen, die zehn Klafter lang, und am Bauche zwey bis drey Klafter dick waren. Er verschluckt Alles, was ihm vorkommt, auch Dinge, die wenig Nahrungsaft für ihn enthalten. Sein länglicher fast runder Körper hat beynahe Fischgestalt. Bey einigen ist der Rücken stachlicht, einige haben einen Sterz oder Afterflosse; der Kopf ist entweder abgerundet, oder ganz stumpf, oder er hat eine ganz ungewöhnliche Figur. Der Schwanz ist fast bey allen sehr lang. Nebst den fünf Luftlöchern an der Seite des Halses haben sie noch hinter den Augen auf jeder Seite ein Loch, das sich im Munde öffnet, und vielleicht statt der Luftröhre dienet. Bey vielen Hayen sind diese Löcher hinter den Augen so groß, daß man das dickste Ende der Schreibfeder dadurch bis ins Maul stecken kann.

Das Maul bildete die Natur mit besonderm Fleiß, weil sie zum immerwährenden Fressen bestimmt sind. Es stellt bey den meisten Gattungen einen großen

Queereinschnitt vor, der zwar am Vordertheile des Kopfs, aber doch nicht gerade am Ende der Schnautze, sondern ohngefahr einen Schuh weit zurücke steht. In diesem Rachen haben die Hayen in beyden Kinnladen mehrere Reihen Zähne, die hinter und übereinander stehen, wovon einige beweglich sind und im Kinnbacken einwärts gezogen werden. Ferner sind einige von ihnen oberwärts, andere unterwärts zugespitzt. Die meisten sind dreyeckicht, laufen oben spitzig zu, gleichen einer Pyramide, oder einer drey-schneidigen Degenklinge, und fast alle sind noch überdies, wie kleine Sägen, d. h. sie haben an den Seiten noch kleinere Zähne sitzen, wodurch das Gebiß noch fürchterlicher wird. Man kann füglich 144 Zähne annehmen, die der Hayfisch zusammen hat, und mit welchen dieser fürchterliche Rachen zugleich schneidet. Diese zerstückenden und zerreisenden Werkzeuge, wo Zahn an Zahn sitzt, wirken alle auf einmal, so oft der Hay die Kinnladen zusammendrückt. Unmöglich kann da etwas anders als erbärmlich zer-schnitten und zerstückt durchkommen. Hier ist der Tod gewiß; was ein Hay einmal ergriffen hat, das läßt er nicht mehr entweichen; für ihn ist der Mensch, ein todes-Pferd, jedes faulende Aas, nur eine Kleinigkeit, die er, ohne sich anzustrengen, verschlingt.

So wie ihr Appetit ist, so ist auch ihre Leber und die daran hangende Gallenblase. Die Leber füllt oft sechs, acht, zwölf und mehrere Tonnen. Sie fressen immer, und weil sie dabey beständig ihren Unrath wieder von sich lassen, so werden sie eigentlich niemals
fatt.

fatt. Nicht zufrieden mit dem, was sie im Meere finden, verfolgen sie beständig die Schiffe, schwimmen ihnen nach, stehlen unten den Schlamm, der sich an den Kiel des Schiffes ansetzt, schnappen die Unreinigkeiten weg, die man vom Schiffe weggießt, begleiten oft eine Schaluppe viele hundert Meilen und verschlingen Matrosen; ihre Mützen, Tücher, Hüte, Kleider u. s. w. kurz Alles, was nur den immer leeren Magen füllen kann, ist ihnen angenehm.

Man weiß von ihnen, daß sie den Magen öfters aus dem Bauche herausbringen, ins Maul nehmen und ihn im Meerwasser auswaschen. So bald er rein ist, frisst das gefräßige Thier gleichsam seinen eignen Magen wieder hinein und sucht von neuem Raub, um ihn wieder anzufüllen. Der salzichte, bittre, fette Seeschlamm ist für sie eine gute Abführung; sie lassen der Natur nicht Zeit, den Vorrath aufzulösen und zu verarbeiten; sie thun ihr lieber Gewalt an, und leiden nicht davon. Andre Thiere werden krank, wenn nur das Geringste unverdaut im Magen liegen bleibt, und hier haben wir ein Geschöpf Gottes, das mit seinem Magen nach Belieben umgehen kann.

Die Hayen finden ihre Nahrung ohne Zweifel mit Hülfe der Augen und des Geruchs. Die Nasenlöcher stehen zwischen dem Maule und der Schnautze. Damit sie auch in der Nacht jagen und rauben können, muß ihre Haut, die bey keiner Gattung Schuppen hat, glänzen. Vermuthlich hängt dieses Feuer bey den Hayen in den kleinen engstzenden Stacheln, womit ihre Haut ganz besetzt ist, und die zugleich
eine

eine Beschützung für sie sind. Damit sie aber doch nicht Alles, was neben ihnen lebt und leben soll, zusammen würgen, und die Meere entvölkern, (denn einige richten sich im Meere auf und sind so gefährlich und beißend, daß sich die Fischer vor ihnen in Acht nehmen müssen,) so hat die Natur auch ihnen wieder Zaum und Gebiß angelegt. Eben der fürchterliche Kopf voll Zähne, der gleich Alles zu fressen droht, ist eine wahre Einschränkung, ein natürliches Hinderniß für sie. Denn weil der Oberkiefer um einen Schuh länger ist, als der untere, und spitzig über das unten sitzende Maul wegläuft, so kann der Hay nicht einen Bissen gerade zu, so wie er schwimmt, wegschnappen, sondern er muß sich immer erst umkehren, sich auf die Seite hinwerfen, und in dieser rücklings genommenen Stellung von unten hinauf zufahren, und seine Beute verschlingen. Ehe er sich nun auf diese Art wendet, und zum Verschlingen rüstet, entwischt ihm manche Beute.

Nach den Anstalten der Natur pflanzen sich die Hayen durch lebendige Junge fort. Bey einigen Gattungen entwickelt sich das Ey schon in der Gebärmutter; aber sie pflanzen sich nicht alle auf einerley Art fort. Von dem Hay, der wegen seines Kopfs der Krötenhay genannt wird, weiß man, daß er dreyzehn und mehrere Junge wirft. Andere aber, wie die Hundshayen, legen Eyer, die wie Blasen aussehen. Sie sind nicht sehr groß, und der junge Hay liegt schon ganz kenntlich darinnen. Ist er ganz ausgebildet, so kommt er aus seinem Ey, und trägt noch eine
Zeit-

Zeitlang eine Blase mit sich herum, die ihn so lange nähret, bis seine Zähne stark und fest genug geworden sind, seinen Raub zu suchen.

Noch einen andern Fisch, dessen sonderbare Gestalt sich kaum beschreiben läßt, lernte ich kennen, welcher *Seedrache* genannt wird. Sie haben Luftlöcher, und zwar nur Eins, aber innwendig vier Abtheilungen; es befindet sich selbiges unter dem Hals; die Oberlippe ist fünfmal getheilt, oben und unten ist ein Schneidezahn. Auf der glatten Haut bringt der Fisch, wenn er aus dem Meere kommt, einen prächtigen Silberglanz mit dunkelbraunen Flecken mit; aber diese Schattirungen erhöhen den Glanz nur desto mehr. Durch das Trocknen verliert sich dieser Schimmer, und die Farbe des Bauchs wird ein schwaches Gelb. Seine Augen sind grün, glänzend und so groß wie Kalberaugen; im Finstern sind sie den Katzenaugen gleich, und geben einen leuchtenden Schein von sich. Nahe an den Kiefern hat der Fisch zwey große Nasenlöcher, die aber gegen die Seite des Mundes eine doppelte, doch bewegliche Bedeckung haben. Auch in den innern Höhlungen der Nase hat die Natur gar viele Kunst und Schönheit angebracht, die sich besser sehen, als beschreiben läßt. Vermuthlich brachte sie hier den runden flachen Knorpel mit dem, eckichte Strahlen ausschließenden, Kreise, der so herrlich anzusehen ist, deswegen an, um allen fremden und schädlichen Körpern den Eingang in die Nase zu versperren. Der Rüssel oder die Schnautze des Fisches scheint nichts anders als eine verlängerte Nase

Nase zu seyn; denn die Natur wollte diesem Fische einen besonders starken Geruch geben; sie ist beynahe durchscheinend, weil sehr viele in zierliche Reihen geordnete Löcher darin sind, die unter sich Verbindung haben, und durch feine Linien, die wie Furchen oder Falten aussehen, zusammenhängen.

Daher kann der Fisch, wenn er in ein Loch Luft oder Wasser bläset, aus allen Reihen und Oeffnungen Luft oder Wasser zugleich herausstoßen. Er thut das wirklich oft, und spielt gleichsam zu seiner Erfrischung mit dem Wasser. Weil aber auch von allen diesen Oeffnungen Nerven nach dem Gehirn gehen, so müssen auch diese Löcher dazu dienen, den Sinn des Geruchs zu verstärken. Und weil die innere Nase bey keinem Thiere ganz trocken ist, so hat auch der Seedrache in den grossen und kleinen Löchern einen weisslichten, zähen Schleim, der in Menge herausfließt, und diese grosse und weite Nase beständig befeuchten muß.

Die zween Schneidezähne sind so breit, daß in jedem gleichsam vier Furchen gezogen sind, und jeder Kinnbacken hat auch auf jeder Seite einen dreymal so breiten Backenzahn, der im Zahnfleisch verborgen liegt. Der Schöpfer hat also die Seedrachen hinreichend in Stand gesetzt, die härtesten Muschelschaalen und Knochen zu zerbeißen; sie suchen auch Conchylien auf und zerbeißen sie. Dazu hilft ihnen ohne Zweifel die kleine, scharfe, vorne rundliche Zange, die zwischen den beyden Backenzähnen eingeschlossen ist. Mit der rundlichen Spitze der Zunge können sie

sie desto besser in die Schnecken- und Muschelschalen eingreifen und das Mark der Knochen ausfaugen.

Der ganze Vorkopf des Fisches hat sehr viel Auffallendes. Seine Fischohren oder Kiehmien hängen niederwärts, sind an den Seiten frey; aber jedes von diesen Gliedern ist oben durch ein knorplichtes Band befestigt. Die Brustflossen sind ohne Zweifel deswegen bey dem Seedrachen beynahe wie grosse Flügel, damit er, wenn er lange in der Tiefe geraubt hat, sich wieder herauf arbeiten kann. Es sind deren zweyerley Arten. Zur Vertheidigung gegen Hayen und andere Raubfische gab die Weisheit des Schöpfers der einen Art, der Pfeildrache genannt, vorne an der ersten Rückenfinne einen sechs Zoll langen Stachel, oder einen starken scharfen Knochen, der von oben herab bis in die Mitte an beyden Seiten feine Sägenförmige Zähne hat, an welchen man sich gefährlich verwunden kann. Man spürt sie gleich, wenn man mit dem Finger aufwärts gegen die Spitze am Stachel herauf fährt. Die Augen des Fisches, oder vielmehr die Feuchtigkeit, die aus ihnen herausfließt, wenn sie geöffnet werden, heilt Wunden und Verletzungen, wenn man sie darauf streicht.

Der Fisch kann etliche Ellen lang werden. Der Körper läuft zuletzt ganz schmal aus, und der Schwanz wird bey dem Pfeildrachen so zart und dünn, wie ein Rattenschwanz; daher wird er auch Seeratte oder Seemaus genennet. Die Nahrung des Fisches erfordert viel Galle. Daher gab ihm die Natur eine Leber, die fast ein Pfund wiegt und den größten Theil

Theil des Bauchs einnimmt. Sie ist so voll von Oehl, daß sie an einem warmen Orte selber in ein klares Oehl zergeht. Man darf sie nur in Leinwand aufhängen, so tröpfelt das herrlichste Fett herab in ein Glas. Man braucht dieses Oehl, als Wundbalsam, gegen schwache Augen und andere Zufälle.

Der ganze Eyerstock des Seedrachenweibchens liegt in einer Haut eingeschlossen. An jedem von den beyden Eyerstöcken hängen die Eyer wieder durch ein breites häutiges Band zusammen. Und doch hat noch jedes Ey sein eignes Häutchen. Je näher das Frühjahr und die Laichzeit heranrückt, desto leichter kann man darin Eyweiß und Eydotter unterscheiden. Das Männchen der Seedrachen kennt man an einem knorplichten, vorwärts gekrümmten Stiel auf dem Kopfe, vorne sitzt eine ringsum mit Zacken besetzte Kugel daran, so daß das Ganze eine Krone oder einen Busch vorstellt. Damit der Fisch durch dieses Glied nicht im Schwimmen gehindert würde, legte die künstliche Natur eine kleine Höhlung darneben, in welcher dieser Körper, wenn ihn der Fisch nicht gebrauchen will, wenigstens zum Theil verborgen werden kann. Er braucht diese Krone und richtet sie auf, um seinen Kopf zu vertheidigen, und um andere Fische damit anzufallen. Und in eben dieser Absicht hat er, wie es scheint, auch vor dem After, auf jeder Seite einen rundlichen Sporn mit Zacken, den er ebenfalls zurückziehen und plötzlich austrecken kann. Im letztern Fall richten sich die Zacken in die Höhe, und der Fisch ist gewaffnet. Er gehet bey
Tage

Tage wenig, desto mehr des Nachts, auf seinen Raub los. Seine leuchtenden Augen zeigen ihm den Weg, den er in der Tiefe des Meers nehmen muß.

Nachdem wir zwölf Tage das Unangenehme der Windstille ausgehalten hatten, wobey die Hitze uns empfindlich peinigte, stellten sich allmählig Scorbut, hitzige Fieber und Ruhr ein, wobey der Tod auch sein Theil zu nehmen anfieng. Am dreyzehnten Tage gieng die Vorausverkündigung der Delphine in Erfüllung; die Windstille hörte auf, und an ihrer Stelle entstand ein heftiger Sturm, der uns aber sehr glücklich wehete; denn wir hatten ihn im Rücken, und wurden dadurch desto geschwinder an den Ort unserer Bestimmung gebracht. So eben vorher das Meer gewesen war, so viele schäumende Wellen fahen wir jetzt auf demselben. Die See gieng oft über das Schiff, der Sturm heulte in das Tauwerk und die Decken in den Kajüten wurden ganz nass. Die starken Nebel hinderten uns, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, die Aussicht, und dieß verhinderte den Wächter im Korbe am Mast, das nahe Land zu sehen. Erwünscht war daher uns Allen gegen Mittag die Stimme des Wächters: „Land! Land!“ Wir suchten uns gleich selbst davon zu überzeugen, und fanden diese Nachricht bald bestätigt.

Wir kamen endlich glücklich und wohlbehalten den 7ten October in Villa de Conde, das am Meere liegt und einen hübschen Hafen hat, an, und mein junger Engländer freuete sich nicht wenig mit mir, daß wir den einen Theil unserer Reise so glücklich

Zweyter Theil.

B

mit

mit einander zurückgeleget hatten. Wir giengen gleich in die Stadt, die etwas befestiget ist, und genossen der Ruhe. Da wir hier keine Geschäfte und auch an keinen Einwohner Empfehlungsbriefe hatten, so blieben wir nur zwey Tage in Conde, um uns einigermaßen von unserer Reise zu erhohlen. Allein auch schon in den wenigen Stunden bemerkte ich, wie ich in der Folge erzählen werde, einen gewaltigen Unterschied zwischen Holland und Portugall.

Die Stadt Villa de Conde liegt in der Provinz Entre Duero e Minho. Das Einzige, was wir hier sahen und was angezeigt zu werden verdient, war ein Nonnenkloster, welches wir besuchten. Hier findet man das schönste Frauenzimmer der Provinz beyfammen; denn der hiesige Adel ist meistens sehr arm, und weil er es für zu erniedrigend halt, etwas zu thun, um bequemer leben zu können, oder eine Tochter an Jemanden zu verheyrathen, der, ihrem Bedünken nach, ihr nur im Geringsten an Geburt ungleich wäre, so glauben sie, daß ihnen kein anderes Hülfsmittel übrig bleibt, als die Töchter in dieses Kloster zu vergraben, wobey sie solche eben so wenig um ihre Neigung fragen, als wenn sie ihnen einen Mann geben, und auch nicht erwägen, was sie dadurch bey diesen Schlachtopfern für physikalische und moralische Uebel veranlassen.

Merkwürdig ist bey diesem Kloster eine Wasserleitung, welche demselben eine Menge des schönsten Wassers von sieben Meilen entfernten Bergen zuführt. Die Geschichte, wie sie zu Stande gekommen, ist folgende:

gende: Als die Portugiesen, durch ein merkwürdiges Verfahren, wovon man wenige Beyspiele in der Geschichte antrifft, und durch die Nachlässigkeit des Herzogs von Olivarez, der insgemein Comte Duc genannt wird, die Spanier im Jahr 1640 zum Lande hinausjagten und den Herzog von Braganza zum König erklärten, war die Schwester des Generals, welcher dem militärischen Gouvernement in dieser Provinz vorstand, Aebtissin in diesem Kloster, welches grossen Mangel an Wasser litte, ob solches gleich ein sehr wichtiger Punct in diesem Lande, und zumal in einem Nonnenkloster, ist. Der General mußte den königlichen Befehl bekannt machen, daß die Provinz die ihr zukommende Anzahl von Rekruten stellen und zur Armee abliefern sollte, welche sich damals an den Gränzen von Alentejo blos vertheidigungsweise verhielt, und dieses sahe er als eine gute Gelegenheit an, seiner Schwester und ihren Nonnen einen Dienst zu leisten.

Er setzte nämlich aus eigener Vollmacht zu dem Befehl hinzu, daß ein Jeder, der von dem Dienste bey der Armee befreyet zu seyn wünsche, sich einstellen, und eine bestimmte Zeit zu der Wasserleitung der Nonnen von Villa de Conde, Materialien herbey-schaffen, oder sonst daran arbeiten solle. Alle junge Mannschaft der Provinz eilte dazu herbey, um bey einem so frommen Werke hülffreiche Hand zu leisten; es wurden keine Rekruten gestellt und der Aqueduct kam, so wie man ihn jetzt sieht, in einer

aufserordentlich kurzen Zeit zu Stande, ohne dafs es dem General oder dem Kloster das Geringste kostete.

Da uns die Einwohner versicherten, dafs die Provinz Entre Duero e Minho eine der besten in Portugall wäre, so entschlofs ich mich, sie erst zu durchreisen. Wir ritten daher zuerst, in die sechs Meilen von der Küste mitten im Lande liegende Stadt Braga. Die Strasse läuft durch angenehme Gegenden, und ist meistens auf beyden Seiten mit der Zwergeiche besetzt; der Wein schlangelt sich um solche hinan, und über den Kopf der Reisenden hin, so dafs man, wenn die Trauben reif sind, sie längst dem Wege abbrechen kann. Die Thäler zwischen den Anhöhen sind durch regelmässige lebendige Zaune von eben den Zwergeichen eingefafst; es wuchs das schönste Gras darin, und ansehnliche Heerden Vieh weideten darauf. Mein Engländer bemerkte, dafs diese Provinz sehr viel Aehnlichkeit mit England habe. Sie hat auch in der That ein blühenderes Ansehen, als die andern; sie ist nicht nur besser angebauet, sondern auch stärker bewohnet, und ob sie gleich bey weitem die kleinste im ganzen Reiche ist, so ist sie doch die volkreichste, wenn man die ausnimmt, worin die Hauptstadt liegt. Sie wird durch verschiedene artige Flüsse gewässert, darunter einige, Lachse liefern. Die Einwohner zeichnen sich durch ihren Fleifs und ihre Arbeitsamkeit aus, und es ist nichts Seltenes, sechszehn Kinder in einer Familie zu sehen; sie haben aber bey nahe gar keine Neigung zum Soldatenstande.

Die reizende Lage der alten Stadt Braga auf einer Höhe muß man bewundern, so bald man sich ihr nähert. Sie ist mit einer abwechselnden Landschaft gegen Norden, Osten und Westen umgeben, und gegen Süden streckt sich eine Reihe meistens mit Holz bewachsener Hügel fort, welche ihr unter diesem warmen Himmelsstriche den Anschein einer kühlen erquickenden Lage geben. Ich vermuthete, daß sie unter diesen vortheilhaften Umständen sehr volkreich seyn würde; allein beym Eintritte fahen wir, daß wir uns gewaltig geirret hatten; denn nur in einigen Nebenstraßen wohnten verschiedene Hutmacher und Nagelschmiede; das übrige hatte ein so ödes Ansehen, daß es sich mit dem von einer nahrhaften Stadt gar nicht zusammenräumte. Sebastian Joseph von Carvalho, nachmals Graf von Oeyras, und zuletzt Marquis von Pombal, einer von den seltenen Männern, welche Einsicht, Muth und Standhaftigkeit genug besitzen, eine ganze Nation gleichsam umzuschmelzen und aus einer kriechenden Lage zu einem erhabenen Fluge zu bringen, hatte zwar gerade damals einen Versuch gemacht, hier eine Seidenmanufactur anzulegen; aber sie ist nachher aus Mangel an Gelde und den dazu erforderlichen Materialien ins Stecken gerathen.

Wir machten mit dem hiesigen englischen Consul Spencer Bekanntschaft; durch ihn lernten wir einen lustigen Domherrn an der Kathedralkirche kennen. Sein Haus stand auf einem grossen ablangen Platze, das Weingartenfeld genannt; drey Seiten des-

selben bestanden aus nichts, als Manns- und Frauenklöstern von verschiedenen Orden, die nichts anders als fünf Schlösser der Unthätigkeit waren. Der Domherr liebte das gute Leben; er hatte viel Umgang mit den Engländern und andern Freunden zu Porto und Lissabon gehabt und dadurch einen Geschmack an ihrer Gesellschaft und dem freundschaftlichen Umgange gewonnen, wovon seine Landsleute gar nichts wissen. Dadurch hatte der gefellige Mann, ausser der in seinem Lande so allgemeinen Untugend, zumal bey den Geistlichen, ich meyne die Unenthaltbarkeit, auch noch eine große Liebe zur Weinflasche bekommen, welches er, seiner Sage nach, von den Engländern gelernt hatte, und ob er schon sonst gleich kein großer Beobachter moralischer Grundsätze und selbst des gewöhnlichen äußern Wohlstandes war, so beobachtete er doch seine Horas und übrigen täglichen Gebete aus dem Brevier mit größter Sorgfalt, ohne dabey auf Zeit und Ort zu sehen. Selbst bey der Gesellschaft, und während daß von diesem und jenem geredet wurde, murmelte er in den Zwischenräumen, da er nicht reden durfte, seine Gebete her, und dieß mit so vieler Gleichgültigkeit, und ohne sich stören zu lassen, wie ein Schulknabe, was er auswendig gelernt hat, her sagt. Tadelte ihn einer seiner Freunde unter den Engländern darüber, so antwortete er mit größter Ernsthaftigkeit, daß er, durch das bloße Herbeten der im Brevier vorgeschriebenen Worte, die Vorschrift der Kirche erfülle; zu mehrerem wäre er nicht verpflichtet, und darauf wäre seine einzige Sorgfalt gerichtet.

Mit

Mit diesem braven Geistlichen machten wir unsere Aufwartung bey dem Erzbischof. Er nahm uns sehr gnädig auf, zeigte uns seine Bibliothek und eine ziemlich ansehnliche Sammlung alter römischer Münzen. In der Bücherammlung fanden wir kein Buch, welches das Lesen verdiente. Unsern Heiland sahen wir in Lebensgrösse in Helfenbein, am Kreutz.

Nach diesem Besuch speissten wir Abends bey dem Domherrn, wo Alles im Ueberflufs war, und wo wir uns sehr angenehm vergnügten.

Von hier ritten wir nach Guimaraens, einer drey Meilen von Braga entfernten Stadt, mitten im Lande, die etwa 5000 Einwohner hat. Wir besahen sie blos, weil sie der älteste Sitz der portugiesischen Könige und die Vaterstadt des hier im Jahr 1109 gebornen Königs Alfonso Henriques gewesen ist; denn übrigens fanden wir hier auch nichts, was die Mühe einer Reise dahin belohnte. Wir hatten, zu diesem Ritte, gemeine Maulesel gemiethet. Diese Thiere sind von dem beständigen Gehen auf der Strasse sehr steif und stolpern leicht. Ehe ich mich's versah, that der Meinige einen falschen Tritt; und da ich ihm gerade viele Freyheit im Zaum gelassen hatte, so stürzte er mit dem Maul auf die Erde hin, und ich schoss mit ziemlicher Gewalt über den Kopf des Thieres auf die Erde, kam jedoch mit einer kleinen Contusion an der Hand davon. Bey der Fortsetzung unsers Rittes kamen wir an den District von Pedralva, wo Papst Damasus I. geboren worden war, welcher

cher zu Kaiser Julians Zeiten auf dem römischen Stuhle saß.

Hätten wir unsere Sachen bey uns gehabt, so würden wir von Guimaraens gerade nach Porto gereiset seyn; so aber fahen wir uns genöthiget, wieder nach Braga zu gehen. Auf dem Rückwege nach Braga, hatten wir im Hinabreiten von dem hohen Berg Falperra, welcher sich vor Braga erhebt, eine herrliche Aussicht über die Stadt und die schöne Landschaft umher. Der Unterschied zwischen der damaligen Bevölkerung und jenen Zeiten, da sie den Königen der Sueven zur Residenz diente, ist sehr groß. Damals und noch lange hernach fast bis zur gänzlichen Vertreibung der Mauren, standen starke Armeen in jeder Provinz, die so zahlreich waren, daß das ganze jetzige vereinigte Königreich Spanien kaum eine stärkere auf die Beine bringen kann. Die Haut schaudert einem, wenn man den Ruin und die Verödung erwägt, welche die Beybehaltung der eingebildeten Reinigkeit der Lehre in dieser schönen Halbinsel veranlaßt hat.

Des andern Morgens nach unserer Ankunft in Braga reisten wir nach Porto oder O Porto, dem vorzüglichsten Orte der ganzen Provinz, der nach Lisboa die reichste, bevölkertste und den meisten Handel treibende Stadt im Reiche ist. Es sind acht Meilen von Braga hieher. Wir hatten alle Ursache, mit unserm hiesigen Wirthshause zufrieden zu seyn. Wir fanden hier Pasteten, fette Truthühner, schöne Rinderbraten, Gelées, Cremes und alle Delicateßen im Ueberflusse. Die fremden Kaufleute, insonderheit die

die Engländer, an deren etliche wir Empfehlungsbriefe hatten, und welche bey weitem die zahlreichsten sind, leben hier nicht nur selbst sehr herrlich und viel besser, als sie in London thun würden, sondern die Eingebornen folgen auch ihrem Beyspiele und leben auf eben den Fufs. Ich bin überzeugt, dafs sie hier weit mehr mit Fremden umgehen, als die Einwohner in Lissabon mit den daselbst etablirten Ausländern, ob diefs gleich die Residenz ist und es natürlicher scheint, dort mehr Höflichkeit und geselligen Umgang zu erwarten.

Wir blieben nur zwey Tage in unserm Gasthose, als wir von dem englischen Consul gebeten wurden, in sein Haus zu ziehen; es war ein Mann, der sehr gesprachig und lebhaft war, und ein prächtiges Gebäude bewohnte.

Wir wollten anfangs sein Anerbieten nicht annehmen; aber er drang so sehr in uns, dafs wir es nicht abschlagen konnten, und versicherte uns dabey heilig, wir sollten bey ihm nichts als reinliche Betten und das Frühstück finden; denn für die Mittags- und Abendmahlzeiten würden andere Freunde sorgen; und in der That erhielten wir weit mehr freundschaftliche Einladungen, als wir im Stande waren anzunehmen. Ganze Bogen könnte ich von den verschiedenen Arten der Unterhaltungen aufschreiben, die uns die hiesigen Kaufleute zu verschaffen wußten. Wir lernten auch einige protestantische Kaufleute kennen, die sich mit Katholikinnen verheyrathet hatten. Dieses kann hier nicht anders als mit einer Er-

laubniß geschehen, wozu der päpstliche Nuncius die Vollmacht aus Rom erhält. Dieser unnützen Cere-
monie, die viel Geld kostet, muß sich jeder Prote-
stant, der in diesem Reiche heyrathet, unterwerfen.

Auffallend war mir in einer Gesellschaft die Frey-
heit, die die Bedienten der Portugiesen haben. Wir
hatten Thee, Kaffee und Confect im Ueberflusse, und
nachdem dieses genossen war, so stand ein großer
Theil auf, um Contretänze zu tanzen, und die andern
begaben sich in zwey Nebenzimmer, wo Spieltische
standen, und an einem großen Tische hielt der älte-
ste Sohn vom Hause eine Pharaobank, welche gleich
viel Personen hinzog, um ihr Glück zu versuchen.
Ich war auch darunter. Wir spielten eine Zeitlang,
und als ich mich einmal umfah, ward ich zu meiner
größten Verwunderung gewahr, daß einige von den
Bedienten, die den Thee herumgegeben, sich dreist
zu uns hingesezt hatten und auch mit pointirten. Sie
redeten mit dem Bankier und den Andern auf einen so
vertrauten Fuß, als wenn sie ihres Gleichen wären,
und ihnen wurde hinwiederum von diesen mit größter
Höflichkeit begegnet, auch sie bey dem Taufnamen mit
dem Zusatze Senhor oder Master auf Englisch ge-
nannt. Ich redete nachher mit dem Consul davon,
der mich versicherte, dieß sey hier der allgemeine
Gebrauch, es wäre den Portugiesen der unschickliche
und strenge Abstand, den die Engländer zwischen sich
und ihren Bedienten machten, anstößig; denn diese
hielten nach ihrer Meynung ihre Bedienten mehr als
Sclaven, und nicht als geringere Freunde und Auf-
wärter,

warter, die Portugiesen hingegen glaubten, sich durch einen freundlichen und vertrauten Umgang die Zuneigung und Treue der Bedienten zu erwerben.

Ueberhaupt habe ich gefunden, daß die Karten hier und in Lissabon ein nothwendiges Uebel sind. Die in Portugall wohnenden englischen Kaufleute sind eine würdige, freundschaftliche und gastfreye Art von Menschen, die alle Tage in den Morgenstunden ebenso aufmerksam und geschäftig auf ihren Schreibstuben und emsig in ihren Geschäften, als Abends im Ankleiden, Kartenspiel und andern Arten des Zeitvertreibes sind. Manche wohnen seit zwanzig und dreyßig Jahren hier, und verstehen kaum etliche wenige Worte von der portugiesischen Sprache; machen sie ja an Festtagen eine Spazierfahrt aufs Land, so sind es Lustparthien mit Frauenzimmern, nach einem bestimmten Orte oder Landhause, wohin sie aber ein gutes Mittagessen vorausschicken. Da tanzt man, läßt sich Essen und Trinken wohl schmecken, spielt in Karten und kehrt Abends wieder zurück, ohne sich im Geringsten mit den Einwohnern des Orts einzulassen, die freylich in Ansehung ihrer Sitten und des äußerlichen Ansehens für die meisten Engländer nicht viel Anzüglicheres haben. Wenn sie aber auch Neigung dazu hätten, so fehlt es ihnen doch an Zeit, das Land, darin sie leben, zu studieren, weil sie blos Abends von ihren Geschäften einige Augenblicke abbrechen können, und dann sind die Karten gleich bey der Hand, um solche auszufüllen. So fand ichs auf einer Lustparthie nach dem Dorfe S. Joao da Pasqueira

am

am Ufer des Douro, so fand ichs überall; die Karten waren stets ein wesentliches Stück der Gesellschaft.

Der Statthalter in Porto hat einen District von etlichen Meilen unter sich, und hat die höchste Gewalt in Civil- und Kriegssachen in diesem Theil des Landes, weil er Generallieutenant bey der Armee und Präsident des hier befindlichen obersten Gerichtshofes ist, von dem man nur bloß nach Lissabon appelliren kann. Er war ein Mann, der ganz von dem Portugiesischen Grundsatz abgieng: Mit der Gewalt, die man in Händen habe, müsse man so viel Unrecht, als möglich, thun. Er wünschte, sein Statthalteramt unpartheyisch zu führen, that so viel Gutes, als er konnte, und schadete keinem, ob er es gleich oft in seiner Macht hatte.

Wer viel in Porto herumgehen will, für den ist es in der That eine starke Leibesbewegung; denn keine einzige Strasse geht horizontal fort, ausgenommen diejenige, wo die meisten Engländer wohnen. Alle übrige laufen auf und ab, und zum Theil so steil, daß es für Wagen und alle Arten von Fuhrwerk sehr beschwerlich ist, hinauf zu fahren; daher sind die Tragfessel, welche von ein Paar starken Mauleseln getragen werden, hier weit gewöhnlicher und sicherer, und wir bedienten uns derselben oft, wenn wir die Stadt besuchen wollten.

Die große Kathedralkirche ist ein altes weitläuftiges Gebäude ohne alle Symmetrie und aus vielen hinzugekommenen und angeklebten Stücken, ohne Plan, zusammengesetzt. Sie steht an einem Orte,

wo

wo man ihre Schönheiten, wenn sie deren einige hatte, unmöglich bemerken könnte; jetzt ist es vielmehr, wegen ihres ungestalteten Ansehens ein Glück. Die neuerbauete Kirche vor der Stadt, welche man, wie ich glaube, ironisch die Kirche der armen Geistlichen heisst, hat einen hohen schmalen Thurm, der mit grossen Kosten aufgeführt ist. Inwendig sind in der Kirche vieles Schnitzwerk und Vergoldungen, ohne alle Ordnung und Geschmack verschwendet. Alle die erstaunenden Summen, die man bey diesem Gebäude aufgewendet hat, sind durch milde Gaben aufgebracht worden.

Die Kirche der Karmeliter ist ebenfalls ein neues Gebäude, dessen ganze Vorderseite mit Bildhauerarbeit in Stein bedeckt war, aber ebenfalls den elendesten Geschmack verrieth. Auf dem Giebel, wenn er anders diesen Namen verdient, standen drey monströse und schlecht proportionirte Statuen, welche den Glauben, die Hoffnung und die Liebe vorstellen sollten. Inwendig sieht man dreyzehn verschiedene Altäre, alle sehr reich bis an die Decke verziert, aber im erbärmlichsten Geschmack, so dass die Kirche bey dem Eintritt nichts als Gold und Mahlerey zu seyn scheint. Der ganze Reichthum des Klosters bestand in milden Beyträgen.

Das grosse Franziskanerkloster war auch ein neues, zum Theil noch unvollendetes Gebäude. Es bestehet aus zwey grossen viereckichten Höfen und hat vier Stockwerke; in jedem Hofe läuft ein geräumiger, wohl erleuchteter Gang umher; die Zellen der Mön-

Mönche, an der Zahl 250, liegen auf jeder Seite. Der Pater Guardian erwies uns viele Ehre und auch die ehrwürdigen Vater. Der dicke gelbe Strick mit fünf Knoten, zum Andenken der fünf Wunden Christi, war über den Habit und zwar bis unter die Arme hinauf gebunden, und vorne wurde er immer bis gegen das Kinn hinaufgeschoben.

Beym Weggehen lasen wir über dem grossen Thor des Klosters folgende, mit grossen vergoldeten Buchstaben, auf Portugiesisch eingehauene Ueberschrift: „Maria, unfre Frau, ward ohne Erbsünde empfangen und gebohren.“ Die ganze Andacht des Volks geht hier mehr auf die Mutter Gottes und andere Heiligen, als dafs sie an Gott den Vater und den Sohn gerichtet wäre. Zwey ehrwürdige Orden wetteifern deswegen mit einander; sie geben sich zwar beyde für grosse Verehrer der Maria aus, aber sie gehen doch aus einem gewissen Esprit de Corps in einem sehr wesentlichen Punkte von einander ab.

Nestorius veranlafste nämlich dadurch in der Kirche eine gewaltige Spaltung, dafs er Christum in zwey Personen theilte, zween Söhne annahm, und leugnete, dafs der von Maria gebohrne, Gott wäre; die Geistlichen aber nannten, um den Gemüthern des Volks die achte Lehre einzuprägen, die Maria sowohl in der morgenländischen als abendländischen Kirche auf Griechisch: Maria Theotokos, Maria die Mutter Gottes.

Ursprünglich ward dieses zur Ehre Christi und zur Unterstützung der orthodoxen Lehre eingeführt; aber

aber nach und nach ward dieser Titel der Maria zu Ehren, und endlich ihr ganz allein, beygelegt. Um die Mitte des eilften Jahrhunderts wurden täglich Gebete für sie angeordnet und in den nächstfolgenden 100 Jahren stieg ihr Dienst so hoch, daß man ihr göttliche Ehre erwies; unter andern sprach man sie ganz von der Erbsünde frey, und folglich auch von ihren übeln Folgen. Um das Jahr 1136 verordneten die Canones von Lyon aus großem Eifer, daß dieses mit in die gottesdienstlichen Verrichtungen und Gebete eingerückt werden sollte; aber der heilige Bernhard, der sonst ein rüstiger Verfechter der Maria war, schrieb gegen die Canones, eiferte darüber, und machte gegen die Einführungen solcher Neuerungen, ohne Ursach und ohne Beyspiel aus den vorigen Zeiten, heftige Einwürfe.

Im folgenden Jahrhunderte traten die Scholastiker sowohl unter den Franziskanern, als unter den Dominikanern auf, welche die Lehren von der unbefleckten Empfängniß der Maria einstimmig in ihren Schriften verwarfen: bis ohngefähr um das Jahr 1300 Johann Duns, ein Schottländer, erschien, und solche vertheidigte. Weil er, nach damaligen Zeiten, ein berühmter Theolog war, so traten die Franziskaner auf seine Seite und behaupteten bald darauf, daß die Lehre von der unbefleckten Empfängniß schlechterdings wahr wäre, welche Duns doch nur als möglich und wahrscheinlich mit der zweifelhaften Bedingung, wenn sie dem orthodoxen Glauben nicht zuwider wäre, angenommen hatte. Die Dominikaner setzten sich

sich steif dagegen, und folgten dem heiligen Thomas Aquinas, der damals wegen seiner scholastischen Gelehrsamkeit in grossem Rufe stand, und vom Papst Johann II. sowohl um seiner selbst, als seiner Lehre willen, unter die Heiligen versetzt ward, um die Franziskaner zu drücken und zu kränken, weil sie es meistens mit dem vom Papst in Bann gethanen Kaiser Ludwig von Baiern hielten. Inzwischen hat die Andacht des grossen Haufens verursacht, dafs man bey der Meynung der Franziskaner geblieben ist. Dazu kam, dafs die Universität zu Paris sie unterstützte und die Basler Kirchenversammlung solche nachmals gut hiefs.

Die Dominikaner haben sich nach der Zeit genöthiget gesehen, über diesen wichtigen Artikel das Stillschweigen zu beobachten, was sie auch immer in ihren Klöstern darüber denken mögen; und die Franziskaner triumphirten, als sie an dem König Johann IV. von Portugall, dem Ersten aus dem Hause Braganza, einen so eifrigen Verehrer der Maria fanden, dafs er sie bey der Versammlung der Stände im Jahr 1646 öffentlich zur Patronin des Reichs annahm, und ihr jährlich einen Zins von funfzig Crusaden versprach; ja den 25. März beschwor er sogar öffentlich die unbefleckte Empfängnis der Maria; alle seine Unterthanen mußten dasselbe thun, und den Universitäten im Reiche befahl er, keinem Studenten einen Gradus zu ertheilen, wenn er nicht vorher eidlich angelobet habe, dieses Geheimnis zu vertheidigen, so dafs

es jetzt im ganzen Lande, ausser bey den Dominikanern, als ein Glaubensartikel angenommen ist.

Das Haus, wo der oberste Gerichtshof für die Stadt und für die sammtlichen nördlichen Provinzen dieses Reichs seinen Sitz hat, ist ein hohes grosses massives Gebäude, dessen Fenster alle mit starken eiserne Gittern versehen waren. Es schien mir eben kein günstiges Merkmal der distributiven Gerechtigkeit zu seyn, dafs man hier so viele Behältnisse für Criminal- und andere Arten von Verbrechen sahe, und ich hatte wohl, da ich so viele Unglückliche bemerkte, die ihrer Freyheit beraubt waren, fragen mögen, ob die Gefängnisse nicht zuweilen geräumt würden, damit die Galgen, die Galeeren und die Pflanzungen, was ihnen gehörte, und die Unschuldigen ihre Freyheit bekämen.

Fast alle Processe und Streitigkeiten wurden damals zu Gunsten derjenigen Parthey entschieden, welche die mächtigsten Empenhos aufweisen konnte; es wurden nur die äusserlichen Formalitäten und der Schein der Gerechtigkeit beobachtet. Was die Criminalsachen anbetraf, so wurde zwar, wenn man von der Wahrheit gewifs war, nach Beschaffenheit derselben ein gehöriges Urthel gesprochen, aber selten, oder vielmehr nie vollstreckt, ausgenommen wenn der Beklagte unschuldig befunden ward; alsdann erhielt er mit einem kleinen Empenho seine Freyheit. Hatte er auch das Leben verwirkt gehabt, so konnte er doch durch eben dieses Mittel einen

ewigen Aufschub der Vollstreckung des Urthels erhalten.

Meine Leser werden unstreitig nicht verstehen, was es mit dem *Empenho* für eine Beschaffenheit hat; ich will ihnen daher erstlich die Bedeutung des Wortes sagen, und es alsdann durch ein Beyspiel erklären. Ein *Empenho* ist ein Verfahren, vermöge dessen eine Person sich bey einer andern, die Gewalt und Ansehen hat, und mit ihr entweder verwandt oder sehr gut Freund ist, ernstlich zum Besten einer dritten verwendet, und für diese dritte Person, die gemeiniglich nichts taugt, aus verkehrtem Mitleiden und wider alle Vernunft und Billigkeit, um eine besondere Gunst, die sie keinesweges verdient, bittet, oder die Strafe, sie sey körperlich oder nicht, abzuwenden sucht, ob sie solche gleich durch Urtheil und Recht verdienet hat.

Nun will ich auch ein Beyspiel mittheilen, woraus man sich einen Begriff machen kann, was man sich in diesem Lande aus dem *Point d'honneur* macht. Ein Paar Vettern aus dieser Provinz hatten beyde einiges Vermögen; der eine lebte als Wittwer auf seinem Gute mit einer unverheyratheten Schwester, und mußte mit ihr für seine Familie sorgen, der andere war Officier bey einem Infanterieregimente. Beyde waren auferst eifersüchtig auf einander, weil sie einem und demselben Frauenzimmer die Aufwartung machten. Bey dem Wittwer stieg die Eifersucht bis zur Wuth, so daß er eines Tages in Begleitung seiner Bedienten ausgieng, und seinen Vetter, den Officier,

ficier, als er ihm begegnete, greifen, und durch einen zu dem Ende mitgebrachten Negerclaven auspeitschen liefs. Dieser war unbewaffnet, und vermuthete sich keinen solchen Angriff, schwur aber, nachdem er die Hiebe bekommen hatte, bey seinem Barte, dafs er ihm die boshafte Beleidigung gewifs bezahlen folle. Der Wittwer verstand ganz wohl, was darunter gemeynt sey, und gieng drey Jahr lang aus dem Reiche, nach dem Königreich Galizien. Nach Verlauf derselben, dachte er, würde sich der heftige Zorn seines Veters wohl ziemlich gelegt haben, und kehrte wieder auf sein Gut zurück; doch wagte er sich nicht allein aus dem Hause, sondern allezeit in demselben Tragsessel mit seiner Schwester, weil er sich nicht vorstellen konnte, dafs ein Cavalier so unhöflich seyn, und ihn in Gesellschaft einer Dame angreifen würde. Inzwischen erschien der Officier, nachdem er die Hiebe bekommen, nicht mehr bey dem Regimente, hörte keine Messe und liefs sich den Bart nicht abscheeren, weil er geschworen hatte, diese drey Dinge nicht eher zu thun, als bis er sich für diesen Schimpf, was man hier Genugthuung nennt, gerächt hätte.

Während der Zeit schlich er in Eremitenkleidung im Lande herum, und als er hörte, dafs sein Vetter wieder auf dem Landgute angekommen sey, nahm er einige Gehülfen mit, und paßte ihm auf einem Kreuzwege, nicht weit von seinem Hause, auf. Als jener an einem gewissen Abende mit seiner Schwester in dem Tragsessel zu Hause kam, liefs er anhalten, und

sagte zu der Dame, er habe mit ihrem Bruder etwas zu reden, und bat sie sehr höflich auszustiegen. Als sie diess gethan hatte, zog er ein Pistol aus dem Ermel, schoß den Vetter durch den Kopf, schleppte ihn aus dem Tragessel, und wie er sich in seinem Blute wälzte, that er noch einen Schuß und schoß ihn durch das Herz. Als diess vorbey war, bat er die Dame tausendmal um Verzeihung, daß er ihr beschwerlich gefallen, und fragte, wohin sie wünschte gebracht zu seyn? Sie verlangte nach einem Kloster geschafft zu werden, welches zehn Meilen von dem Orte der Mordthat lag, und wo ihre einzige Schwester eine Nonne war. Der Officier brachte sie als ein galanter Cavalier dahin, und übergab sie wohlbehalten ihrer Schwester.

Darauf gieng er wieder zu seinem Regimente, hielt sich nun wieder zum Dienst tüchtig, trug seine Uniform, und erschien wie gewöhnlich auf der Parade. Als das Gerücht von seinem niederträchtigen Morde bekannt wurde, war er weit entfernt, solchen zu läugnen. Der ganze Adel aus der umliegenden Gegend und alle Männer von Ehre, rechtfertigten das Verfahren, gaben ihm Beyfall, und behaupteten, es wäre das Wenigste, was ein rechtschaffener Mann von Stande thun könne, um seinen guten Namen zu rächen!—

Vortrefflich ist der Hafen bey Porto; es können viele Kauffartheysschiffe daselbst Anker werfen, und in dem Arsenal werden auch viele Kriegsschiffe gebauet. Die Zahl der Einwohner belief sich damals sicher auf

38000 Seelen. Dafs diese Stadt dem vorzüglich beliebten Portwein den Namen giebt, ist eine bekannte Sache. Man rechnet, dafs jährlich auf 20000 Pipen, jede zu 60 bis 70 Reichsthaler, davon ausgeführt werden. Die Stadt soll übrigens ehemals der Hafen eines andern Orts mit Namen K a l e gewesen seyn, (Porto de Kale) und das ganze Königreich daher die Benennung Portugall erhalten haben.

Die ganze Provinz Entre Minho e Duero mochte damals an die 430000 Menschen und einige 90000 Feuerstellen haben. Man zählte darunter 130 reiche Klöster, 1460 Pfarren und an die 200 steinerne Brücken. Wein, Sumach, Schaafzucht und Wolle sind die vorzüglichsten Producte derselben; die Geistlichen aber haben mehr Genuss, als der König von dieser Provinz.

Wir setzten unsre Reise nach einem monatlichen Aufenthalt in Porto weiter fort nach Lissabon. Verschiedene gemachte Bekanntschaften begleiteten uns noch einige Meilen, wo wir noch einmal mit ihnen bey einem Landedelmann zu Mittage speisten. Als das Essen aufgetragen wurde, so setzten sich zwey junge Mädchen bey Tische oben an; sie hatten Mantel von wollenem Zeuge, die von den Schultern hinabhiengen. Das männliche Geschlecht erschien ebenso, mit kahlen Mänteln über den Westen, die keine Ärmel hatten. Die jungen Männer, welche eignes Haar trugen, waren unfrisirt, und die andern, denen die Haare abgeschoren waren, trugen, wegen der kühlen Luft, Nachtmützen, und keiner hatte sich seit

etlichen Tagen den Bart abscheeren lassen. Die Personen, welche am anständigsten bey Tische ausfahen, waren drey Kapuzinermönche; aber sie hatten neue Habite von grobem Tuche, die so schrecklich nach Oehl rochen, daß man davon hätte ersticken mögen. Diese Gesellschaft hatte daher mehr das Ansehen von Fleischerknechten und Seifensiedern, als von Edelleuten; und doch war es eine Lust anzuhören, wie diese schmutzigen, armelig aussehenden Herren mit Excellenzen gegen einander um sich warfen. Unsere Unterredung handelte vornämlich von Pferden, Stiergefechten und den Kapiteln der verschiedenen Mönchsorden.

Nachdem wir uns hier von unsern Freunden getrennt hatten, so setzten wir unsere Reise sieben Meilen weiter auf der Strasse nach Coimbra fort, und zwar auf einer Eselspost. Man kann in allen Städten und Dörfern, zwischen Porto und Santarem, wo wir zu Schiffe giengen, zu jeder Zeit kleine elende Esel miethen, welche wie der Blitz nach der nächsten Stadt laufen, aber auch keinen Schritt weiter thun, wenn man sie auch todt prügelte; man findet jedoch auch gleich frische in Bereitschaft. Diese Art zu reisen kostet nur zween Pfennige für jede portugiesische Meile, und so kamen wir denn den folgenden Abend nach Coimbra.

Das Traurigste für uns war hier, daß wir in unserm Wirthshause, in der Sophiengasse, nichts zu essen bekommen konnten. In dieser Strasse sahe man nichts als Klöster; denn wir zählten deren funfzehn und drey

drey groſſe Kirchen. Hier ſchloſſen wir mit einem Fuhrmann, der eine Kaleſche hatte, einen Handel, uns nach Santarem zu bringen; aber für Hunger hätten wir ſterben mögen. Endlich ſahen wir einen wohlgekleideten Mann kommen; dieſen redeten wir an, und als er hörte, daß wir Engländer waren, und nichts zu eſſen hätten, ſo ſagte er, er wäre gerade im Begriffe, nach Hauſe zu gehen und zu ſpeiſen, er bätte uns, ihm die Ehre unſrer Geſellſchaft dabey zu gönnen. Wir nahmen dieſes Anerbieten ohne Umſtände herzlich gerne an, und giengen mit ihm. Aus den Kleidern, aus den Augen, aus der weiſſen Geſichtsfarbe und den ſchönen Haaren ſahen wir gleich, daß ſeine Frau keine Portugieſin war, und wurden darin beſtärkt, als ſie anſieng zu ſprechen. Sie redete Franzöſiſch, aber mit einer harten deutſchen Ausſprache, ſo daß man ſie nicht leicht verſtand.

Auf unſer Befragen, ob ſie Engliſch rede, antwortete ſie mit Nein. „Ich bin eine Deutſche, ſagte ſie, und Gott hat mich für meine Sünden in dieſes häßliche Land kommen laſſen. Ein alter Domherr zu Braga und die Prieſter in der Stadt überredeten uns, daß ich eine anſehnliche Penſion erhalten würde, wenn ich zur katholiſchen Religion übertrate, wie es jetzt in Liſſabon Mode iſt. Ich gieng auch dahin und hatte königliche Pathen; aber ich habe nichts bekommen, und kaum hat mein Mann, der Officier iſt, den Sold auf zwey Monate, die er vom Regiment abweſend gewesen, erlangen können.“

Was haben Sie hier für einen artigen Knaben?
fiel ich ein.

„Ach, mein Herr, das kommt daher, weil er in Deutschland gebohren ist; wie alt glauben Sie, daß er ist?“

Zwischen sieben und acht Jahren, erwiederte ich.

„Er ist nur zwey Jahre alt, schrie sie.“

In meinem Leben sahe ich kein so artiges Kind von diesem Alter.

„Ach meine Herren, wenn Sie noch nicht verheyraethet sind, so nehmen Sie ja keine Portugiesin; es ist nicht viel an ihnen; sie taugen nicht zum Kinderzeugen, sondern blos zur Galanterie. Heyrathen sie eine Deutsche oder eine Engländerin.“

Für mich war diese Bekanntschaft außerordentlich angenehm; denn das läßt sich nicht beschreiben, was man empfindet, wenn man, so weit entfernt von seinem Vaterlande, Landsleute antrifft. Diese Dame war aus der Grafschaft Lippe, und durch den Generalissimus Grafen von Schaumburg-Lippe, mit ihrem Mann nach Portugall gekommen.

Bey der fernern Unterredung fand ich, daß diese Frau mit ihrer Lage sehr unzufrieden war. Sie hatte sich mit ihrem Mann eingebildet, daß Portugall eine Goldgrube sey. Dieß fand sie nun nicht so, sondern vielmehr das Gegentheil, daß sie sich, als Capitainsfrau, weit schmaler als in Deutschland behelfen mußte, und auch nicht einmal durch Veränderung ihrer Reli-

Religion irdische Vortheile erlangte; daher war sie jetzt äusserst niedergeschlagen und bekümmert.

Coimbra ist der Hauptort der Provinz Beira, deren Einwohner sich wohl an die 550000 erstrecken mögen, und wovon die Hauptstadt gewiss 12000 Einwohner hat. Sie liegt am Fluß Mondego an und auf einem angenehmen Berge, und ist etwas befestiget; ohnstreitig aber ist das Schloß ihr bester Schutz. Vor Alters war sie die Residenz der Könige und führte den Namen eines Herzogthums. König Alphonfus I., der hier regierte, liegt mit der Elisabeth da begraben. Um die Stadt herum liegen Wälder und Gärten; auch liegt nicht weit von der Stadt, in dem auf dem Berge befindlichen Franziskanerkloster, ein kostbarer Wasserbrunnen, den die Römer noch gebauet haben sollen. Eine ähnliche Wasserleitung befindet sich in der Stadt, die der König Sebastian im Jahr 1572 mit grossen Kosten angelegt hat. Die hiesige Universität wurde im Jahr 1482 von Johann III. gestiftet; er hatte eine grosse Zahl gelehrter Männer dahin berufen, und daher entstand das bekannte Collegium Conimbricense, das lange Zeit so berühmt war. Als Pom- bal Minister wurde, suchte er die verfallene Universität wieder blühend zu machen; allein seine Bemühungen wollten nicht glücken. Die Nation fand zu viel Vergnügen an dem Joche des Aberglaubens, und man behauptete damals, daß die ganze Beschäftigung der akademischen Jugend darin bestehe, ein Gemengsel von Italianischem und Portugiesischem, was sie Latein

nannten, zu sprechen und Zahnstocher von Buxbaumholz zu machen.

Das hiesige Bisthum stehet unter Lissabon und soll jährlich 150000 Pfund Einkünfte haben; auch das grofse Inquisitionsgericht gehört nach Lissabon. Das hiesige Jesuitercollegium hat wohl schwerlich seines Gleichen; denn es hat 16 Gebäude; die Kirche soll der Peterskirche in Rom nicht viel nachgeben, und die Bibliothek enthält ungemein viele kostbare und feltne Werke. Auch die übrigen Kirchen der Stadt sind prächtig und mit vielem Marmor geziert. Die Brücke über den Mondego hat 30 Bogen und 839 Schritte in der Länge.

Wir hielten uns einige Tage, meiner deutschen Landsmännin zu Gefallen, in Coimbra auf, und fuhren erst den vierten Tag von da weg. Da dieses Fuhrwerk aber zu langsam gieng, so bezahlten wir es und nahmen eine Meile davon unfre Eselspost wieder, welche uns den folgenden Tag nach Santarem brachte. In dieser mittelmässigen, am Tajo liegenden Stadt, blieben wir nur eine Nacht. Beym Eintritt in dieselbe stiefsen wir auf die Bruderschaft vom Rosenkranz, welche durch die Gassen zog, und unter Vortragung eines Marienbildes mit Wachskerzen versehen war, und unter Begleitung einer Menge Volks in braunen Kleidern den Terco sang.

Terco heisst nämlich der dritte Theil des Rosenkranzes, oder der Krone der Maria. Der ganze Rosenkranz enthält funfzehn Paternoster und 150 Ave Maria, so dafs zehn der letztern allemal auf ein Paternoster

noster gerechnet werden und der ganze Rosenkranz funfzehn Theile oder Geheimnisse von Christo und der Maria enthält. Diese werden wieder in drey Theile oder Tercos getheilet; die ersten fünf heißen die freudigen, die andern fünf die betrübten, und die letzten fünf die glorreichen Geheimnisse. Im Singen, im öftern Wiederhohlen des Rosenkranzes oder eines Theils desselben, im Anhören der Messe, welche allezeit in einer dem Volke unverständlichen Sprache gelesen wird, im Fasten und Beobachten der Festtage der Kirche, besteht das Wesentliche der Religion eines portugiesischen Katholiken.

Den andern Morgen begaben wir uns zu Schiffe, und segelten, mit günstigen Winden, auf dem Rücken des goldnen Tajus sanft nach Lissabon. Der Fluß läuft zuweilen an Hügeln hin, zuweilen nimmt er eine andere Richtung zwischen weiten fruchtbaren Ebenen, die abwechselnde Gemählde von Getraidefeldern, Oehlbaumen, Pomeranzenwäldchen und nahe bey einander liegenden Dorfschaften darstellen. Wenn man an Lissabon kommt, so erblickt man eine ausgebreitete Küste an einem grossen Flusse, der alle Arten Schiffe aufnehmen kann, der sich unmittelbar in das Atlantische Meer ergießt, und wegen der Lage einen Vorzug vor allen andern in Europa verdient, indem von hier aus der ausgebreitetste Handel mit ganz Amerika geführt werden kann. Nimmt man nun noch das gesunde Klima, die grosse Abwechslung von Früchten allerley Art und von den schönsten Naturproducten, welche dieses Land auch bey der schlechtesten

testen Cultur hervorbringt, dazu, so wird man wirklich unerschöpflich, was hier am meisten Verwunderung verdient, ich meyne, wie viel die Natur gethan hat, um die Einwohner dieses Landes glücklich zu machen, und wie wenig sie selbst dazu beytragen.

Der Hafen bey Lissabon ist einer der besten und vortrefflichsten, die ich gesehen habe. Der Umkreis desselben erstreckt sich auf zehn Meilen und seine Tiefe trägt sechszig Lachtern aus. Das schönste dabey ist dieses, daß ihn die Natur mit hohen Gebirgen umgeben hat; denn dadurch haben die Schiffe eine sichere Mauer wider die Sturmwinde. Die Zahl der hier jährlich ein- und auslaufenden grossen und kleinen Schiffe ist ausserordentlich beträchtlich. Nichts ist prächtiger, als der Anblick dieser Hauptstadt. Sie liegt in der Provinz Estremadura, welche, wenn auch nicht die volkreichste Provinz, doch gewiss die fruchtbarste ist; denn sie bringt Alles hervor, was in andern Provinzen nur einzeln wächst.

Von der Meerseite erhebt sich Lissabon in Gestalt eines vollkommenen Amphitheaters, auf sieben mit Pallästen, Kirchen und Häusern, bedeckten Bergen. Rechnet man von den Dörfern Pedroucos und Belem an, welche unterhalb Lissabon an der Küste liegen, und wie es damals der Plan war, sie durch eine Reihe von Gebäuden zusammenzuhängen, so kann man annehmen, daß diese Stadt längst dem Ufer bis Maravilla hinauf, zwey deutsche Meilen in der Länge beträgt. Ihre Breite aber ist sehr verschieden, und erstreckt sich Landwärts gegen Anhöhen hinan, die sich

sich an den meisten Orten, gleich hinter der Stadt erheben, wenn sie nicht durch Vertiefungen oder Thäler, welche unmittelbar zwischen durchlaufen, getrennt werden. Die vornehmste Vertiefung macht zugleich die schönste Gasse Rua augusta aus, die lauter neue Häuser hat, die aber damals noch nicht alle ausgebauet waren. Man erblickte überhaupt noch überall traurige Ueberbleibsel jenes fürchterlichen Erdbebens, das im Jahr 1755, in Zeit von sieben Minuten, die Stadt auf eine schreckliche Weise verwüstete. Ein grosser Theil der schönsten Gebäude lag noch in der Asche; denn man hatte bis jetzt nur auf das schleunigste für die Wiederaufbauung der zerstörten Kirchen und Klöster gesorget.

Demohnerachtet schätzte man die Zahl der Häuser auf 18000, die gewiss noch um 8000 vermehret wird, wenn alles wieder aufgebaut ist, und die Einwohner über 100000. Die Befestigung der Stadt ist, nachdem man grosse Summen verschwendet hatte, unvollkommen liegen geblieben. Indessen steht doch in ihrer Mitte eine Citadelle und bis an den Ausfluß des Tajo sind über zwölf Kasteele angelegt. Vorzüglich hoch liegt das Quartier Bairro Alto; es stellt eine unendliche Abwechslung der Häuser von verschiedener Höhe und Lage dar. Alle Anhöhen in und um die Stadt sind mit Kapellen, Kirchen und weitläufigen Klöstern besetzt, welche mit ihren Garten, Baumgärten und Weinbergen den fünften oder wenigstens den sechsten Theil der ganzen Stadt einnehmen, und deren

deren zahlreiche Müßiggänger von den übrigen Einwohnern unterhalten werden.

Alle Gassen, die seit dem Erdbeben gebauet worden, sind grösstentheils gerade, regelmässig, breit und durchschneiden sich rechtwinklicht; aber die Häuser sind überhaupt nach Proportion der Breite der Gassen zu hoch; deswegen müssen sie, wenn sie beym ersten heftigen Stosse vom Erdbeben einstürzen, diejenigen, welche sich sonst auf die Gasse flüchten könnten, unter ihren Ruinen vergraben. Dieser Gedanke ist vermuthlich der Aufmerksamkeit des Marquis von Pombal und seines Architecten entgangen, als sie den Plan zur neuen Stadt entwarfen. Man fieng auch damals schon an, diesen Plan nicht weiter auszuführen und manche angefangene Gebäude waren liegen geblieben.

Der Character des Marquis von Pombal war so weit über alle seine Landsleute erhaben, daß sich gar keine Vergleichung anstellen läßt; er war aber auch in seinen Plan zur Aufbauung der neuen Stadt so verliebt, daß man wohl behaupten kann, es sey nach der Verjagung der Jesuiten, deren vornehmstes Werkzeug er mit Beyhülfe des ihm günstigen Papsts Ganganelli war, sein Steckenpferd gewesen, worauf er viel Geld verwendete, und keine Kosten sparte, um die Börse, Magazine, das Zollhaus und alle Justiztribunale bequem und prächtig aufzuführen. Diese sollten meistens auf dem grossen Platze stehen, welcher der Boden des Pallastes Terreiro de Passo hiefs, weil der Pallast vor dem Erdbeben auf der einen Seite stand, und

und nun den Namen des Platzes der Handlung, Pra-
ca de Commercio, bekam, welchen er auch seit der
Zeit behalten hat.

Er sahe diesen Platz als den Mittelpunct, oder
das Theater des ganzen portugiesischen Handels mit
andern Nationen, und mit ihren eignen Besitzungen
in Amerika und Asia an, und wo zugleich alle wich-
tigen Civil- und Criminalsachen abgehandelt und in
der letzten Instanz entschieden werden sollten. Er
wendete daher seine ganze Sorgfalt auf die Vollen-
dung und Verschönerung dieses Platzes und den da-
mit am nächsten zusammenhängenden Theil der Stadt,
und vernachlässigte darüber verschiedene neue Manu-
facturen, die er selbst angelegt hatte, um die Einfuhr
der vielen Artikel zu verhindern, wodurch die Han-
delsbilanz so nachtheilig für Portugall ward und so
große Summen Geldes aus dem Reiche giengen.

Außerst auffallend war mir's, daß hier die Gassen
nie gereinigt wurden, ob man gleich mit dazu verord-
neten Gassenkehrern einen Contract geschlossen hat;
aber sie thun ihre Schuldigkeit nicht. Alle Unreinig-
keiten werden des Nachts und auch zuweilen bey Ta-
ge aus dem Hause zum Fenster hinaus, auf die Gasse
geschüttet; und dieß würde noch weit schädlicher
seyn, wenn nicht Alles, was nur im Geringsten essbar
ist, sogleich von einem Heere halb verhungelter Hun-
de, die ohne Herren umherlaufen, aufgefressen wür-
de. Auch ist es deswegen gut, daß die Gassen, seit
dem Erdbeben, viel gerader und geräumiger sind ge-
macht worden; denn nun können die brennenden
Sonnen-

Sonnenstrahlen hineindringen und viele pestilenzialische Ausdünstungen verzehren, wodurch die Luft gereinigt wird, und die Strassen viel reinlicher bleiben, als sie sonst aussehen würden. Dieß ist ein Umstand, der vor dem Erdbeben nicht statt fand. Auch jagt der angenehme kühlende Nordwind, welcher sich gemeiniglich zu Mittage erhebt und die Einwohner erquickt, wenigstens in den höhern Gegenden der Stadt, die bösen Dünste fort. Bey alle dem ist es dennoch unmöglich, in Lissabon herumzugehen, ohne dafs die Geruchsnerven nicht alle Augenblicke auf die unangenehmste Weise gereizt werden. Es geht daher Niemand, der es irgend vermeiden kann, zu Fuß auf den Gassen, theils wegen der grofsen Hitze, theils wegen der weiten Entfernungen, weil sich die Stadt nach allen Gegenden so weit ausbreitet; und es ist daher eine gewöhnliche Bemerkung der Einwohner, dafs man die gemeinsten Leute auf der Gasse antrifft, und in den heifsesten Stunden des Tages nur Hunde und Engländer gehen sieht.

Bey meinen Spaziergängen um die Stadt, die ich, der grofsen Hitze ohngeachtet, häufig anstellte, habe ich mich oft recht herzlich gefreuet; denn die romantische Lage derselben stellt wegen der unregelmäfsig bebaueten Anhöhen und Thäler, mit untermengten Obst- und Weingärten und ihres Abhangs gegen einen majestätischen Fluß, der von Schiffen aller Art wimmelt, dem Auge, bey jedem Schritte, eine solche Abwechslung von mahlerischen Ausichten dar, dafs man sich nichts Interessanteres denken kann.

In

In der Kirche des heiligen Rochus, wo der König mit seinem ganzen Hofe, allemal am ersten Frey-
tage in der Fasten, den Fuß des Heilandes küßet, sahe
ich die Figur des Heilandes. Er knieete auf einem
Knie, und auf dem andern erhob er sich, um das auf
seinen Schultern liegende schwere Kreuz aufzuheben.
Es stand mitten in der Kirche. Der Sakristan führte
uns, für ein kleines Trinkgeld, zu demselben hin,
zeigte uns eine tiefe Wunde am Beine, welche ein
Jude mit einem Messer gestochen hatte, als man ihn
unter dem Vorwande, daß er dem Bilde seine Vereh-
rung beweisen wollte, hinzuliefs. Der Sakristan be-
theuerte, daß das Messer des Bösewichts so tief in das
Bein eingedrungen wäre, als wäre es wirklich Fleisch
gewesen, daß eine Menge Bluts aus der Wunde gelaufen,
welches man noch jetzt sorgfältig in der Sakristey
aufhübe. Er zeigte uns auch Merkmale vom Einbiss
der Zahne an einer andern Stelle des Beins, welche,
seiner Erzählung nach, auf folgende Weise entstanden
seyn sollen.

Ein unglaublicher Mohr kam Geschäfte halber
nach Lissabon, und ein eifriger Dominikaner unter-
nahm seine Bekehrung. Nach langem Streiten für und
wider die christliche Religion, griff der Mohr seinen
Gegner wegen des Bilderdienstes, den alle Mahome-
daner verabscheuen, sehr ernstlich an. Der Mönch
erzählte ihm zur Unterstützung der Verehrung der
Bilder, was sich mit diesem Bilde, nachdem der Jude
es gestochen, zugetragen habe. Jener versetzte, er
könne es nicht glauben, wünsche aber doch die

Wunde zu sehen. Den folgenden Tag führte ihn der Dominicaner zu dem Bilde, und indem sich der Mohr näherte, als wenn er die Wunde genauer untersuchen wollte, versetzte er dem Bilde einen Biß ins Bein. Zu seinem größten Erstaunen, fand er, daß solches warmes Fleisch war, und daß die Zähne tief in das nachgebende Fleisch drangen. Der Mohr liefs sich gleich taufen, diente als Untersakristan viele Jahre bey der Kirche, und starb im Geruche der Heiligkeit. Ich sah den Eindruck der Zähne; ob solcher aber auf die von unserm Führer angegebene Weise entstanden war, werden meine Leser wohl mit mir bezweifeln. Inzwischen erzählte uns der Sakristan, daß man dem Bilde seit der Zeit beständig die größte Verehrung bewiesen, und daß sogar die königliche Familie, alle Jahr den Abend vor der großen Procession, die am ersten Freytag in der Fasten, zum Andenken des Ausgangs unsers Heilandes aus Jerusalem, gehalten wird, herkäme, um ihre Andacht dabey zu verrichten.

Der Sakristan, dem unser Trinkgeld vermuthlich gefallen hatte, führte uns darauf zu der Kapelle Johannis des Taufers, welche König Johann V. mit erstaunlichen Kosten zu Rom hatte verfertigen lassen. Um sie einzuweihen, las der Papst die erste Messe darin, worauf sie aus einander genommen, sorgfältig eingepackt und von den Meistern, die solche verfertigt hatten, hieher geschafft ward, um sie wieder aufzurichten, nebst einer prächtigen goldnen Lampe, und zwey ungeheuern Leuchtern von massivem verguldeten

ten Silber, deren jeder an die zwölf Pfund wog. Nachdem wir die Kapelle betrachtet hatten, die voll von schönen Mosaiken ist, führte er uns zum grossen Altar, und zog einen damastenen Vorhang weg, da sich denn ein kostbares Marienbild mit dem Jesuskinde auf dem Arme zeigte. Maria trug ein kostbares, mit Gold durchwebtes Kleid und auf dem Haupte eine mit Steinen von verschiedenen Farben besetzte Krone; sie stand auf dem Monde, in Gestalt einer Sichel; sie war von vielen goldnen Sternen auf lazürnem Grunde umgeben, und hatte den Namen, unsere liebe Frau von Empyraeum. Das Jesuskind hielt in einer Hand einen Zepter und in der andern eine kleine Kugel. Von dem Wunderthätigen an diesem Bilde gab uns unser freundlicher Sakristan Nachricht, welcher vorher geheiligte Handschuhe, und eine Stola über seinen Priesterrock angezogen hatte, ehe er es wagte, sich dem Bilde zu nähern und es anzusehen.

Er erzählte uns, das Kind, welches wir auf seiner Mutter Arm sahen, wüchse jährlich zusehends; sie müßten ihm oft die Nägel an Händen und Füßen abschneiden, und das, was sie abschnitten, würde sorgfältig aufgehoben. Er versicherte, man finde in ihren Kirchenbüchern, die er vorzuzeigen sich erbot, Nachrichten, daß das Kind vor ohngefähr 200 Jahren, verschiedenemal aus den Armen seiner Mutter, auf Einladung zweyer Kinder von eben der Grösse, die damals fleißig in die Kirche kamen, herabgestiegen, und man habe sie oft alle dreye, auf den Stufen

des Altars, ihre Vesperkost mit einander verzehren sehen; das Jesus-Kind habe ihnen gesagt, sie würden am nächsten Himmelfahrtstage, nach dem Himmel abgerufen werden; dieß sey auch wirklich geschehen, denn man habe sie vor dem Marienbilde, auf den Knien, mit gefalteten Händen todt gefunden; ihre Reliquien würden als ein Heiligthum unter dem Altar aufbewahrt, und man feyere jährlich ein Fest zum Andenken dieses Wunders.

Dem Sakristan schien es ein Vergnügen zu seyn, uns mit Erzählungen von solcher Wichtigkeit zu unterhalten, und man merkte gar deutlich, daß er von dem, was er sagte, fest überzeugt war. Ich suchte nähere Erkundigung von ihm einzuziehen, und hörte, daß er aus einem angesehenen hiesigen Hause abstamme, daß er in seiner Jugend einen Mord unter schrecklichen, ihm zu Schulden kommenden, Umständen begangen, daß man ihm aber, um seine Familie zu schonen, erlaubt habe, nach Rom zu flüchten, wo er lange unter den portugiesischen Juden, auf den Stufen der Peterskirche Buße gethan, bis er endlich Verzeihung erhalten habe. Er sey darauf mit Empfehlungsschreiben nach Portugal zurückgeschickt worden, jedoch unter der Bedingung, daß er in der Kirche, wo wir ihn fanden, die Dienste eines Sakristans verrichten sollte.

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich mehrere dergleichen Erzählungen, die man hier täglich hören kann, anführen wollte; ich füge daher nur noch hinzu, daß wir in Gesellschaft der vielen Be-

kannt-

kanntschaften, die wir hier auf unsere Empfehlungsbriefe machten, Alles zu sehen bekamen, was ihrer Meynung nach sehenswerth war, daß wir fast täglich in Gesellschaften waren und kleine Excursionen nach den umliegenden Gegenden machten. Man wird mit Thee, Chokolade, Karten und Tanzen, wozu ein Jeder Lust hat, unterhalten. Von einer der Damen in der Gesellschaft bekommt man fast jedesmal einige auserlesene Arien zu hören; die Liebe zur Musik und zum Singen ist hier so groß, daß man selten einen Bauer, ein Landmädchen oder einen gemeinen Soldaten antrifft, der nicht die Guitarre spielte, und dieses Instrument befäße, gesetzt auch, er hätte übrigens kein ganzes Hemde auf dem Leibe, oder nichts, um seine Blöße mit alten Lumpen zu bedecken.

Der portugiesische Bauer befindet sich wirklich in einer traurigen Lage. Die wohlthätigen Wirkungen des auswärtigen Handels und der ansehnlichen Länder, welche der König von Portugal in Afrika, Ostindien, und in Südamerika besitzt, haben weiter noch keinen merklichen Einfluß auf den portugiesischen Bauer gehabt, als daß die Bewohner der Hauptstadt dadurch in den Stand gesetzt werden, dem Bauer auf die Lebensmittel, die er zu Markte bringt, einige geringe Vorschüsse zu thun. Aller Glanz der auswärtigen Eroberungen hat nicht das Geringste dazu beygetragen, seine Lage zu verbessern. Der einzige ausländische Luxus, den er kennt, ist der Toback, und wenn seine schwache Börse es erschwingen kann, so kauft er sich einen gedörrten Stockfisch von Neu-

foundland; aber diesen Leckerbissen darf er sich nur selten gelüften lassen. Ein Stück Brod von türkischem Korn oder Mais, und eine eingefalzene Sardelle, oder etwas Knoblauch, um dem Brode einen gewissen Geschmack zu geben, macht seine gewöhnliche Mahlzeit aus; und wenn er ein Stück Fleisch von einem Ochsen, Kalbe oder Schweine, das er selbst gemästet hat, um seine arme Familie zu Weyhnachten oder Ostern damit zu regaliren, erhalten kann, so glaubt er den gröfsten Gipfel menschlicher Glückseligkeit in dieser Welt erreicht zu haben. In der That, würde man ihm auch, wenn er, aufser dieser gewohnten Dürftigkeit, nach seinen jetzigen Verstandeskraften etwas befasse, solches nicht lange lassen, oder er würde es vielmehr bereitwillig hergeben; denn da Dürftigkeit und Elend hier sein Erbtheil sind, so predigen ihn die unzähligen Beichtväter und Tröster, wovon das Land wimmelt, beständig vor, auf einen künftigen glücklichen Zustand, und ein besseres Leben hinzusehen, wozu sie die untrüglichen Wegweiser sind.

Beyspiele und Erziehung lehren ihn durchgängig, zu glauben, dafs er ohnfehlbar dazu gelanget, wenn er seinen Zehnden gewissenhaft bezahlt, oder wenn er ein gewisses Kloster, oder ein heiliges Bild, oder den dabey Messe lesenden Priester, oder einen Altar, der etwa der Gegenstand seiner besondern Andacht ist, reichlich beschenkt. Wiederfährt ihm ein Unfall, so glaubt er in irgend einem wesentlichen Puncte gesündigt zu haben, und verdoppelt deswegen seinen andächtigen Eifer und seine Geschenke. Ist er
glück-

glücklich, so bringt die Erkenntlichkeit eben die Wirkungen hervor. Hat er Geld genug, seinen Sohn oder seine Tochter in einen Orden einkleiden zu lassen, so giebt dieß seiner Familie auf immer ein Ansehen; und es braucht alsdann nur noch, um ihn in allen Klöstern und umliegenden Gegenden felig zu sprechen und gleichsam zu vergöttern, daß er das Bisgen Geld, welches er zusammenbringen kann, den Priestern vermacht, um gleich eine Menge Messen zu lesen, und die Seele dadurch desto eher aus dem Fegfeuer zu bringen, und ihr zum Genuss jener Scenen zu verhelfen, welche seiner gereizten Einbildungskraft längst als ein entferntes frohes Bild vorge-mahlt worden.

Nach dieser kurzen, aber wahrhaften, Beschreibung des Zustandes der Religion bey dem gemeinen Mann in Portugal, hört alle Ursache zum Erstaunen auf, wenn man den Bauer so arm, und die Kirche so reich sieht; und da keine Regierungsform sich eigentlich mit dem blühenden Zustande der Kirche verträgt, wäre er auch nur halb so blühend als der hiesige, so darf man sich nicht wundern, daß Kirche und Staat gleichsam einstimmig handeln, die Nation in dem erniedrigenden Zustande der Slaverey, Unwissenheit und Armuth zu erhalten, wovon ihre eigene Sicherheit und Erhaltung abhängt. Daher rührt der durchgängige Anchein von Gleichgültigkeit und Niedergelagenheit, den man in dem Gesichte eines jeden portugiesischen Bauers bemerkt, welcher allezeit elende Nahrungsmittel zu sich nimmt, und von der bren-

nenden Sonne abgezehrt wird. Der übel behandelte, und doch so nützliche Landmann ist mit dreyßig Jahren eingeschrumpft, und voll Runzeln, zumal die Weiber, welche ihr Leben dreyßig bis vierzig Jahre hinschleppen, und alle Zeichen eines blassen Alters an sich tragen, und herumschwebenden Gespenstern ähnlich sehen.

Die Inquisition in Portugal darf ich, da ich von derselben noch nichts erwähnt habe, nicht ganz übergehen. Dieses fürchterliche Gericht führte Johann der Dritte zwischen den Jahren 1521 bis 1557, in seinem Reiche ein, ja sogar bis in seine ostindischen Länder hin, weil die Menge heimlicher Juden, die ihm unterthan waren, eine strenge Wachsamkeit zum Besten des christlichen Glaubens zu erfordern schien. Aber kaum hat in irgend einem Lande, Spanien ausgenommen, dieses Kezzergericht gegen Christen und Juden so grausam gewüthet, als in Portugal. Es hat jede verdächtige Aufführung in Religionsfachen, jede freye Rede, und jeden Versuch gegen die geistliche Gewalt, gleich den ärgsten Verbrechen, willkührlich, und ohne daß der König dieses Verfahren nur untersuchen durfte, mit vieljährigem Kerker, Verlust der Güter, Beschimpfung aller Art, oft auch mit dem Tode bestraft. Dadurch ist diese Nation in einer solchen Furcht erhalten worden, daß sie es nicht gewagt hat, von dem vorgeschriebenen Wege in Lehren und Meynungen abzuweichen.

Ich will meinen Lesern nur ein Beyspiel von einem solchen Unglücklichen erzählen, und sie werden dann

dann schon selbst daraus schliessen können, wie leicht es ist, diesem Gericht in die Hände zu fallen. Es ist die Geschichte eines Freundes, den ich in Lissabon kennen lernte, und der aus der schönsten und blühendsten Provinz dieses Reichs, Entre Douro e Minho, war. Dieser sagte mir: „Mein Vater besaß ein herrliches Landgut am Ufer des Flusses Lima, zwey Meilen von dem Seehafen Viana. Weil ich Erbe davon war, so erhielt ich eine für einen Landedelmann schickliche Erziehung. Ich gieng fleissig nach Porto, wo ich einige Verwandten hatte, und war mit verschiedenen der englischen Factors und Kaufleute wohl bekannt.“

„An einen derselben verkaufte mein Vater gemeiniglich 100 bis 150 Fässer oder Pipen Wein. Unser Wein war freylich nicht so dick und stark, als der am Ufer des Douro wächst, kostete aber auch kaum das Viertel von jenem; inzwischen wufste der englische Kaufmann, unser Freund, diesem Weine mit dem Saft der Beeren des Faulbaums, den wir ihm schaffen mußten, und durch Mischung mit andern geistigen Sachen, so viel Güte zu geben, daß er zu London für Porto-Wein verkauft ward. Mein Vater erbaute auf seinem Gute auch eine ansehnliche Quantität Weizen und Mais, die er in Lissabon mit Vortheil absetzte, so daß ihm sein Gut jährlich sieben bis acht tausend englische Kronen einbrachte. Ich machte mir ein grosses Vergnügen daraus, ihm in seiner Landwirthschaft beyzustehen. Wir hatten einen artigen Wagen, darin meine Mutter und Schwester nach Viana zu fahren pflegten, um den grossen Feyerlichkeiten der Kirche in Weyhnachten,

in der Fasten und Oßern, beyzuwohnen und den Jahrmarkt unsrer lieben Frau des Schmerzens zu besuchen. An unser Landgut gränzt ein Kapuzinerkloster, darüber unfre Familie das Patronatrecht ausübt. Mein Vater hat sich jederzeit freygebig gegen die Mönche bewiesen, und einer von ihnen las gemeiniglich an Sonn- und Festtagen Messe für uns. Ich war mit meiner Lage zufrieden, und hatte mit vielen meiner Bekannten, über deren glückliche Ausichten ich wohl neidisch seyn konnte, wenig Umgang.“

„Als ich einst an einem gewissen Morgen sehr zeitig mit meinem Vater in unserm kleinen Boot den Fluß hinabfuhr, um am Bord eines Schiffes zu gehen, welches wir mit Getraide nach Lissabon befrachteten, bemerkten wir im Vorbeyfahren, bey dem Kastell St. Jago an der Mündung des Hafens von Viana, daß die Ausfallspforte, die gegen das Wasser ausgeht, offen war, und daß einige Männer sich beschäftigten, Güter aus einem Boot auszuladen, und in das Kastell zu schaffen. Dieser Umstand fiel uns auf, weil wir wußten, daß die Pforte seit langer Zeit vermauert gewesen, und daß sie es auch noch vor einigen Tagen gewesen war, als wir vorbeypassirten. Die Sache gieng uns aber nichts an, wir setzten also die Fahrt nach unsern Geschäften fort.“

„Das Nachstemal, als der Oberaufseher der königlichen Zölle auf seiner Untersuchungsreise in diese Provinz kam, um nachzusehen, ob auch contrebände Waaren eingeführt wären, oder gesetzwidriger Schleichhandel getrieben worden, ward mein Vater

VON

von ihm nach Viana vorgefordert, und nachdem er hatte schwören müssen, daß er die Wahrheit auf die vorgelegten Fragen sagen wolle, ward er befragt, ob er nicht an dem und dem Morgen das geheime Pförtchen des Kastells hätte offen, und Güter bey demselben ausladen gesehen; welches er seinem Gewissen gemäß bejahete. Weil man ihn aber nicht zum Stillschweigen verpflichtete; so gieng er gleich zum kommandirenden Major in dem Kastell, der sein vertrauter Freund war, und gab ihm von dem, was vorgefallen war, Nachricht. Der Major umarmte ihn, und bedankte sich für die Nachricht, setzte aber hinzu, daß ihm die Sache gar nichts angieng, und daß sein Vater nichts anders, als die Wahrheit von dem, was er gesehen, habe auszusagen können.“

„Zwey Monate darauf erfuhren wir aus Viana, daß der Major auf königlichen Befehl abgedankt, und von der Armee weggejagt sey, weil er heimliche contrabande Waaren in das Kastell eingeführt, da er doch gewußt, daß solche verboten wären; zugleich berichtete man uns, es sey zu Viana bekannt, daß er hauptsächlich auf meines Vaters Aussage gegen ihn bestraft worden sey.“

„Auf diese Aussage schickte mein Vater, der wegen eines bösen Halses das Zimmer hüten mußte, mich nach Viana zu dem Major, um ihm zu bezeugen, wie vielen Antheil er an seinem Unglück nähme, und zugleich zu sagen, mein Vater hoffe von seiner Billigkeit, daß er ihm doch nicht etwa die Schuld davon beymessen würde, er habe an diesem widrigen Zufalle
weiter

weiter nicht den geringsten Antheil, als was er ihm damals gesagt hatte. Der Major wiederholte seine Versicherung, daß er meinem Vater nicht die geringste Schuld beylege, er sähe es als eine Strafe Gottes für seine Sünden an, und hoffe als ein guter Katholik den gehörigen Gebrauch davon zu machen. Mit einem Worte, er schickte mich ruhig und zufrieden zu meinem Vater zurück.“

„Den funfzehnten des folgenden Decembers, ein Tag, den ich nie vergessen werde, hörte ich vor Mitternacht, als unser ganzes Haus zur Ruhe war, draussen einen ungewöhnlichen Lärmen. Ich lief ans Fenster und fand das Haus mit einer Compagnie Soldaten besetzt. Indem ich im Begriff war, mich zu erkundigen, was sie wollten, kam man mir mit einem donnernden Gepolter an der Hausthür entgegen. Ich rief hinaus, was es gabe? und erhielt zur Antwort: Auf Befehl des Königs und der heiligen Inquisition den Augenblick aufzumachen. Ich gehorchte, weil ich wohl wußte, daß hier nichts anders zu thun wäre. Zuerst traten einige Soldaten herein, und ihnen folgten verschiedene Mitglieder und Commissaire der Inquisition, nebst einem Notar und seinen geistlichen Alcalden.“

„Der Commissair sagte, er käme auf Befehl der heiligen Inquisition zu Coimbra, meinen Vater als einen Gefangnen dahin zu führen, um sich gegen einige wider ihn vorgebrachte Klagpuncte zu verantworten; mein Vater sollte sich also fertig machen und sich in einem vor der Thüre stehenden Tragsessel
fort-

fortbringen lassen. Da half kein Widerstand; meine Schwester fiel unter den Soldaten und Bedienten, die inzwischen in das Zimmer gekommen waren, in Ohnmacht. Mein Vater umarmte meine ehrwürdige Mutter, und vergoß viele Thränen an ihrer Brust; er beschwor sie bey dem Blute Christi, das sie auf dem Altare anbeteten, sie möchte sich doch in die Fügungen der Vorsehung schicken, und darauf wandte er sich zu mir, mit den Worten: „Sorge für deine Mutter und Schwester, als ein Ehemann und Vater; im Fall ihr mich nicht wieder sehet; und euch, ihr treuen Bedienten, gebe ich meinen Segen, das ist leider! Alles, was ich euch jetzt geben kann.“ Ein Jeder brach in Klagen und Weinen aus; die Soldaten selbst waren Alle gerührt, bis auf einen alten harten Pfaffen, der als Commissair an dergleichen Auftritte gewohnt war.“

„Ich brachte meine Mutter und Schwester in ihre Zimmer, und begleitete meinen Vater bis zum Tragsessel. Es wahrte aber lange, ehe wir solchen erreichen konnten; denn die Bedienten umringten ihn und umfassten seine Knie. Der Eine sagte: Ach! guter Herr, was habt ihr gethan, um eine solche Begegnung zu verdienen? Ihr, die ihr ganz Güte seyd, ganz Barmherzigkeit, um Leidenden beyzustehen! Ein Andrer rang die Hände, und rief aus: Ach! was soll aus meiner armen Frau und Kindern werden? ich war in seinem Hause gebohren, und kannte nie einen andern Herrn; ach, lieber Herr! wohin schleppt man euch!“

„End.“

„Endlich setzte man meinen Vater in den Tragesessel, und ich ward, als ich ihn begleiten wollte, auf eine harte Art zurückgestossen. Der Commissair setzte sich zu ihm, legte ihm schimpfliche Fesseln an die Füße, und gab Befehl zum Abzuge. Die meisten Soldaten begleiteten ihn; aber eine Schildwache blieb mit dem Notar da, welcher mich benachrichtigte, das Haus sey, mit allen beweglichen und unbeweglichen Gütern, der Inquisition anheim gefallen; er habe Befehl, von allem ein genaues Verzeichniß zu verfertigen, und mache deswegen meiner Familie bekannt, daß das Haus, mit allem darin Befindlichen, den folgenden Tag geraumt und übergeben werden müsse.“

„Nachdem ich mich etwas von dem Erstaunen und Schrecken, welchen dieser tragische und unvermuthete Auftritt veranlaßte, erhohlt hatte, redete ich mit dem Notar, und brachte ihn durch Vorstellungen dahin, daß er es genehmigte, daß wir bis Weyhnachten in dem Hause bleiben könnten.“

„Es waren gerade alle Zurüstungen zu meiner Schwester Hochzeit mit einem würdigen Manne, aus der fünf Meilen von unsrer Wohnung entlegnen Stadt Barcellos, gemacht. Ich meldete ihm sogleich unser Unglück; er war aber nicht zu Hause, sondern zu einigen Freunden in der Provinz gereiset, um sie zur Hochzeit zu bitten. Nach Empfang meines Briefes flog er zu uns, und kam noch eben zur rechten Zeit, daß seine Braut ihn erkannte. Der Schrecken über meines Vaters Gefangennehmung, hatte ihr ein Fieber zugezogen, welches ihr die Woche hindurch den

den Kopf einnahm, und sie, an dem zur Hochzeit bestimmten Tage, ohne Verstand wegraffte, und der Bräutigam mußte sie zum Grabe, anstatt zum Traualtar, begleiten.“

„Man sollte denken, das Unglück sey müde gewesen, uns ferner zu verfolgen; das Vergangene war aber nichts in Vergleich von dem, was ich in der Folge erfahren sollte. Ich gieng nach Viana, um eine kleine Wohnung für meine Mutter zu suchen, darin sie von dem geringen Reste unsers Vermögens leben könnte. Es bestand in 400 Moidores, welche mein Vater glücklicher Weise an den Kaufmann, an den wir unsre Weine lieferten, auf Zinsen geliehen hatte. Aber keine Seele in Viana wollte mir eine Wohnung vermiethen; meine Bekannten wollten mich nicht einmal in ihren Häusern aufnehmen. Sie sahen mich insgesammt als einen verworfenen und unreinen Menschen an, weil die Inquisition für gut befunden, meinen Vater festzusetzen, und sein Vermögen einzuziehen. Kein Einziger liefs sich einmal sehen, um uns sein Beyleid zu bezeigen, ausgenommen das boshafte Ungeheuer, das die Quelle alles unsers Unglücks war. Er gab vor, daß ihm unsre Lage sehr zu Herzen gehe, und bot uns seine Dienste, aber auf eine solche Art, an, daß wir sie nicht annehmen konnten.“

„Der gedachte rechtschaffene englische Kaufmann hörte kaum, daß mein Vater durch die Diener der unseligen Inquisition gefangen genommen worden, als er gleich zwey bequeme Tragfessel zu Porto miethete, und damit in unser Haus kam, wo er uns in den traurigsten

rigsten Umständen fand, weil wir nicht wußten, wo wir unser Haupt hinlegen sollten, indem man uns alles Unterkommen in Viana, wo man uns und unsre ganzen Gefinnungen doch durchgehends kannte, versagte. Was konnten wir also wahrscheinlicher Weise an einem andern Orte erwarten? Auch unser bestimmter Schwager verließ uns, sobald das Leichenbegängniß seiner Braut vorbey war.“

„Der edelmüthige Engländer, welcher doch als ein Fremder gar nicht von unserm Blute war, erschrack über die traurigen Umstände bey dem Todesfall meiner Schwester, welchen er erst bey seiner Ankunft erfuhr. Sein Herz empörte sich über das unchristliche Betragen des Commissairs, des Notars und aller unsrer Verwandten und Bekannten; er drang aufs freundschaftlichste in meine Mutter und mich, in die Tragfessel zu steigen, und diese Scenen des Abscheues gleich zu verlassen. Er brachte uns nach seinem Hause zu Porto, wo er meiner Mutter Alles gab, was sie nur wünschen konnte, und sie bis an ihr Ende unterhielt.“

„Mir bot er gleich das nöthige Geld zur Reise nach Hofe an, um meines Vaters Befreyung zu bewirken, und wegen des harten und ungerechten Verfahrens gegen uns Vorstellungen zu thun.“

„Ich kam also hieher, und gab mir ein Jahr lang vergebens alle Mühe. Wem ich meine Geschichte erzählte, der bedauerte mich herzlich, oder nahm wenigstens die Miene des Bedauerns an; aber Niemand hatte das Herz, etwas gegen die heilige Inquisition

vorzunehmen, oder in ihre Geheimnisse zu dringen. Es war unmöglich, nur zu muthmaßen, was die Ursache von meines Vaters Gefangennehmung seyn konnte, da er ein alter Christ, ein Ritter des Christordens, der so oft zum Vorsteher der Misericordia zu Viana gewählt worden, und ein so unbezweifelter orthodoxer Katholik war, als irgend einer, der des Schutzes der römischen Kirche genoßen.“

„Wie ich nun merkte, daß alle meine Bemühungen und Versuche vergebens waren, und daß ich meines Freundes Geld in Lissabon verthat, ohne Etwas auszurichten, so kehrte ich wieder nach Porto zurück. Seine unbeschreibliche Güte forderte mich zur Dankbarkeit auf, und ich sahe keinen andern Weg, ihm solche zu bezeugen, als daß ich mich erbot, ihm in seinen Geschäften beyzustehen. Er wollte dieß aber ohne meiner Mutter Einwilligung nicht thun; sie gab solche aber gleich, nachdem ich ihr meine Absicht zu erkennen gegeben. Ich freuete mich, zu bemerken, daß er mit meiner Art, seine Commissionen im Einkauf der Weine auszurichten, und mit den Einwohnern zu handeln, nicht unzufrieden war.“

„Auf diese Weise verflossen acht Jahre, als ich eines Tages von dem ältesten Sohne des ungerechten Mannes, der unser Unglück gemacht hatte, einen Brief erhielt, darin er mir meldete, daß sein Vater auf dem Todtbette läge und ernstlich wünsche, mich noch vor seinem Ende einmal zu sprechen. Ich theilte den Inhalt des Briefes meinem Freunde mit, reiste gleich ab, und kam eben an, als man die letzten Kir-

chengebräuche mit ihm vorgenommen hatte. Es war ein Altar im Zimmer des Kranken aufgerichtet, darauf gleich nach seinem Abschiede Seelmessen gelesen werden sollten, und alle Mönche aus dem Dominikanerkloster waren da, um ihm in seinen letzten Augenblicken beyzustehen. So bald er mich ansichtig ward, sagte er, er könne nicht ruhig sterben, wenn er nicht auf Anrathen seines gegenwärtigen Beichtvaters sein Gewissen befreyet hatte, welches er jetzt in Gegenwart aller Mönche thun wollte.“

„Sie werden sich, hub er an, indem er die Hand gegen mich ausstreckte, noch wohl des Tages erinnern, als ich auf der Strasse ritt, die durch ihr Gut geht, und an einem Kreuzwege dicht bey einem Kreuze, welches an einer Ecke ihrer Felder steht, stille hielt. Sie waren nebst ihrem Vater damals eben im Begriff, eine grosse Schlange, die sich um den Fuß des Crucifixes gewickelt hatte, todtzuschlagen. Ich versicherte ihn, daß ich mich dieses Umstandes gar wohl erinnere. Darauf fuhr er fort: Bald darauf verlor ich durch die Aussage ihres Vaters vor dem Oberaufseher der Provinz meine Stelle bey der Armee. Ich dachte damals und denke auch noch, daß ich das Recht hatte, mir für dieses unfreundschaftliche Betragen, so gut ich nur konnte, alle mögliche Genugthuung zu verschaffen. Ich gewann also falsche Zeugen, welche vor den Inquisitionsgerichten zu Evora, Lissabon und Coimbra, in welchem letztern Orte mein Bruder Präsident ist, ausagen mußten, daß sie es oft mit angesehen hatten, daß mein Vater früh Morgens dieses

dieses Kreuz mit seinem Stock geschlagen und angespien hatte. Diesen Aussagen zufolge ward ihr Vater beym Kopfe genommen, ob er gleich in Ansehung des ihm Schuld gegebenen Verbrechens völlig unschuldig war. Ich bitte Sie deswegen als ein Sterbender um Verzeihung; ich bitte auch Gott und alle gegenwärtige Christen um Verzeihung. Kaum hatte er ausgeredet, als ihn der letzte Todeskampf überfiel, und in wenig Minuten verschied er.“

„Alle Gegenwärtige bekreuzigten sich, als sie das Bekenntniß dieser schwarzen Niederträchtigkeit hörten. Ich hatte die Vorsicht, hierüber sogleich ein Certificat in gehöriger Form aufzusetzen und von allen, die bey dieser Erklärung gegenwärtig gewesen, unterschreiben zu lassen. Meine ehemaligen Freunde, die es nun für gut hielten, ihre Bekanntschaft mit mir wieder zu erneuern, riethen mir, vidimirte Copien von dieser Erklärung an die Inquisitionsgerichte zu Evora, Coimbra und Lissabon zu schicken, wo mein Vater fälschlich angeklagt worden, und versicherten, mein Vater müsse nun mit allen Ehren wieder auf freyen Fuß gesetzt und ihm sein Vermögen wieder herausgegeben werden. Als ich mit dieser Neuigkeit nach Porto zurückkam, schien meine Mutter, deren Gesundheit immer schwächer geworden war, wieder ein neues Leben zu bekommen; sie brach in lebhaften Dank gegen den Allmächtigen aus, der endlich ihres Mannes Unschuld gerettet, und ihn von den boshaften Verläumdungen befreyet hatte.“

„Mein vortrefflicher Freund, der Engländer, gab mir den Rath, gleich nach Lissabon zu gehen, um meinen alten Vater von der elenden und fürchterlichen Gefangenschaft zu befreuen. Das that ich auch; allein die Handhabung der Gerechtigkeit, zumal bey der Inquisition, geht langsam. Indessen versicherte mich ein Jeder, daß mein Vater gewiß bey dem ersten Auto da Fe mit Ehren loskommen würde, und der Kardinal General-Inquisitor gab mir in einer Audienz, die ich bey ihm hatte, dieselbe Versicherung.“

„Durch diese Versprechungen aufgemuntert, blieb ich hier; ich hoffte, sollicitierte, und wartete alle Tage, daß der Befehl zu einem Auto da Fe öffentlich bekannt gemacht werden würde; dieß geschah aber nicht eher, als ohngefähr erst anderthalb Jahr nach obiger Erklärung.“

„Am Tage, der zu dem feyerlichen Gerichte festgesetzt worden, war ich einer der Ersten, der in der grossen Halle der Inquisition Platz nahm. Es erschienen einige Personen in verschiedener Kleidung, und darunter auch einige in Uniform. Der Secretair des Tribunals las ihre Verbrechen und Urthel ab. Die Halle war so gestopft voll, daß ich nicht von der Stelle konnte. Ich strengte meine Augen an, um, wo möglich, meinen Vater, unter den Gefangenen zu entdecken; dieß war aber um desto schwerer, wegen der fürchterlichen Kleidung, darin sie insgesammt erschienen; mit abgeschornen Köpfen, oder ganz kurz abgeschnittenen Haaren und mit fürchterlich bemahlten Mützen von Papier auf dem Kopfe. Alle Gefangene

fangene wurden nach ihren Vergehungen, mit dieser oder jener Strafe belegt, ausgenommen mein Vater, dessen Namen der Secretair zuletzt ablas. Er fügte die Ursach hinzu, warum man ihn auf falsche Anklagen festgesetzt hatte, und erklärte, daß ihm seine Ehre wieder gegeben, und er wieder in sein Vermögen eingesetzt werden sollte, welches das Inquisitionsgericht nur so lange in Besitz genommen hatte, bis seine Sache gehörig untersucht worden wäre.“

„Ich fiel gleich an dem Platze, wo ich stand, auf die Knie, und ergoss mich mit Freudenthränen in Danksayungen gegen das höchste Wesen, wegen meines Vaters Befreyung. So bald die Gefangenen aus der Halle gebracht worden waren, und das meiste Volk sich verlaufen hatte, gieng ich zu dem Secretair, und erzählte ihm, daß ich der einzige Sohn des zuletzt in dem Urthel genannten Mannes wäre, und bat, mir zu sagen, ob er bereits auf freyen Fuß gesetzt sey, oder wo ich ihn antreffen könnte. Der Secretair gab mir mit der grössten Gleichgültigkeit ein Papier zum Durchlesen. Großer Gott! wie konnte ich diesen schrecklichen Augenblick überleben! Ich stürzte, so bald ich es gelesen hatte, ohnmächtig zu Boden. Das Papier war von dem Grosinquisitor selbst unterschrieben, und von dem Secretair contrasignirt, und bezeugte, daß mein alter unschuldiger Vater unter den heftigsten Schmerzen eines rheumatischen Fiebers, und unter dem aufrichtigsten Gebet, daß Gott seinen Feinden vergeben möge, bereits vor drey Jahren in den Gefangnissen der Inquisition verschieden wäre.“

„Als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in einer Limonadenbude, auf dem grossen Platz Roscio, und begab mich, so bald als möglich, zu Hause, wo ich drey Tage blieb, ohne dafs ich weder essen, noch trinken, noch schlafen konnte. Endlich verlangte die erliegende Natur Stärkungen. Zwey Tage darauf schrieb ich meinem edlen getreuen Freunde die Nachricht von meiner traurigen Lage. Dieser theilte sie meiner Mutter so gelinde als möglich mit. Sobald sie hörte, dafs mein Vater nicht mehr wäre, that sie einen lauten Schrey, und verschied nach etlichen Zuckungen.“

„Doch, dafs ich es kurz mache, seit der Zeit bin ich beständig hier geblieben, mehr auf Verlangen meines Freundes, des englischen Kaufmanns, als aus eigenem Antriebe. Ich habe unaufhörlich um die Wiedererstattung meiner Erbgüter, welche mir das Inquisitionsgesicht zuerkannt, angehalten; aber vergebens. Wenn ich dem Generalinquisitor Memoriale übergebe, so verweist er mich an den Staatssecretair, und wenn ich mit Ihro Excellenz hier bey der Audienz rede, so schickt er mich zum Generalinquisitor. Ich bin der Ball, den sie sich einander zuwerfen, ohne dafs ich bis jetzt die geringste Aussicht habe, das Ende meiner Forderungen zu sehen. Ich bin auch in der That in Absicht der letztern gleichgültig, indem ich mich als ein isolirtes Wesen betrachte, das alle Verbindungen, die es auf der Erde liebte und schätzte, verloren hat. Mein Landgut ist, da es so lange in den Händen der Inquisition gewesen ist, ruinirt; meine Wein-

Weinberge sind eingegangen und vernachlässigt; mein herrlicher Eichenwald ist abgetrieben und verkauft; mein Haus verfällt, da seit zehn Jahren nichts daran ausgebessert worden ist. Ich würde doch unter diesen Umständen einen schlechten Genuß von meinem Landgute haben, und könnte es nicht ohne ein bitteres Andenken vergangener glücklicher Zeiten ansehen. Ich habe wenig Vergnügen mehr in dieser Welt zu erwarten, als das, was ich hier im Umgange einiger weniger guten Menschen genieße, welche gutmüthig genug denken, um an meinen traurigen Umständen Theil zu nehmen, und es mir dadurch gewissermaßen zu erleichtern.“

Ich bin es überzeugt, daß diese einzige Geschichte, dergleichen man in Portugal beständig erlebt, jedem Leser Abscheu erregen wird, und daher will ich sie auch nicht weiter mit diesem abscheulichen Gerichte unterhalten.

Erst dann, nachdem ich mich eine Zeitlang in Lissabon aufgehalten hatte und die Geschäfte des jungen Perkins es verstatteten, suchte ich noch einige andere Gegenden und Städte Portugals kennen zu lernen. Alles, was um Lissabon herum sehenswerth war, befahen wir. Viele Lagen fanden wir von Natur reizend; sie gebrauchten nur eine geringe Beyhülfe der Kunst, um sie zu verschönern, und selbst dieses mußte nicht ohne Nachahmung der schönen Natur geschehen, welche Alles schicklich für den Ort mit größter Simplicität und ungezwungenem Geschmacke zu ordnen weiß.

Wir hatten so viel von dem **Aquaeduct** gehört, ehe wir ihn sahen, daß er unsrer Erwartung nicht entsprach. Inzwischen ist es ein edles Werk und hauptsächlich wegen seines Nutzens schätzbar, indem er einen Strom des schönsten Wassers in die Stadt, welche vorher den empfindlichsten Mangel daran litt, führt; denn ob dieses Element gleich zum Gebrauch der Menschen allenthalben unentbehrlich ist, so glaube ich doch, daß man es nirgends mehr, als hier, empfinden würde, wenn man nicht hinlanglich damit versorgt wäre, oder gar kein gutes Wasser hätte.

Die Ausgänge aus der Stadt sind auf allen Seiten unangenehm, weil man sich allenthalben zwischen hohen steinernen Mauern, womit die Baum- und Weingärten umgeben sind, befindet, und folglich nirgends eine gute Aussicht hat. Ueberdieses wird man zwischen ihnen von den Sonnenstrahlen geblendet und bekommt die Augen voll Staub, welcher fast beständig von einem sanften und übrigens höchst angenehmen Nordwinde erregt wird.

Der Flecken **Belem**, oder **Bethlehem**, liegt zwey Meilen von **Lissabon** am **Tajo** und ist gut befestiget. Diese Festung vertheidiget den Zugang nach **Lissabon**, und es kann ohne besondere Erlaubniß des **Commendanten** kein Schiff dahin gelangen. Sie wird auch deswegen die **Citadelle** von **Lissabon** genannt. Das **Kloster St. Hieronymi** ist vom König **Emanuel** zum Andenken der Geburt Christi gebauet worden; und daher kommt auch der Name **Bethlehem**. In diesem

diesem Kloster ist das Begräbnis der königlichen Familie in Portugal; es ist mit weißem Marmor überzogen. Ein besonderer Flecken befindet sich auch hier am Tajo, welcher das Waarenlager genennet wird, weil man dahin alle einzuschiffenden Sachen schafft.

Alcantara, ein Flecken, liegt kaum eine halbe Stunde von Lissabon; man siehet daselbst nicht nur ein kostbares königliches Lustschloß, sondern auch einen schönen Garten, und weil die Lage ganz vorzüglich schön ist, so hält sich die königliche Familie hier öfters auf.

Das Fort St. Laurentii ist ein Kastell, welches mitten auf dem Felsen Cachope angelegt ist. Durch diesen Fels wird der Tajo bey seinem Ausflusse in zwey Arme getheilet; der Arm gegen Norden heist die kleine Fahrt, der aber gegen Süden die Grosse. Der Kleine ist tiefer als der Andere. Ware dieser Fels durch die Natur nicht in den Tajo gesetzt worden, so stünde die freye Einfahrt Freunden und Feinden offen, weil der Fluß, seiner Breite wegen, von den Ufern nicht mit Kanonen bestrichen werden kann, und daher ist dieses Kastell für ganz Portugal wichtig. Ausserdem sind noch an den äußersten Ufern des Tajo zwey Festungen angelegt; durch sie kann die stärkste Kriegsflotte sowohl beschossen, als auch von dem Einlaufen zurückgehalten werden. Die gegen Mitternacht an der kleinen Fahrt heist St. Julian und kann mit Recht der Schlüssel von Portugal genannt werden. Die gegen Mittag an der großen Fahrt führet den Namen Cabeza seca; sie ist aber

wegen des sandigen Grundes nicht ganz von Steinen aufgebaut.

In der kleinen, doch ziemlich gut befestigten, Stadt Cascaes pflegen sich die Flotten zu versammeln, welche nach Ost- und Westindien segeln und wieder daher kommen.

Cintra liegt fünf Meilen von der Hauptstadt entfernt. Man fährt über ein hässliches unebnes Pflaster; aber wenn man dieses einmal überstanden hat, so wird man durch die kühle Luft, die hier herrscht, und von dem Prospect artiger Landhäuser, die auf der Nordseite des Bergs hin und wieder zerstreut liegen, reichlich bezahlt. Hier ist die Natur nicht durch elende Bemühungen der Kunst verstellt, und verbreitet ihre Phantasien und reizenden Schönheiten über eine weite Gegend im reichlichen Maasse. Ich freute mich, zwischen den ungeheuren Felsen durch zu passiren, die hin und wieder durch Wald und Wasser unterbrochen werden. Die Alten nannten den Berg nicht unrecht das Vorgebirge des Mondes: es kam mir fast so vor, daß man auf dem Gipfel des Berges diesem schönen Planeten näher ist, und ihn deutlicher betrachten kann. Sie hatten hier der Cynthia einen Tempel errichtet, und davon kommt noch die heutige Benennung Cintra her. Es ist vielleicht kein schicklicherer Platz in der Welt zu astronomischen Beobachtungen als hier, man mag nun die grose Höhe und die reine helle Atmosphäre, oder den weiten Horizont und die Grenzenlose Aussicht über das grose atlantische Weltmeer, welches auf der West-

seite

seite an den Fuß des Berges schlägt, in Erwägung ziehen. Auf diesem herrlichen Platze trafen wir ein Kloster mit einfältigen und unwissenden Mönchen an, welche so weit davon entfernt sind, ihre Augen gen Himmel zu richten, daß sie vielmehr, bey ihrer Einkleidung, das Gelübde thun müssen, aus Demuth und Gehorsam die Augen nicht von der Erde aufzuschlagen. So sieht es in diesem blühenden Lande mit dem Fortgange der Wissenschaften und der nützlichen Gelehrsamkeit aus.

Von Cintra reisten wir quer durch das Land und kamen nach der Stadt Oeyras, ohngefähr eine Meile von dem Kastell St. Julian. Es sind hier schöne weitläuftige Gärten, aber schlecht angelegt. Vermuthlich war es die Absicht, sie blos nutzbar zu machen. Sie sind voll von Pommeranzen-, Citronen- und Maulbeerbaumen, und in einer Ecke des einen Gartens steht ein großes Gebäude für die Seidenwürmer. In der Nähe sind Weinberge, welche den Calcavella-Wein liefern. Sie sind mit großen hohen steinernen Wänden eingefast und mit eisernen Thüren versehen. In einem Garten ist eine große Weinpresse, und daran stößt ein trefflich gewölbter Weinkeller, darin die großen Fässer nach der Reihe unter ansehnlichen Bogen liegen. Von hier reisten wir wieder nach der Hauptstadt zurück, und genossen aufs neue viele Höflichkeiten.

Denn alle angesehene Ausländer, die sich hier aufhalten, leben auf einen sehr freundschaftlichen Fuß mit einander; und um dieses desto besser thun

zu können, so geben sie in ihren Häusern öffentliche Asseemlees, wo der Herr und die Frau vom Hause sich ein Vergnügen daraus machen, alle Personen von ihrer Bekanntschaft, ohne besondere Einladung, bey sich zu sehen; vermöge dieser Einrichtung findet man alle Abende in der Woche ein oder zwey Häuser offen, welches ein treffliches Hülfsmittel für müßige Herren und Damen ist. Zuweilen erhält man auch eine Karte zu einer kleinen Excursion auf das Land. Eine derselben war vorzüglich schön. Wir wurden zu einem Edelmann eingeladen, an einem Mittag mit ihm auf seinem Landhause, jenseit des Tagus bey dem Dorfe Moita, zu speisen; zugleich wurde gebeten, wir möchten uns um elf Uhr am Ufer efinden, wo uns eine Barke in Empfang nehmen würde. Wir stellten uns zur rechten Zeit ein, und ein Dutzend Barken waren mit Standespersonen angefüllet. Sie hatten fliegende Wimpel und Flaggen. Ueber die Barken waren rothe seidene, mit goldnen Franzen eingefasste Decken zum Schutz gegen das Wetter gespannt, und an den Seiten hiengen Vorhänge bis ans Wasser herab. Die Ruderer und der Patron jeder Barke, hatten ihre besondern Uniformen. Unfre Barke hatte zwanzig Ruder, und jedes war mit drey Ruder knechten besetzt, die sich mit jedem Zuge erhoben und wieder niedersetzten. Nach gegebenem Signal fiengen alle nach einem gewissen Takt an zu rudern. Jede Barke hatte ihre besondere Musik. Diefs war eine ganz neue Scene für mich.

Wir

Wir hatten drey Meilen zu fahren, und unsere Ruderer, welche starke Kerls waren, strengten alle ihre Kräfte an. Sie schienen sich nicht viel aus den Sonnenstrahlen zu machen, ob sie ihnen gleich zu Mittag gerade auf den Kopf schienen. Weil die Fluth uns gar nicht günstig war, so langten wir erst um zwey Uhr an dem Orte an, wo die Scene vor sich gehen sollte.

Eine ansehnliche Quinta, so nennt man hier die Landhäuser der Adlichen, stand am Ufer und war mit kleinen Kiefern und Sandhügeln umgeben. Man führte uns in den zweyten Saal, wo die Speise bereits aufgetragen ward. Die Tafel bestund aus funfzig Personen mit zwey Bedienten hinter jedem Stuhle, und der Tisch ward mit drey Gängen regelmässig besetzt; Alles in alten schweren Schüsseln von massivem Silber. Viele Bedienten in Uniform, manche sehr wohl gekleidet, mit feinen Spitzen, Manschetten und dem Kreuze des Christordens auf der Brust. Während der Mahlzeit wurden schöne Arien und andere Stücke sehr gut aufgeführt, und die Musik dauerte fort, als wir zum Desert in den andern Saal giengen. Hier waren nur die Hälfte von Bedienten, weil die vornehmsten darunter sich an die von uns verlassene Tafel setzten. Im Desertsaal erschien eine Gesellschaft von Schäfern und Schäferinnen, mit Blumen und Kränzen geschmückt, und tanzten einen Tanz von vielerley Figuren in Begleitung der Musik. Wie sie aufhörten, fiengen zwey Manns- und zwey Frauenspersonen den spanischen Fandango an, und führten ihn,

ihn, mit vielem Geschmack und Geschicklichkeit nach einer Guitarre aus. Mitten in diesem Tanze tanzte einer der Tänzer mit vielen Wendungen in den Saal hinein und setzte der Hausdame eine mit Blumen durchflochtene Myrtenkrone auf den Kopf, und die eine Tänzerin that eben dieses bey dem Hausherrn. Diese Handlung ward wirklich mit vieler Geschicklichkeit und Geschwindigkeit ausgeführt, und zog über hundert Vivats nach sich.

Vor Sonnen - Untergang erschien endlich der Kaffee; die Zeit wahrte uns nicht lange, und floh gleichsam davon. Es waren keine Zimmer vorhanden, um die Nachmittagsruhe zu halten. Manche von den dicken Herren waren inzwischen bey der Musik, und ohngeachtet alles Getöses, auf ihren Stühlen eingeschlafen; aber der Kaffee weckte sie auf, und brachte sie wieder zu sich. Eine Stunde darauf schiffte sich die ganze Gesellschaft wieder in die Barken ein.

Es ist in der That nichts angenehmeres, als bey Mondenschein auf einem stillen Wasser zu fahren. Die Gesellschaft verabredete sich, dass die Barken sich auf der rechten und linken Seite des Flusses theilen und in grösserer Entfernung von einander rudern sollten, als wir über das grosse Bassin nach Lissabon fuhren. Unfre Barke hatte sich am meisten rechts gehalten, und weil wir bey Annäherung der Stadt, wo der Stroh heftig ist, die volle Fluth wider uns hatten, so wurden wir eine ganze Strecke zu weit hinauf getrieben, obgleich die starken Ruderer mit allen ihren Kräften dagegen anarbeiteten. Einer von den Rude-

Ruderern, bey dem ich in der Barke am nächsten faß, und der am glücklichsten zu seyn glaubte, sagte: Möchte uns der heilige Anton doch einen sanften Wind von jenen nördlichen Hügeln senden, wie er zuweilen zu thun pflegt! Wollte Gott, daß unsere liebe Frau ihn dazu bewöge, antworteten etliche andere, laßt uns doch mit einander ein *Responsio* beten. Dieß ist eine Art Gebet an den heiligen Anton in elendem Latein, welches die Pfaffen den gemeinen Mann hermurmeln lehren. Da er der vornehmste Schutzpatron von Lissabon ist, so bitten sie ihn dadurch um allerley, um etwas Verlohrnes wieder zu finden, um eine glückliche Reise, um guten Wind, u. s. w. Wie dieß geschehen war, riefen sie Alle einstimmig: Blase, heiliger Antonius, blase!

Gebt mir meinen Gevatter dort vom Vordertheil her, sagte ein Matrose mit Namen Ivo. Sie reichten ihm ein zwey Fuß langes und sechs Zoll breites Brett, an dessen einem Ende eine kleine Allmosenbüchse mit einer schmalen Oeffnung, um Geld hinein zu stecken, befestiget war. Auf dem Brette war der heilige Anton mit dem Jesuskinde auf dem Arme abgemahlt. Ivo setzte den Heiligen vor sich hin, die Ruderer ruderten fort, und wir boten ihnen Wein an; sie schlugen ihn aber aus und tranken statt dessen eine große Menge Wasser, welches sie in kleinen Fässern mit sich gebracht hatten.

Nun redete Ivo den heiligen Anton also an: Ihr wißt, Gevatter, (vermuthlich hat der Heilige die Patherstelle bey einem von des Ivo Kindern vertreten;) daß

daß ich eure Streiche kenne, und daß ich bey manchen Gelegenheiten wohl Ursache habe, euch für tückisch und eigensinnig zu halten; aber ich wünsche und hoffe, ihr werdet uns durch euren wunderlichen Kopf, jetzt und zumal in der Gesellschaft der Herren Engländer, nicht blos geben wollen. Bedenkt nur, was die Matrosen in London sagen würden, wenn diese Herren es ihnen erzählen, daß wir euch nur um ein kleines Lüftchen gebeten, um uns nach eurer Stadt zu bringen, und daß ihr so boshaft und unartig waret, es zu verweigern.

Hierauf nahm Ivo das Brett wieder, und als er beym Schütteln die Armenbüchse leer fand, rief er aus: Oh! jetzt merke ich es erst, nun weiß ich die Ursache, warum wir keinen Wind bekommen; mein Gevatter, und eben so auch unfre liebe Frau, will uns nicht helfen, wenn nicht Allmosen gegeben werden. Laß den Huth in der vornehmen Gesellschaft herumgehen, sagte er zu einem andern Matrosen, und laß Jeden dem heiligen Anton ein kleines Allmosen reichen; so bald mein Gevatter das Geld in der Büchse klingen hören wird, so bekommen wir, ich weiß es gewiß, gleich guten Wind. Als die Allmosen eingesammelt waren, setzte Ivo den Heiligen wieder vor sich hin. Ich fragte darauf den Ivo, wo denn der Wind wäre, auf den er uns so lange vertröstet hatte. Er versicherte mich, er würde schon kommen; sein Gevatter wäre zwar zuweilen etwas träge, aber er lasse ihn doch nicht sitzen.

Bald

Bald darauf sagten einige der Matrosen: Sanct Anton wäre ein Dummkopf, ein eingebildeter Kerl, der sich kein Haarbreit darum bekümmere, was Ivo zu ihm sage: Hört ihr es, Gevatter, fieng Ivo an, was meine Kameraden zu euch sagen? ob sie gleich die Wahrheit reden, und ihr das reichlich verdient. Als sich noch kein Wind einstellen wollte, hub er an dem Heiligen alle Schimpfwörter beyzulegen, die er nur wufste, erzählte ihm, daß er gleich den Leib voll Seewasser haben sollte, wenn er dächte, daß er ihn durch Untertauchen zur Beobachtung seiner Schuldigkeit bringen könnte. Er nannte ihn einen Schurken, einen Saufhals, einen Dieb, einen Kuppler seiner eignen Frau, u. f. w.

Unsre Ruderer arbeiteten noch eine Stunde fort, ohne daß sich der geringste Wind spüren liefs. Endlich stund Ivo ganz wüthend auf, zog sein spitziges Messer heraus, hielt es dem Bilde des heiligen Antons vors Gesicht, und sagte dazu: Du Hurensohn, hatte ich nicht für das Kind, welches du auf dem Arme hast, Respect, so wollte ich dir dein häßliches Gesicht zerfetzen.

Bald darauf kamen wir einem Thale am obern Ende der Stadt gegenüber, und es erhob sich ein schwacher Wind. So! endlich beliebt es euch, alter Hahnrey, fieng Ivo, der noch voller Bosheit war, zu seinem Gevatter an; nachdem wir uns bald die Knochen mit Rudern zerbrochen haben, kommt ihr mit euerm elenden Winde, da wir ihn nicht mehr gebrauchen? Aber, denkt daran, Freund, ich sage es

euch in Gegenwart dieser vornehmen Gesellschaft, wenn ihr in Zukunft nicht bereitwilliger seyd, so will ich meinen Namen aus eurer Bruderschaft austreichen, keinen Heller mehr geben, auch keine Almosen für euch sammeln, kein Fest euret wegen anstellen, und nicht mehr Notitz von euch nehmen, als von dem schlechtesten Heiligen im ganzen Kalender.

Endlich erreichten wir den Kay von Santarem in Lissabon, wo die ganze übrige Gesellschaft bereits vor uns angelangt war. Um eilf Uhr kamen wir zu Hause, nachdem wir uns mit den verschiedenen sonderbaren Arten von Unterhaltung dieses Tages vergnügt hatten.

Auch dieses Gastmahl überzeugte mich, daß bey dem portugiesischen Edelmann Alles, was zum äußerlichen Schein und Pracht gehört, übertrieben ist, z. E. eine Menge Livreebediente, Kutschen, Maulesel, Handpferde, kurz Alles, was in die Augen fällt, den Zuschauer blendet, und ihm einen hohen Begriff von des Herren Macht, Reichthum und Ansehen beyzubringen im Stande ist. Die zahlreichen Bedienten bekommen Portionen gekochtes Fleisch und Reiss, welches in Stücken geschnitten und ihnen an Fleischtagen ausgetheilt wird; an Fisch und Fasttagen, die außer den sechs und vierzig Tagen in der Fasten häufig vorkommen, erhalten sie Stockfisch und Reiss. Wein wird selten gebraucht, und im Nothfall, wenn er verlangt wird, in kleinen Quantitäten und von der elendesten Gattung aus dem nächsten Wirthshause geholt; aber sie trinken sehr viel frisches und schönes Wasser.

Wasser. Ihre ganze Abendmahlzeit besteht in etwas kaltem Fleisch oder einer Sardelle, vielem Salat, deren sie verschiedene schöne Arten haben, und der mit Essig und Oehl, welches überhaupt ihre allgemeine Brühe zu allen Sachen ist, angemacht wird, und in gutem Brod, welches sie, wie die Franzosen und Spanier, in großer Menge verzehren.

Die vornehmsten Personen des Hauses trinken früh Chokolade, wenn sie Messe in der Hauskapelle gehört haben. Diese Kapelle ist prächtig, glänzt allenthalben von Golde, und ist mit Engelköpfen, sowohl in Schnitzwerk, als gemahlt, geziert. Ihr vornehmster Leckerbissen, darin sie es bis zur Verschwendung treiben, ist Zuckerwerk von allerley Art, wovon sie auf alle und jede Fälle viel Vorrath haben, und dieses nebst der Chokolade sind die einzigen Artikel, um welcher willen sie benöthigten Falls nicht zum Gewürzhändler oder auf den Markt schicken. Dieses Zuckerwerk reizt sie zu der großen Menge Wasser, die sie verschlucken, welches sie gewaltig aufblähet, oder dick macht. Nach Proportion giebt es wohl nirgends so viele dicke Menschen als in Lissabon. Auch habe ich an keinem Orte eine solche Menge fette, engbrüstige, übel gestaltete kleine Personen unter dem Adel angetroffen, als hier. Aber es ist ein ungesundes Fett mit einer Todtenblasse verknüpft, nicht frisch, nicht elastisch, und mit einer Unempfindlichkeit begleitet, die einem todten Körper ähnlich ist. Daher kommt es, daß, wenn man mit dem Finger auf einen solchen Arm, oder eine solche Wade

drückt, die Grube eine ziemliche Zeit bleibt, ehe das Fleisch wieder den vorigen Platz einnimmt. Die Ursache muß man bloß in ihrer Unthätigkeit, und im ganzlichen Mangel von Leibesbewegung suchen, welche ihnen viel zu viel Mühe verursachen würde. Sonderbar ist es auch, daß sie ihr inländisches Oehl von strengerm ranzigtem Geschmacke, dem schönen Oehle von Florenz, Lukka und Provence vorziehen; diese Arten lieben sie nicht, weil sie, ihrem Vorgeben nach, ohne Geschmack sind.

Ueberhaupt stellt dieß kleine Land ein auffallendes Beyspiel dar, wie sehr der menschliche Verstand und der ganze Charakter durch den verderblichen Einfluß einer herrschfüchtigen Geistlichkeit und eines mit vielen Irrthümern vermischten Gottesdienstes sinken und verdorben werden kann: dadurch ist in Portugal alle Empfindung von Tugend und alles Bestreben, moralisch gut zu handeln, dergestalt unterdrückt worden, daß man es kaum wagen darf, sich rechtschaffener Handlungen zu befleißigen, ohne von den thätigen und gefährlichen Spionen dieser eiferfüchtigen und unwürdigen Religion aufgesucht und getadelt zu werden. Hier wird die Ausübung der Empfindungen von Frömmigkeit, Dankbarkeit, Großmuth, Wohthatigkeit und allgemeiner Menschenliebe, die sicher in dem Herzen der meisten Menschen, wenn es sich selbst überlassen wäre, aufkeimen würden, erstickt, und den Wirkungen derselben werden die schändlichsten Richtungen gegeben.

Die Andacht frommer Seelen wird dahin gelenkt, daß sie das Bild eines Heiligen anbeten müssen, der in dem Rufe steht, etliche elende Wunder gethan zu haben, die so abgeschmackt sind, daß sie nicht einmal die Aufmerksamkeit eines alten Weibes oder Kindes verdienen. Freygebigkeit und Dankbarkeit wird hieher gewiesen, um Geschenke und Gelübde zu stiften. Der vornehmste Gegenstand der christlichen Liebe und des Mitleidens ist, die Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen, und zu diesem Endzwecke Geld an Kirchen und Klöster für Seelmessen zu verschwenden. Der Glaube an diesen eingebildeten Ort der Quaal, macht solchen Eindruck, daß der Geitzhals, der sonst unbeweglich ist, aus Furcht dafür ansehnliche Summen von sich erpressen läßt. Ja sogar die Denkungsart der gutherzigsten Menschen wird durch die verkehrten Lehren ihrer geistlichen Gewissensrätthe dergestalt verdorben, daß die Almosen, welche sie Unglücklichen und Nothleidenden mittheilen, nicht aus den edlen und uninteressirten Bewegungsgründen herrühren, Dürftige zu unterstützen, und Leidenden einen Trost zu verschaffen, sondern vielmehr dadurch ihr größtes und wesentlichstes Verdienst verlieren, daß sie aus eigennützigen und interessirten Absichten gegeben werden.

Da die Fürbitten der Andächtigen, die sich bey dem großen Haufen in besondern Kredit der Heiligkeit zu setzen gewusst haben, für sehr kräftig geachtet werden, so wenden sich Alle, die in ihrem Gewissen eines sehr lasterhaften Lebens überzeugt sind,

an dergleichen Frömmeler, überhäufen sie mit Allmosen und Geschenken, und bitten sie inständig, bey der Maria oder ihren besondern Schutzheiligen, Fürbitten zu ihrem Besten einzulegen, und diesem Gebete schreibt man durchgängig die heilsamsten Wirkungen zu. So gar in manchen Gebeten, welche die weisen Pfaffen ihren Beichtkindern vorschreiben, werden letztere angewiesen, ihrem Heiligen oder Gott, wiewohl sie sich höchst selten an Gott wenden, ihre guten Werke, die gegebenen Allmosen, die erlittenen Krankheiten, Noth und Kummer vorzustellen, und zu bitten, daß die Strafen für ihre Sünden in Betracht dieser und nach der Proportion, wie sie es verdienen mögen, gemildert werden. Auf diese Weise halten sie gleichsam eine Abrechnung von Debet und Credit mit dem allerhöchsten Wesen und ihrem Heiligen. Dergleichen grobe Begriffe sind bey dem gemeinen Manne so durchgängig eingewurzelt, daß sie einen gemeinen Bettler, dem sie auf der Gasse ein kleines Allmosen reichen, bitten, für sie zu beten, daß diese milde Gabe in Abrechnung für ihre Uebertretungen möge angenommen werden, und man kann sich leicht vorstellen, daß der Bettler nicht ermangelt, dieses heilig zu versprechen.

Auf diese Weise wird der göttliche Trieb zur Wohlthatigkeit durch die niedrigen und schädlichen Grundsätze der in diesem Reiche herrschenden Religion, seiner edelsten Zierde beraubet, ich meyne des süßen und tröstenden Gedankens den leidenden Theil unsrer Nebenmenschen zu unterstützen, und alle unsere

fere

fere Brüder mit den Armen der Freundschaft und Zuneigung zu umfassen, ohne dabey im Mindesten widrige und unwürdige Gedanken zu hegen und sich durch uninteressirte Bewegungsgründe zum Wohlthun verleiten zu lassen.

Man kann sicher behaupten, dass die hiesige Regierung unter allen europäischen Reichen am meisten despotisch ist. Die Landesgesetze muss man bloß als todte Buchstaben ansehen, die nur in so weit kräftig sind, als der Monarch es für gut befindet, sie zur Ausführung zu bringen. Die Befehle zwecken meist dahin ab, die Sicherheit und den Schutz, welchen die Gesetze über alle Unterthanen verbreiten sollen, aufzuheben. Der Regent kann thun und lassen, was er will, ohne Jemandes Widerspruch fürchten zu dürfen. Es wird zwar zu Auflegung neuer Abgaben und zu Bestimmung der Thronfolge die Einwilligung der Stände, welche aus der Geistlichkeit, dem hohen Adel und den Bürgern bestehen, erfordert. Da sich aber die Stände nicht eher versammeln, als bis der König, oder jetzt die Königin, einen allgemeinen Reichstag, oder Cortes ausschreibt, und es den Königen gefallen hat, seit 1697. keinen auszuschreiben; so erhellet leichtlich, wie wenig das standische Ansehen, der königlichen Gewalt im Wege seyn kann. So groß aber auch die königliche Gewalt ist, und so wenig sich alle ihre einzelnen Rechte bestimmen lassen, so eingeschränkt ist sie, wenn die Frage von Kirchenfachen ist. Denn hier hat die Klerisey mehr als in irgend einem europäischen Staate zu sagen, und ihr Einfluss hat sich

von jeher nicht zum Besten des Staats spüren lassen. Man kann sicher auf 200000 Geistliche rechnen, die das kleine Portugal hat; eine erschreckliche Zahl, wenn man weiß, daß das ganze Land mit Algarvien höchstens 2,220,000 Seelen zählt.

Sollte es der portugiesischen Regierung jemals Ernst werden, eine Kirchenverbesserung auszuführen, und vorzüglich sich von der Gewalt des römischen Bischofs, der seine Bullen ohne vorgängige Gewalt des Königs bekannt macht, und unermessliche Summen aus dem Lande zieht, loszureißen, so hat sie schon eins der schicklichsten Mittel dazu in Händen, das Land glücklicher zu machen. Dazu ist aber noch wenig Hoffnung. Die Regenten von Portugal werden in einem unglaublichen Grade von Unwissenheit erzogen, wenigstens seit dem Anfange dieses Jahrhunderts. Erwägt man die große Schwäche und den Mangel an Talenten, wodurch sich das regierende Haus Braganza von jeher ausgezeichnet hat, von dem ersten Könige Johann IV. an, der es nicht wagen wollte, die ihm von seiner Nation angebotene Krone anzunehmen, wenn ihn nicht seine Gemahlin, eine stolze spanische Prinzessin, zu dieser Empörung gegen ihr eignes Vaterland überredet hätte, bis auf die jetzige Zeit, da alle Hoffnungen zu bessern Ausichten und vortheilhaften Umständen verschwinden, so wird man die Ursachen davon einsehen.

Joseph suchte zwar das ganze Regierungssystem zu ändern, und es schien durch die Veranstaltungen des neuen Premierministers Marquis von Pombal sich
neues

neues Leben über alle Theile des Staats zu verbreiten; allein schon damals zeigte sich, daß Neid und Dummheit die Früchte, die er zur Reife zu bringen entschlossen war, wieder zerstören würden.

Was für ein glücklicher Umstand wäre es für die Nation, wenn einmal eine gewisse Anzahl angesehenen, durch ihr Amt berechtigter und dem Despoten selbst ehrwürdiger Einwohner vorhanden wäre, die sich zum Besten ihrer unterdrückten Mitunterthanen verwendeten, den Obersten des Reichs im Namen Gottes ihr ungerechtes stolzes Verfahren vorhielten und ihnen die beleidigten Rechte der Menschheit zu Gemüthe führten. Diese edle und göttliche Handlung sollte, dünkt mich, insonderheit das Geschäfte desjenigen Standes seyn, der stolz genug ist, sich für Aufbewahrer der göttlichen Gesetze auszugeben, und die Macht zu haben glaubt, die Uebertretungen der Befehle einer gerechten und rächenden Gottheit zu bestrafen. Wie würden solche Männer von ihren Landsleuten angebetet werden, wenn sie ihnen ein Schild und eine Schutzwehr gegen die Unterdrückungen der Großen wären! Was für wahre und freywillige Achtung würden sie sich nicht erwerben, wenn ihre zahlreichen Prediger, anstatt den Kopf ihrer Zuhörer mit leerem Geschwätze, mit unnützen Träumen und ewiger Wiederhohlung unsinniger und unmöglicher Mirakel anzufüllen, die Schönheit und Nothwendigkeit der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit, der Gerechtigkeit und Billigkeit, fleißig und lebhaft auf den

Kanzeln vortrügen, und wenn sie sich bemühten, die Rechte der Menschheit zu unterstützen!

Allein dieß ist hier weder die Sache der Geistlichkeit, noch des Adels, welcher letztere der elendeste und kriechendste ist, der je einem Hofe Unehre gemacht hat; Alle haben denselben Endzweck, nämlich die Unterdrückung der Unterthanen und die Erhebung des Despoten.

Die Armuth des ganzen portugiesischen Adels ist in eben dem Grade groß, als ihre Denkungsart schlecht und niedrig, und ihr Verstand eingeschränkt ist. Die ganze Beschäftigung des hiesigen Adels ist, am Hofe herumzukriechen, sich zu schmiegen und zu biegen, oder sich eine Gnade, entweder für sich selbst, oder für das zahlreiche Heer ihres dürftigen Anhangs auszubitten. Hier darf kein Cavalier sein Vaterland auf eine Nacht verlassen, vielweniger auf Reisen gehen, ohne ausdrückliche Erlaubniß vom Hofe, und mit dieser hält es allezeit schwer. Beym Absterben eines Herzogs, Marquis oder Grafen, darf der Sohn oder Erbe, des Vaters Titel nicht annehmen, wenn er nicht zuvor die Einwilligung seines Monarchen erhalten hat. Man kann hieraus leicht beurtheilen, wie sehr ein solcher Adel, dessen ganze Existenz, so zu sagen, vom Winke des Regenten abhängt, geneigt seyn muß, ihn in allen seinen Maafsregeln, sie mögen noch so unbillig seyn, zu unterstützen, wie ungestraft folglich, bey einer solchen Vereinigung aller geistlichen, weltlichen und militärischen Gewalt, Mißbräuche begangen werden können, und wie sehr die weit zahlreichere

chere und dürftigere Classe der Nation unter diesem Bedrucke leiden muß. Welcher Unterthan in einem andern Lande würde nicht erstaunen, wenn er solche portugiesische Befehle bekäme: Ich der König, Kraft meiner eignen gewissen Einsicht, meines königlichen Willens und meiner völligen obersten und uneingeschränkten Macht, welche ich allein von Gott habe, und wovon ich niemand auf Erden Rechenschaft geben darf, befehle und gebiete u. s. w.

Schmerzen muß es Jeden, wenn er siehet, daß eine einzige Provinz dieses Reichs im Stande wäre, doppelt so viel Weizen zu liefern, als die ganze Nation ein Jahr lang gebraucht, und daß alle Provinzen zusammen genommen, nicht die Hälfte so viel erbauen, als Portugal zum Unterhalt eines Jahres nöthig hat, und daß ohne Zufuhr von Aussen, an Weizen, Reis und eingefalznen Fischen, die Einwohner des fruchtbarsten Landes von Europa, im buchstablichsten Verstande, verhungern müßten. Ein Glück, daß viel Wein, Orangen, Kastanien, Feigen, Datteln, Rosinen, Maulbeeren, Trüffeln, Johannisbrod und Erdbeerbäume im Ueberflusse vorhanden sind, wodurch Mancher noch etwas sich verdienen kann. Der Johannisbrodbaum ist von mittlerer Höhe. Er trägt hellgrüne große und harte Blätter, eine röthliche glockenförmige Blüthe, die sich in eine, höchstens Ein Fuß lange, Frucht verwandelt, welche platt, dunkelroth und mit einem süßen wohlschmeckenden Mark angefüllt ist. Der Erdbeerbaum aber hat die Höhe eines mittlern Strauchs; die Gestalt seines Stam-

mes

mes und seiner Aeste machen, daß er zu dem Baumgeschlechte gezahlet wird. Seine Blüthe ist weiß und glockenförmig; die Frucht hat die vollkommenste Aehnlichkeit mit unsern Erdbeeren.

Um die Mineralien bekümmert man sich hier gar nicht, so viel die Gebirge auch enthalten; denn man glaubt, man könne alle Metalle, mit ungleich geringern Kosten, aus den indischen Besitzungen ziehen. Auch der mineralischen Wasserquellen bedient sich Niemand; man hält es der Mühe nicht werth, ihre Eigenschaften und Kräfte zu untersuchen. Bloss die Bäder von Kaldas in Estremadura, werden in venerischen Krankheiten mit gutem Erfolg gebraucht. An manchen Orten findet man zahlreiche Heerden des besten Hornviehes und Schaaf, deren Wolle beynahe der spanischen gleich kommt; in vielen Gegenden aber muß das meiste Vieh in Spanien gekauft werden. Maulesel und Esel findet man häufig; die Pferdezucht ist aber in sehr schlechten Umständen, und die meisten werden gleichfalls, wiewohl heimlich, aus Spanien eingeführt. Wildpret ist in den nördlichen Gegenden genug vorhanden; das Federvieh aber gehört unter die Seltenheiten. Fische sind im Ueberflusse da und das Honig in Estremadura und Beira übertrifft alles andere an Süßigkeit und Wohlgeschmack in Europa.

Woran es Portugal am meisten fehlt, das sind Menschen; denn die Hälfte des Reichs ist unbewohnt. Und wie kann das anders seyn, da die Landesverwaltung so schlecht ist, da Ackerbau und Viehzucht mit
einer

einer beynahe beyspiellosen Nachlässigkeit betrieben werden, da Manufacturen und Fabriken hier beynahe unbekannt sind! da Gelehrsamkeit und Künste nichts gelten! Und doch ist der Portugiese bey aller seiner Armuth, Elend und Unwissenheit auf das höchste eitel, spöttisch und von seinen Vorzügen eingenommen. Man muß sich daher sehr in Acht nehmen, daß man in keinen lauten Tadel ausbricht; denn die Portugiesen wissen einen solchen Feind sehr bald heimlich aus dem Wege zu räumen. Ihre Eifersucht und Rachgier und die Leichtigkeit, mit der sie zu beyden gereizt werden können, macht den Umgang mit ihnen äußerst gefährlich.

Ich habe kein europäisches Volk angetroffen, dessen äußere Bildung weniger europäische Züge hatte, keines, das einem, an deutsche Gestalten gewöhnten, Auge einen unleidlichen, widerlichen Anblick darböte, als das portugiesische. Hier findet man nicht jene von Gesundheit und Kraft strotzenden Körper, nicht jene blühenden Wangen und jene Feinheit der Züge, die in deutschen Gegenden so oft unter den niedrigsten Ständen das Auge entzücken. Magere, kraftlose, mit Schmutz und Lumpen bedeckte Gestalten, schwarzbraune, nicht selten mehr den Affen als Menschen ähnliche Gesichter, das sind die Züge der äußern Bildung des gemeinen Mannes, und also des größten Theils der Nation. Ueberhaupt scheinen die portugiesischen Sitten mehr aus afrikanischen, als europäischen, Theilen zusammengesetzt, und die Mischung des jüdischen und maurischen Geblütes, dessen
man

man sie beschuldigt, mehr als zu sehr durch ihre ekelhafte, unreinliche Lebensart, ihr Hausgeräth und ihre Kleidung bewiesen zu seyn. Wenn man den gegenwärtigen Charakter dieses Volks mit den Heldenthaten vergleicht, die einst den portugiesischen Namen in Indien so fürchterlich machten, so weiß man beynahe nicht, ob ein und dasselbe Volk eines so tiefen Verfalles fähig seyn könne, und man sieht sich genöthiget, entweder die Wahrheit ihrer Thaten zu leugnen, oder zu behaupten, daß sie nur die Frucht einer vorübergehenden, durch Religion und Rittergeist bewirkten, Schwärmerey waren.

Mehr als irgend etwas gewähren die herrschenden Nationalvergnügungen die deutlichsten Begriffe von dem herrschenden Charakter eines Volkes, und die Leidenschaft, die in ihnen zum Grunde zu liegen scheint, kann man gewiß auch in dem Nationalcharakter voraussetzen. Den Tanz Foffa, der aus allerley wollüstigen Bewegungen besteht, und nach der Guitarre getanzt wird, während daß die Zuschauer den Takt mit Schnippchen dazu schlagen, lieben alle Portugiesen, und wenn der Tag noch so heiß und die Ermüdung noch so groß gewesen ist, so kann man ihn doch des Abends in jedem Wirthshause tanzen sehen. Aber er ist nicht das erste Vergnügen der Nation; ein Auto da Fe, bey welchem ein armer Jude, oder anderer Ketzer bey langsamem Feuer geröstet wird, und ein Stiergefecht, das sind Schauspiele, an denen selbst das weibliche Auge sich nicht müde sehen kann.

Da diese Stiergefechte hier noch mit aller Pracht und Feyerlichkeit der Ritterzeiten gehalten werden, und sie vielleicht manche meiner Leser nur von Hörensagen kennen, so will ich ihnen hier eine Beschreibung davon mittheilen. Wenn der Hof den dazu festgesetzten Tag, durch Trompeten und Pauckenschall hat bekannt machen lassen, dann scheint Jedermann vom Taumel des Vergnügens ergriffen zu seyn, und allenthalben hört und sieht man nichts als Frohlocken und Zubereitungen zu diesem festlichen Tage. Die vorderste Seite des königlichen Pallasts wird mit einem Amphitheater oder Halbzirkel eingefasst, auf dem Balkons errichtet sind, auf welche die Fenster stoßen, durch die man aus den Zimmern tritt. Der mit einem prächtigen, von Gold und Edelsteinen schimmernden, Thronhimmel bedeckte Balkon des Königs, nimmt den Mittelpunct ein, und die übrigen Plätze dieses Amphitheaters werden zu sehr theuren Preisen vermiethet. Rund umher zeigen sich in allen Fenstern, und auf den an den Häusern erbaueten Gerüsten die Damen mit ihren Begleitern in dem kostbarsten Putze, und alle Balkons sind mit den reichsten Stoffen ausgeschlagen.

So bald der König in seine Loge getreten ist, nimmt das Fest seinen Anfang und die königliche Leibwache rückt auf den Platz, den ein Haufen in rothen Taft gekleideter junger Leute mit Wasser besprenget, und um welchen die Alguazils, oder Schaarwächter, zur Vermeidung aller Unordnung, in geschlossenen Gliedern, und mit vorgefenkten Hellebarden

barden stehen. Sind diese Verfügungen getroffen, dann nähern sich die Torreadores, (so nennt man die Ritter, welche fechten sollen,) unter dem Schall einer langsamen Kriegsmusik, von ihren Bedienten, welche ihre Lanzen führen, und ihnen nie von der Seite weichen, begleitet.

Nicht selten wird der Anfang des Festes mit Aufzügen und Tänzen riesenförmiger Figuren und Negers gemacht. Gemeiniglich setzt man eine Art Puppen auf den Platz, welche, wenn sie umgestossen werden, sogleich wieder aufstehen, und durch die man, nebst dem Abschiesßen mit Pulver gefüllter Pfeile den Stier, ehe die Kämpfer sich an ihn machen, erst in Wuth zu setzen sucht. Merken nun die Ritter, daß der Augenblick des höchsten Zorns bey ihm da ist, so reiten sie mit gesenkter Lanze auf ihn los; denn des Degens dürfen sie sich nicht eher bedienen, als bis sie verwundet oder vom Pferde geworfen sind, oder Hut und Mantel verlohren haben.

Ist der erste Stier getödtet, so wird er durch Maulesel vom Platze geschafft, und dem Volke Preiß gegeben. Es giebt Tage, an denen bis dreyßig dieser edeln Thiere auf diese Weise nach einander das Leben verlohren. So viele Vertheidiger sich auch für diese Gefechte aufgeworfen haben, so darf man doch nur einen Augenblick mit kaltem Blute darüber nachdenken, um das Barbarische und Grausame derselben zu finden, und um einzusehen, wie wichtig alle die Gründe

Gründe sind, mit denen sie entschuldigt, oder wohl gar als Schulen des Muthes und der Tapferkeit angepriesen werden.

Doch genug von einem Lande, wo ich mich dreyzehn Monate aufgehalten habe, und das zu verlassen ich mich wirklich freuete. Sicher würde ich nicht so lange da geblieben seyn, wenn es die Geschäfte des jungen Perkins nicht nöthig gemacht hätten. So bald diese beendigt waren, so suchten wir auch gleich ein Schiff, auf welchem wir unsere Reise weiter fortsetzten.

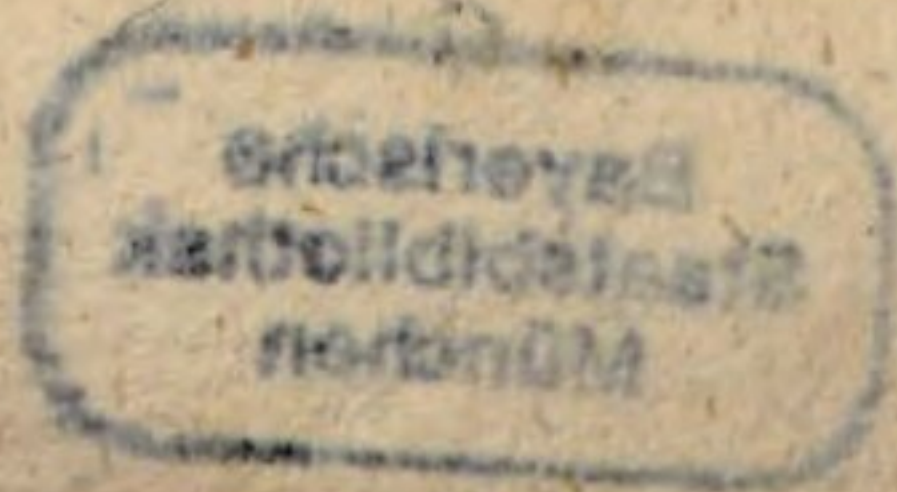
Zweytes Kapitel.

Reise nach Ostindien.

Es war der 18te November 1765, als wir uns zu Lissabon wieder einschifften, und, in Gesellschaft sechs anderer Schiffe, unsere Reise nach Ostindien antraten. Von besonderer Wichtigkeit fiel auf diesem Wege nach dem Lande, das die Hauptquelle der so vortheilhaften Veränderung gewesen ist, die nun seit fast dreyhundert Jahren durch ganz Europa so sichtbar geworden ist, nichts Sonderliches vor. Unfre Reise war zwar nicht geschwind, auch nicht ohne alle Gefahren, doch auch nicht mit so vielen Ungemächlichkeiten verknüpft, wie sie es oft dahin zu seyn pfleget.

Die ersten acht Tage mußten wir immer die Abwechslungen von etwas Sturm und Seestille aushalten. Aber nach Verlauf dieser acht Tage, hatten wir auch wiederum schönes Wetter und günstigen Wind. Der Pico auf der Insel Teneriffa, dessen Höhe von einigen auf 2070, von andern nur auf 1747 Toisen angegeben wird, zeigte seinen spitzigen Gipfel, der über

gewun-



gewundene Kränze weißer Wolken erhaben war, welches für unsre Augen einen Riss zwischen dem untern Theile dieses erstaunlichen Berges und dem obern machte, der am Firmamente des Himmels aufgehängt zu seyn schien,

Unser Capitain, ein einsichtsvoller Mann, gab uns von diesem Berge, den er selbst ein Jahr zuvor erstiegen hatte, eine glaubwürdige Nachricht. Er sagte uns: „Er wäre von Orotava auf denselben gereiset, habe des Nachmittags um vier Uhr den Ort verlassen, und sey, eben da es finster worden, in die Walder gekommen, auf denen beständig dichte Wolken ruhten, er habe aber des Weges nicht verfehlen können, da dieser auf beyden Seiten mit Bäumen und Gebüsch eingefaßt wäre. Da er noch einige Leute bey sich gehabt, so wäre er nach einer Stunde über die Wolken gekommen, wo sie Feuer angemacht und sich schlafen gelegt hätten. Halb elf Uhr wären sie weiter geritten, hätten höchst beschwerlichen Weg gehabt, und wären endlich auf eine Menge Bimssteine, wie Erbsen, gekommen. Da wäre die Luft grimmig kalt worden; er wäre auf den Rath seines Wegweisers abgestiegen, und habe bis vier oder fünf Uhr Morgens in einer Höhle verweilet. Hier wären sie so glücklich gewesen, in der Nähe ein dürres Gestrüpp zu finden, mit welchem sie ein großes Feuer angemacht hätten. Auf der einen Seite, mit welcher sie am Feuer gelegen, wären sie fast gebraten, und auf der andern für Kalte fast erstarret.“

„Gegen fünf Uhr des Morgens waren sie wieder aufgebrochen, sie hätten aber sehr langsam reiten müssen, weil der Weg auferst steil gewesen sey. Zuletzt hätten sie absteigen und scharf gehen müssen, um sich zu erwärmen; sie wären aber durch den steilen und zugleich sandigen Weg sehr ermüdet worden. Auf dem obersten Theil dieser Anhöhe, hätten sie eine ungeheure Menge großer loser Steine, von denen ein jeder ohngefahr zehn Fuß im Durchschnitt gehabt habe, gefunden. Von hier wären sie genöthigt gewesen, über Felsen zu gehen, und von dem einen auf den andern zu springen, weil sie nicht alle dicht an einander gelegen hätten.“

„Zwischen diesen Felsen sey eine Höhle, in welcher sich ein Brunnen oder natürliches Wasserbehältniß befände. Diese Höhle, worein sie vermittelst einer dort befindlichen Leiter hinabgestiegen, ist etwa zehn Ellen weit und zwanzig hoch, und der ganze Boden derselben ist völlig mit Wasser bedeckt. Nachdem sie eine Weile auf den großen Steinen fortgeklettert, wären sie endlich an den Fuß des Pico gekommen. Dieser wäre sehr steil und die Schwierigkeiten des Hinaufkommens würden noch durch die Lockerheit des Bodens vermehret, der allenthalben ausweicht. Nach vieler Beschwerniß wären sie endlich auf den Gipfel des Berges gekommen, und von hier aus hätten sie die Inseln Palma, Gomera, Hierro und Groß-Canaria sehr nahe vor sich liegen sehen; und wäre die Luft ganz heiter gewesen, so würden sie Madera, Porto Santo nebst einem Theil der Küste

Küste des festen Landes von Afrika haben bemerken können.“

„Der Berg selbst ist hohl und inwendig wie eine umgekehrte Glocke gestaltet. Von dem Rande des Kessels bis auf den Boden wären etwa vierzig Ellen. An vielen Stellen dieser Höhlung sey Rauch und Schwefeldampf hervorgekommen, und die Hitze des Bodens wäre an einigen Orten so stark gewesen, daß sie durch die Fußsohlen bis auf die Füße gedrungen sey. Einen Stock hätten sie über drey Zoll tief in eines dieser Rauchlöcher gestossen, und als sie ihn nach Verlauf einiger Minuten herausgezogen, wäre er zu Kohle verbrannt gewesen. Der Bimsstein, den sie hier gesammelt hätten, wäre von himmelblauer, grüner, violetter, gelber und hochrother Farbe, und die Luft auf dem Gipfel des Berges dünn, kalt, durchdringend und trocken.“ — Die ganze Beschreibung, die uns dieser Mann, von der Insel machte, gefiel uns so sehr, daß wir gerne da gelandet wären, wenn unsre Schiffer so wie wir gedacht hätten.

Indem wir zwischen Teneriffa und der großen Canarischen Insel in heitrer Atmosphäre hinsteuerten, genossen wir eine ungemein angenehme Aussicht auf die unvergleichlichen Schönheiten dieser Insel. Als wir aber hernach unsern Lauf zwischen den Inseln des grünen Vorgebirgs und der Küste von Afrika nahmen, fiengen wir gar bald an, die Wirkungen von unsrer immer mehrern Annäherung zu dem Hochlande dieses Welttheils zu empfinden, und zwar dadurch, daß wir häufige Windstillen hatten, die bey einem

starken Stroh aus Nordosten alle unfre Hoffnung auf eine geschwinde Fahrt vereitelten.

Selten sind in dieser Gegend starke Winde, und oft auch vier und sechs Wochen gar keiner. Nur selten sind Schiffe so glücklich, die ganze Gegend der Linie mit einem etwas anhaltenden Winde zu passiren, ohne die Fatalität zu haben, unter derselben bey gänzlicher Windstille zu schweben. Alles schwieg, auch nicht ein Lüftchen fachelte uns an, die Luft flimmerte vor Hitze, und die ganze Natur schien in Todesstille eingehüllt zu seyn. Mit schlaffen Seegeln schwebten die Schiffe auf der spiegelgleichen Oberfläche des weiten Meers umher. Es stellten sich auch Krankheiten ein, und es wurden verschiedene Todte, in ihren Hangematten eingenähet, über Bord geworfen und den Fischen zur Speise überliefert. Mit kurz anhaltenden Winden erreichten wir endlich nach und nach den Strich, wo wir uns wirklich unter der Linie befanden und jenseits derselben rückten. Die Hitze zwey Grad dießseits und eben so viel jenseits ist fast von gleicher Stärke, und man rechnet daher gemeinlich diese ganze Weite zur Fahrt unter der Linie.

Als wir uns unter derselben am nächsten zu befinden glaubten, wurde dann auch die übliche Ceremonie der Linientaufe von den Matrosen vorgenommen; welche thörichte Gewohnheit sich die Portugiesen und auch die Matrosen anderer Nationen nicht nehmen oder abbringen lassen. An diesem, den Matrosen immer feyerlichen, Tage hatten dieselben eine Maskerade veranstaltet. Neptun mit einem Gefolge
von

von Gestalten von Meermenschen, u. f. w. wie uns die Fabel sie abbildet, erschien auf dem obern Verdeck des Schiffes, begab sich mit seinem Gefolge zuerst nach der Kajüte des Schiffscapitains, und verlangte mit dem Ernste, der der Vorstellung des Neptuns zukam, daß ihm alle die Personen, die jetzt zum Erstenmal die Linie passirten, vorgestellt würden, damit er diese seine neuen Kinder, so nannte er uns, einweihen könnte. Sein zweytes Verlangen war, daß man ihm die Getränke des Schiffs zur Untersuchung geben sollte, ob diese der Gesundheit seiner Kinder zuträglich wären.

Die Höflichkeit, oder vielmehr die übliche Gewohnheit, machte also den Capitain verbindlich, ihm nebst seinem Gefolge, Brandewein, Punsch u. f. w. reichen zu lassen. Alle Neulinge zur See wurden aufs Verdeck gefordert, und von den alten Matrosen, die sich schon mit Eimern voll Seewasser auf die Masten gestellt hatten, von allen Seiten und in solchem Maasse begossen, daß sie vom Wasser troffen. Einige befestigte man in einem Schwebestuhl von Stricken, und tauchte sie vom Schiffe unter das Wasser. Dieses Eintauchen und Aufziehen wurde dreymal wiederholt. Wer von der Taufe los seyn wollte, mußte sich davon loskaufen. So machten auch wir es; die übrige Zeit des Tages wurde auf Kosten des Capitains mit Saufen, Tanzen, u. f. w. beschloffen, bis Neptun nebst seinem Gefolge, berauscht vom Platze getragen wurde.

Dieser Spass ist übrigens dem Schiffsvolke mit einiger Einschränkung wohl zu gönnen. Gewissermaßen ist so ein lustiger Tag nöthig, damit sie vorher bey so manchem Ungemach der Hitze und des qualenden Durstes, demselben entgegen sehen und nach dieser Erhohlung ihre Beschwerlichkeiten wieder desto besser ertragen. Nach vollbrachtem Linienfeste trieben wir immer noch eine Weile fort, bis etwa zwey Grad jenseits der Linie, wo sich zu unserer nicht geringen Freude stärkerer Wind einstellte, der uns von diesen gewöhnlich windstillen Gegenden entfernte. Die Langweiligkeit dieses trägen Hinschwimmens suchte ich mir einigermaßen dadurch zu mildern, daß ich mir das Vergnügen machte, ungeheuer große Sechunde, Bonnetas und Albicores, zu fangen. Auch vertrieb ich mir eine Zeitlang die Zeit mit Betrachtung einer besondern Art von Fischen, dergleichen ich vorher nie gesehen hatte. Die Fische schwammen mit aller Muße um unser Schiff herum, und hoben immer ihre ungeheuren Schwänze und ihre großen Flossfedern über die Wasserfläche. Ich nahm daher Gelegenheit, einen Ueberschlag von der Länge eines solchen Fisches nach der Breite des Schiffes zu machen; und zufolge dessen schätzte ich sie auf vierzig englische Schuhe; was aber ihre Dickigkeit anlangt, so urtheile ich, daß sie wohl zehn Schuh im Durchmesser halten möchten. Die Gestalt dieses Thieres gleicht der Gestalt eines Seehundes; es ist eben so schön buntgefleckt, wie ein Leopard, und die Flecken
an

an seinem Leibe gleichen den Flecken am Schwanz eines Pfauen.

Dieses Monstrum bedeutete uns indessen Gutes; denn indem wir uns über die Gröſſe deſſelben, über die Schönheit ſeiner Haut, und über die Schwärme von kleinern Fiſchen, womit daſſelbe umgeben war, verwunderten, ſchwellte plötzlich ein unverhoffter friſcher Wind unfre Seegel an, und überſtreuete das glatte Element, auf dem wir ſchwammen, mit kurzen, gebrochenen Wellen, welche die Seeleute fröhlich mit dem Namen der Lämmerköpfe bewillkommen.

Das Geſchöpf, das ich ſo eben geſehen und betrachtet hatte, ſchwebte mir eine lange Zeit vor der Einbildungskraft, und erregte bey mir das Andenken an gewiſſe Mährchen der Alten von Seeungeheuern, die ich nun kaum mehr für fabelhaft zu halten begann. Meine Phantaſie that einen kühnen, aber angenehmen, Sprung nach der See bey Norwegen, dem Sitze der Kracken oder Korven, der Seefchlangen und anderer Schlangen im Weltmeer; lauter Thiere, deren erſtaunlicher Umfang ſchon lange die Gränzen aller Glaubwürdigkeit überſchritten hatte, die aber doch, nachdem ihr Daſeyn nunmehr völlig erwieſen iſt, auch von den Allerunglaublichſten nicht länger für chimäriſch gehalten werden dürfen.

Es iſt doch merkwürdig, daß die lebendigen Weſen in der See, zum Theil auſſer aller Vergleichung größer ſind, als irgend eine von den lebenden Kreaturen, die auf der Erde erzeugt werden. Wiederum

find auch die Thiere, die auf der Erde herumlaufen, durchgehends grösser, als diejenigen, die in der Luft fliegen. Vermöge dieser Analogie wäre ich sehr geneigt, den Schluss zu ziehen, daß, wenn die inwendigen Theile der Erde, nach der Theorie gewisser Naturforscher, mit einem ungemeinen Abgrunde von Gewässern angefüllt wären, diese Gewässer ein Wohnplatz von noch grössern und erstaunenswürdigen Thieren seyn müßten, als irgend eines, das wir auf der Fläche dieser Erd- und Wasserkugel kennen.

In diesem atlantischen Meere sahe ich auch eine Art kleiner Barbe, die sich zuweilen an das Steuerruder des Schiffes anhiengen und sich von dem Schlamm nährten, womit der Kiel, das heisst, der unterste grofse Balken, oder vielmehr die in einander gefügten und befestigten Balken, welche das Fundament des ganzen Gebäudes des Schiffes ausmachen, und die Ruder des Schiffs, oft überzogen werden. Man muß sich darüber wundern, daß dieses kleine Geschöpf dem Zug des Schiffes folgen kann. Aber der Auftrag der sparsamen Natur, sich jenen kleinen Vorrath zu Nutze zu machen, ist so bestimmt, und sein Hunger ist so stark, daß er dem Schiffe nachtheilt, wenn es gleich mit grofser Geschwindigkeit seegelt.

Den siebenten Januar 1766 rief man endlich zu unserer Freude vom Mastkorbe: Land! und bald darauf entdeckten wir die Höhen vom Vorgebirge der guten Hoffnung, wo wir schon gegen Abend einzulaufen hofften; allein es geschah nicht so bald, sondern wir liefen erst den folgenden Mittag ein.

Der

Der hiesige Hafen, der von Amsterdam zur See 2100 deutsche Meilen entfernt ist, ist sehr groß und schön, eyförmig, und die Einfahrt liegt auf zwey bis drey Meilen im Lande eingeschlossen. Sie hält auf neun Meilen im Umfange und kann auf hundert große Schiffe sehr bequem fassen. Nahe am Ufer und in einigen andern Stellen ist es indessen gefährlich, die Anker auszuwerfen. Die Mitte des Busens wird von einem starken Festungswerke commandiret, welches ein reguläres Fünfeck ist, davon jede Bastion zwanzig schwere Kanonen hatte.

Die Pflanzstätte, welche die Holländisch-Ostindische Compagnie auf beyden Seiten des Vorgebirges der guten Hoffnung, das heist, auf der äußersten südlichen Spitze desjenigen festen Landes, welches Europa, Asia und Afrika zusammen enthält, angelegt hat, erstreckt sich zu Folge angestellter Berechnung auf 450 englische Meilen nach Osten und Westen und auf 250 Meilen nach Norden. Ueber den Ueberfluß der Lebensmittel und über die wohlfeilen Preise derselben, die man hier antrifft, habe ich mich nicht wenig gewundert, da doch die Schiffe fast aller Nationen hier alle Jahre so große Ladungen einnehmen und von den Holländern allein an die funfzig Schiffe, auf welchen wenigstens zehntausend Menschen sind, nach Indien gesendet werden.

Die meisten Fremden beklagen sich, daß die Einwohner gegen Ausländer ungesellig und unfreundlich sind. Das habe ich nicht erfahren. Der junge Perkins hatte Empfehlungsschreiben an verschiedene der
ange-

angesehensten Häuser und auch selbst an den Gouverneur, welcher allezeit einer von den indischen Staatsrathen ist, und wir wurden von allen sehr gefällig aufgenommen. Es ist auferst beträchtlich, was jährlich die zahlreichen Flotten, die nach Ostindien gehen, hier einnehmen und zu ihren Bedürfnissen brauchen. Und doch ist es das nicht allein; denn diese Schiffe kommen nicht blos in den Hafen, um sogleich wieder fortzuseegeln, sondern sie bleiben auch eine Zeitlang liegen, und es werden auf dieser Straſse, blos die Monate, Mai, Juni und Juli ausgenommen, da die Fahrt wegen des zu der Zeit wehenden Nordwestwindes gefährlich ist, immer Schiffe angetroffen. Eine große Wohlthat für die Reisenden ist auch dieses, daß sie sowohl auf ihrer Hin- als Zurückreise hier frisches Wasser einnehmen können, welches besonders für solche Personen, die den Scorbut haben, auferst heilsam ist.

Der Erdboden dieses Vorgebirges ist aus einer wilden und unfruchtbaren Wüste, zu dem schönsten und fruchtbarsten Platze gemacht, und die Luft ist so gesund, daß fast alle Schiffskranke hier wieder genesen. Zur Ehre des belgischen Stammes sey es gesagt, daß sich die Holländer seit der Zeit, da sie durch die heldenmüthigsten Thaten und durch die bewundernswürdigste Beharrlichkeit, die man in den Jahrbüchern der Welt aufgezeichnet findet, ihre Unabhängigkeit durchsetzten, dieses Einzigemal, in ihrem öffentlichen Betragen nach den Gesetzen der Gerechtigkeit gerichtet haben; denn sie brachten das Territorium,
auf

auf welchem sie die Colonie anlegten, durch ehrlichen Kauf, ohne Verratherey, Meuchelmord und Unterdrückung an sich.

Zu gleicher Zeit muß ich aber auch erinnern, daß sich dieses einzelne Beyspiel von der Billigkeit der vereinigten Provinzen, welche selbigesmal die Oberhand über die bey ihnen durchaus herrschende Leidenschaft des Geitzes behielt, nicht sowohl von der Tugend der Commun, als vielmehr bloß von der Tugend eines einzelnen Mannes, des Wundarztes Van Riebeck, herschrieb. Dieser war 1610 hier gelandet und hatte die Beschaffenheit der Luft und des Landes untersucht. Er machte bey seiner Zurückkunft eine so vortheilhafte Beschreibung davon, daß ihn seine Obern wieder dahin sendeten und zum Commandanten machten. Die Macht, die dadurch zufälliger Weise in seine Hände gefallen war, nützte er dazu, daß er nach seinem Gewissen mit Waaren zum Kinderspiel und zu einem Preise, der etwa 50,000 Gulden betrug, eine unbegranzte Besitzung von den Hottentoten in einem wilden Klima ankaufte. Auf solche Weise erkühnten sich die Holländer, für dieses Einemal, da sie einen so vortheilhaften Tausch treffen konnten, gegen ihre Natur zu verstossen und gerecht zu seyn. Und wenn man bedenkt, daß die Holländer diese Denkungsart von einer Regierung annahmen, die einige Zeit vorher in Amerika nicht gefragt hatte, was Recht wäre, sondern was Nutzen brachte, so darf man sich auch nicht wundern, daß sie so denken lernten.

In diesem weit ausgedehnten Gebiete geht die Macht der gütigen Natur, ohngeachtet der unterdrückenden Denkungsart einer ausschließlichen Compagnie, mit Gewalt ihren Gang fort. Die Bevölkerung stieg damals nah an die 17000 Menschen von reiner europäischer Abkunft und ohngefähr 30000 Slaven, theils aus Afrika, und theils aus Asia. Die Aborigines des Landes, die man Hottentoten nennt, und die von milder und glimpflicher Gemüthsart sind, sind von den Beherrschern des Vorgebirges ohne große Schwierigkeit in den Stand gehorsamer Unterthanen versetzt worden. Sie sind ein ruhiges, friedfertiges Volk, und kommen den Holländern in vielen Stücken, insonderheit aber in der Wartung ihres großen und kleinen Viehes, ungemein zu statten.

Ich werde meinen Lesern in der Folge, wenn ich ihnen von meinem längern Aufenthalte auf dem Kap Nachricht gebe, zeigen, daß dieses Volk in Europa ohne Grund sehr übel abgeschildert ist. Jetzt übergehe ich alles andere, was ich ihnen vom Kap zu sagen hätte, um nicht Manches durch nöthige Wiederholungen zweymal sagen zu müssen.

Wir hielten uns hier vier Wochen auf, und giengen den 12ten Februar 1766 wieder unter Seegel. Mein Engländer und ich fiengen unsre alten Veränderungen, die man sich zur See machen kann, wieder an, und vertrieben uns die Zeit, so gut als uns möglich war. Wir spielten Karten, wir lasen, wir muscirten, wir fiengen Hayfische, Delphine und dergleichen, wir schossen Vögel und besonders eine Art wil-
der

der Gänse oder Schwäne, die man gemeiniglich 200, auch wohl 300 Meilen um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum antrifft. Diese Vögel sind so zahm, daß man sie oft mit der Hand in den Schiffsluken fängt; es ist nur Schade, daß sie nicht für die Tafel brauchbar sind.

Sehr häufig fahen wir in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung den sogenannten Siffleur. Er hat seinen Namen davon, weil er bey seinem Othemhohlen ganze Ströhme von Wasser durch die Nasenlöcher thurmhoch in die Luft wirft. Dieser Fisch ist nach dem Wallfisch der größte und stärkste, und könnte seiner Größe, Dicke und seines breiten Rückens wegen, billig der See- Elephant genennet werden. Er geht mit seinem Rücken bey stillem Wetter manchmal zwey bis drey Ellen hoch über dem Wasser und gleicht solchergestalt einer schwarzen schwimmenden Mauer; und wenn man seine heftige Bewegung, die er im Wasser verursacht, nicht sähe, so würde man zuweilen glauben, es wäre ein aus dem Meere hervorragender Felsenrücken.

Durch das Wasser, welches er unaufhörlich aus seinen Nasenlöchern in Strömen in die Höhe wirft, verursacht er, daß man ihn schon in einer Entfernung von einer halben deutschen Meile ankommen sieht; er ist so wenig schüchtern, daß er selten einem Schiffe aus dem Wege geht, und kleine Schiffe müssen ihn oft mit Kanonenschüssen zu verscheuchen suchen. Sehr gern hält er sich nahe am Lande auf, und an den Ufern lassen sie sich in größter Menge sehen. Beym
Sturm

Sturm und unruhigen Wetter, geht er tief in die See. Man bekommt die Siffleurs daher selten, oder doch nur einzeln, weit in der See zu sehen.

Ein anderer merkwürdiger Fisch, den man auf dem Wege nach Ostindien und daselbst öfters siehet, ist der Krampf - oder Zitterfisch. Oben hat der Körper fünf schwarze kreisförmige Flecken. Die Haut ist mit braunen und weissen Puncten bestreut. Der Kopf steckt in dem fast tellerförmigen Umkreis des Körpers. Der Schwanz sieht auf beyden Seiten wie ein scharfer Kiel aus. Die grössten Krampffische sind nicht völlig zween Fuß lang. Zwanzig Pfund ist sein höchstes Gewicht; einige wiegen nur wenige Unzen; zwey Spannen ist seine grösste Breite. Das Maul ist klein; doch läßt es sich sehr ausdehnen.

Die Natur bestimmte ihn, von andern Fischen zu leben, und gab ihm doch sehr viele, aber gar kleine Zähne, durch die er sich nichts verschaffen und sich nicht furchtbar machen kann. Er ist oben ganz glatt und hat keine Stacheln. Er läge also wehrlos im Meer, könnte sich weder erhalten, noch vertheidigen, wenn ihm nicht die Weisheit Gottes ein eignes Mittel zu seiner Vertheidigung und zu seiner Ernährung gegeben hätte. Alle lebendige Wesen nämlich, die ihn berühren, oder denen er nahe kommt, erhalten einen heftigen Schlag durch den ganzen Körper, sie spüren eine Betäubung, die derjenigen Erschütterung am nächsten kommt, die man mit einer Elektrifirmaschine hervorbringen kann. Daher heisst er auch der Taubfisch. Nähert man sich ihm mit der Hand,
mit

mit dem Finger, oder auch mit einem langen Stock, berührt man nur das Gefäß, das Netz, in dem er ist, so empfindet man eine schmerzhaft e Erstarrung, ungefähr eben so, als wenn man den Ellenbogen heftig irgendwo anstößt, die zwar nicht lange dauert, im Anfang aber fast unausstehlich wird, sich schnell bis zur Schulter fortpflanzt und doch allemal, wenn sie auch gleich bald ganz verschwindet, so stark ist, daß der stärkste Kerl zurückfährt und nicht Lust hat, den Fisch noch einmal anzufassen.

Sein Fleisch wird mit Appetit und ohne Schaden gegessen; er hat auch kein Gift, wie einige geglaubt haben. So bald er todt ist, hört seine zurückschlagende und betäubende Kraft auf; sie nimmt schon ab, wenn der Fisch anfängt, abzusterben. Hat man Herz genug, den Krampffisch am Schwanz, den er, so oft er stoßen will, allemal zugleich bewegt, anzugreifen, so kann man ihn berühren, ohne daß man betäubet wird. Auch spürt man nichts von seinem Stosse, wenn man ihn anrührt und den Odem an sich hält; man sagt aber, daß, wenn man sich auch auf den Fisch mit dem ganzen Körper legen wollte, der Schiag desselben allemal noch stark genug sey, um einen Menschen vom Körper wegzutreiben.

Dies ist nun das Mittel, das er, weil er sich, wie alle platte Fische, immer im Sande aufhalten muß, braucht, um sich Speise zu verschaffen. Er berührt nur die Fische, die er fressen will; sie werden starr, stumpf, entkräftet und bleiben vor dem Munde ihres Ueberwinders liegen. So bald sie den Krampf in

allen Flossen und Muskeln bekommen, können sie nicht mehr schwimmen, und der Krampffisch erreicht seine Absicht, ohne von der Stelle zu gehen. Wenn ihm ein Feind, den er nicht fressen will, zu nahe kommt, vertheidigt er sich durch einen Schlag. Daher gehört er auch zu den Fischen, die sich im Meer an Felsen ansaugen oder andrücken, und ruhig erwarten, daß ihnen ihre Nahrung entgegen kommt.

Zwischen den beyden Flossen, die der Fisch unterhalb den sogenannten Fischohren hat, gab ihm die Natur eine runde, häutige Stelle, ohngefähr so groß, wie eine Untertasse, mit kleinen schwammichten Erhabenheiten, und an der Peripherie mit einer etwas feineren Haut besetzt, deren Fasern, oder Linien den halben Durchmessern gleich sind, die man in jedem Zirkel ziehen kann. Diese Haut hilft dazu, daß sich der Fisch vermittelt des Drucks der Luft, weil die Haut immer feucht ist, an die Felsen anhängen kann.

Noch ein angenehmes Vergnügen verschafften wir uns durch Geduld und Aufmerksamkeit, die Mücken begatten zu sehen. Es ist bekannt, daß das Wasser, welches man auf den Schiffen hat, gemeiniglich von Maden und Nymphen von Mücken wimmelt. Diejenigen, welche in den Tonnen eingeschlossen sind, kommen zwar beynahe alle darinnen um; es bleiben ihrer aber in den gläsernen irdenen Wassergefäßen, deren sich der Matrose und andere auf dem Schiffe bedienen, weil sich das Wasser sehr gut darinne hält, noch viel übrig. So oft diese Wassergefäße geöffnet werden, so kommt ein Schwarm Mücken heraus,

heraus, welche in die Höhe fliegen, und dieses dauert bisweilen die drey ersten Wochen der Reise.

Die grofse Menge Mücken, die wir nach unserer Abreise vom Kap hatten, veranlafste uns, auf einige von ihren geheimen Verrichtungen genau Achtung zu geben. Ihre Begattung war, da ich zuvor schon etwas darüber gelesen hatte, vornämlich der Zweck meiner Aufmerksamkeit. Da sich meine Schlafkammer, weil sie sehr klein war, zu der Beobachtung, die ich zu unternehmen Willens war, vortrefflich schickte, so bemühetete ich mich vor allen Dingen, die Stunde des Tages zu finden, worinnen die Mücken am meisten in Bewegung seyn würden; und ich erwählte die dritte Stunde nach Mittage, weil ich bemerkt hatte dafs dieses der Augenblick war, wo ich am meisten geplaget wurde, wenn ich ruhig blieb. Ich wendete alle nöthige Maafsregeln an, um während meiner Beobachtung von den Stichen aller dieser Feinde, denen ich mich aussetzte, nicht beschweret zu werden; meine Füfse und meine Hände waren wohl verwahret, und eine Feder, mit der ich ganz leicht um das Gesicht wedelte, verhinderte sie, sich darauf festzusetzen und mich zu stechen.

Mit dieser Vorsicht brachte ich alle Tage, über eine Stunde in meiner Kammer unter einem Schwarme von Mücken zu, welche ich durch eine angenehme Wärme dahin zu ziehen mich bemühetete, indem ich die, dem Winde ausgesetzten, Oeffnungen zumachte und nachgehends auch die Thür, nachdem eine hinlängliche Menge hineingekommen war. Ob

nun wohl viel Zeit verstrich, ohne daß ich etwas entdecken konnte, das sich auf ihre Begattung bezog, ausgenommen die Verfolgungen des Männchens, so unterliefs ich doch nicht, meine Beobachtungen zu wiederhohlen, weil ich überzeugt war, daß ein günstiger Augenblick endlich meine Geduld krönen würde. Ich fand endlich Weibchen, deren Bauch mit kleinen weissen Körperchen angefüllet war, welche ich mit Hülfe eines guten Vergrößerungsglases für Eyerchen erkannte. Ich sah deutlich verschiedene Paar Mücken, die genau mit einander verbunden und vereinigt waren, aber auf eine ganz andere Art, als alle Fliegen, die wir kennen.

Ihr Flug, der bisweilen schwächer wurde, liefs mich sehen, wie sie die Gesichter gegen einander gekehret, und die Beine in einander geschlungen hatten; verschiedene Paare, die von Zeit zu Zeit auf meinen Tisch fielen, um nachgehends wieder fortzufliegen, bekräftigten mir das, was ich zu glauben noch grosse Schwierigkeit fand. Ich sah allezeit eine auf dem Rücken liegen, die andre aber auf ihr, in der Stellung, wie sich ein junger Hund auf seinen Kamerad setzet, wenn dieser sich niederleget, um mit jenem auf eine bequemere Art spielen zu können. Ich zerdrückte verschiedene in dieser Stellung, deren Geburtstheile mir sehr genau verbunden zu seyn schienen. Gleichwohl getraute ich mich noch nicht, etwas zu entscheiden, weil mich der starke Druck, den diese zarten Körper gelitten hatten, wohl betrügen konnte.

End-

Endlich liefs mich ein glückliches Ohngefahr nach mehreren Tagen, als ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, das entdecken, was ich schon lange gewünscht hatte. Zu der Zeit, als ich mich fertig machte, zwey Mücken zu zerdrücken, sah ich sie in eine Ecke fliegen, und nach einem ziemlich unregelmässigen Fluge, setzten sie sich auf mein Bette, auf welchem man, weil es schwefelgelb war, die Körper unsrer Verliebten sehr wohl unterscheiden konnte. Die Gelegenheit schien mir günstig zu seyn, ihre wahre Stellung auszustudieren; ich näherte mich ihnen ganz leise, nachdem ich ihnen die nöthige Zeit, um sich festzusetzen, gelassen hatte, und in diesem Augenblicke wurde ich für alle die Mühe, die ich mir gegeben hatte, vollkommen belohnt. Das Weibchen, welches ich an der Länge und an der Dicke seines Körpers erkannte, war in der gewöhnlichen Stellung der Mücken, wenn sie auf einem festen Körper sitzen; es hielt sich mit seinen vier Vorderfüssen an das Zeug, und mit den beyden andern machte es über den beyden Flügeln einen halben Zirkel; das Männchen hingegen, das magerer und zarter war, befand sich in einer ganz verschiedenen Stellung; sein kleiner Körper und die Nothwendigkeit, sich mit dem Weibchen zu vereinigen, welches nach seiner Bequemlichkeit sitzen zu wollen schien, erlaubten ihm nicht, seine Gemächlichkeit zu gebrauchen. Seine beyden Vorderfüsse, die es sehr ausgestreckt hatte, hielten es einzig und allein am Bette fest, und die vier übrigen standen auf dem Gegenstande seiner Liebe, welchen es gleich-

sam umfasset hielt. Verschiedene gar nicht zweydeutige Bewegungen gaben mir zu erkennen, das unsre Geliebten vielleicht nichts mehr zu verlangen hatten, und unser glückliches Paar gab mir die gehörige Zeit, meine Zweifel zu heben und meine Neugierde zu befriedigen. Eine Bewegung, welche mich das Schiff wider meinen Willen machen liefs, machte, das sie ihren Platz eher verliessen, als ich es wünschte.

Ich folgte ihnen mit den Augen nach, so weit es mir möglich war, und sie hielten einander beständig umfasset, wie die, so ich zuvor gesehen hatte, ohne sich weiter festsetzen zu wollen. Ich vermuthe sogar, das sie sich kurz darauf getrennet haben; denn alle die, welche ich fliegen sah, waren alleine, und so genaue Untersuchungen ich auch in allen Ecken anstellte, so war mirs doch unmöglich, sie wieder zu finden. Ich fand also, das die Begattung der Mücken bey weitem nicht so lange dauere, als der andern bekannten Fliegen ihre, und das sie oft, wenigstens dem Schein nach in der Luft geschehe; das die Stellung, worinne sie sich während der Zeit ihrer verliebten Umarmungen befinden, ihnen nicht erlaubt, sich auf eine vertikale Fläche zu setzen, und man nicht hoffen mus, anderswo Begattende zu finden, als an andern Orten, wo sie sich horizontal setzen können.

Der eilfte März im Jahr 1766 war endlich der vergnügte Tag, wo wir, jedoch mit Verlust einiger Matrosen, die uns auf der Reise gestorben waren, glücklich und gesund in den schönen Hafen der Stadt Batavia einliefen. Schon der Anblick der Küsten
VON

von dieser grossen Insel Java verkündigte uns ein reiches, mit jedem Ueberflusse gelegnetes Land, und ich habe nachher auch wirklich gefunden, dass dieser Anschein nicht trügerisch ist; denn dieses Land verspricht wirklich nicht mehr, als was es zu halten im Stande ist. Indessen habe ich doch bey alle dem sehr bald andere Begriffe von Ostindien bekommen, als ich vorher davon hatte, ehe ich es selbst sahe. Wie Mancher glaubt nicht, dass man hier das Geld auf der Strasse und achte Perlen und Juwelen am Strande finden kann! Wer in dieser Absicht hieher reiset, der irret sich sehr; denn es wird den Menschen hier eben so fauer, etwas zu verdienen, als in Europa, und so wie es in der ganzen Welt schlechter geworden ist, so ist es auch hier nicht mehr, wie vor funfzig und sechszig Jahren. Es sind hier nur zwey Wege, sein Glück zu machen, entweder durch eine einträgliche Bedienung, deren es sehr viele giebt, oder durch den Handel, oder durch beydes zugleich, und Alles ist schwer und mühsam. Von Tausenden, welche hieher kommen, bleiben kaum funfzig am Leben, und von diesen Funfzigen machen kaum Fünfe ihr Glück.

Schön ist der Anblick der Stadt Batavia, des Hauptsitzes der weitläuftigen Staaten, welche der holländisch - ostindischen Compagnie bisher zugehörten, nun aber laut öffentlichen Nachrichten zum Theil von den Engländern in Besitz genommen worden sind. Sie ist auf den Ruinen der alten Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Jakatra gebauet und als der Stapel anzusehen, wo alle Waaren und Reichthümer, die

diese große Compagnie befaß, niedergeleget wurden. Diese Stadt, welche unstreitig eine der besten in Indien ist, aber von ihren Lobrednern sicher zu sehr erhoben wird, liegt in einer niedrigen Ebene, welche gegen Norden das Meer hat und gegen Süden von einer Kette hoher Gebirge begränzt wird. Vor ihr ist eine tiefe und sichere Rhede, in welche sich der Jakarra - Strom ergießt, welcher fast mitten durch die Stadt fließet und in funfzehn Kanäle vertheilt ist, die alle mit Werkstücken eingefasset, zu beyden Seiten mit grünenden Bäumen geziert sind, und eine überaus angenehme Aussicht geben. Ueber diese Kanäle sind sechs und funfzig Brücken gezogen, ohne diejenigen, die außerhalb der Stadt befindlich sind. Am Ufer liegen die kleinern Fahrzeuge, und alle Boote, die Flussaufwärts gehen, entrichten, wenn sie mit Salz beladen sind, der Regierung ein Real, mit Steinen aber noch einmal so viel. Unbeschreiblich ist es, was man sich hier für Mühe giebt, Schiffsvorrath und Materialien zum Schiffbau, wie auch alles andere in großer Menge vorrathig zu haben, was zur Ausbesserung aller Arten von Schiffen gehört. Langst der Mündung des Hafens liegen siebzehn bis achtzehn Inseln, einige in - andere außerhalb demselben. Dadurch wird die Heftigkeit der Winde und die Macht der Wellen dergestalt bezähmet, daß er als einer der sichersten in der ganzen Welt angesehen werden kann. Er ist dabey so räumlich, daß tausend Schiffe sicher vor Anker liegen können.

Die Stadt selbst ist mit einem Wall umgeben, der ein und zwanzig Fuß dick, von aussen mit Steinen eingefasst und mit zwey und zwanzig Bastionen befestigt ist. Diesen Wall umgiebt ein fünf und vierzig Ruthen breiter Graben voller Wasser, der besonders tief ist, wenn im Frühjahr die Fluth hochsteiget. Die Zugänge zur Stadt werden durch verschiedene Forts bedeckt, die alle mit guten metallenen Kanonen besetzt sind. Von diesen Forts verdienen folgende vorzüglich genannt zu werden: Ohngefähr 1200 Ruthen von der Stadt auf der Morgenseite liegt das Fort Anfiol, am Flusse gleiches Namens; es ist ganz massiv und hat eine starke Besatzung. Auf der Abendseite der Küste liegt ohngefähr 500 Ruthen von der Stadt, das massive Fort Anke, am Flus Anke. Das Fort Jakatra liegt auch am Flus dieses Namens, dem vorigen gleich und etwa fünfhundert Schritte von der Stadt. Die dazu führende Strasse gehet durch zwey Reihen Bäume, die nach der Schnur gepflanzt sind. An beyden Seiten befinden sich schöne Landhäuser und Gärten. Die Forts Ryswick, Noordwych und Vythok sind auf eben die Art aus gleichen Materialien erbauet, und liegen alle auf der Landseite der Stadt, nicht weit davon. Nach dieser Einrichtung dienen die beyden ersten zur Bedeckung der Stadt auf der Seeseite; die übrigen viere aber bedecken die Zugänge auf der Landseite, so wie sie zugleich die Häuser, Plantagen und Gärten der Einwohner sichern. Die Stadt zu überrumpeln, ist et-

was Unmögliches, da Niemand ohne Pafs über das Fort kommen kann.

Den Umfang der Stadt kann man mit den Vorstädten ganz füglich auf zwey Meilen rechnen. Sie hat eine viereckichte Gestalt, und ist in holländischem Geschmack gebauet. Die Strafsen sind meistens nach der Schnur gezogen, dreyßig Fuß breit, längst den Häusern gepflastert, und auf beyden Seiten mit Bäumen besetzt, in der Mitten aber sind fast überall Kanäle. Außerhalb der Stadt sind gewiß zehnmal so viele Häuser als innerhalb derselben. Die Zahl der Thore beläuft sich auf fünfe, wenn man das nach dem Hafen mit dazu rechnet. Beym letztern ist ein Schlagbaum, der des Abends um neun Uhr zugezogen wird; es stehet beständig eine Wache dabey. Die jährliche Miethe für ein Haus, das 30 bis 60000 Pfund zu bauen gekostet hat, beträgt 1000 Pfund.

Vermuthlich machen die vielen Kanäle Batavia so ungesund; denn das Klima um die Stadt ist, so wie auf den andern Inseln von Java, sonst überall sehr gut. In der Stadt selbst aber ist es nichts Neues, daß Jemand, bey dem ich heute noch zum Essen bin, der noch frisch und gesund war, nach drey Tagen schon begraben ist. Dergleichen Fälle fallen hier täglich vor. Es ist sogar ein großer Unterschied, in welcher Gegend der Stadt Jemand wohnet. Ueberhaupt aber entwischt unter Hunderten, welche hieher kommen, kaum Einer einer tödtlichen Krankheit, und wer sich nichts zu Gute thun, wer nicht täglich etliche Gläser

fer Wein trinken kann, muß sterben, und wenn er eine Natur von Eisen hat.

Man muß in Batavia immer eine solche Diät halten, wenn man gleich gesund ist, wie in Europa in Krankheiten, sonst macht man es nicht lange. Davon habe ich sehr viele Exempel erlebt, daß junge Leute, welche wie Milch und Blut ausfahen, durch einen plötzlichen Tod dahin gerafft wurden, und es ist sonderbar, daß junge und robuste Personen hier eher sterben, als Leute von dreyßig Jahren und darüber. Die mehresten Europäer, welche hieher kommen, sterben im ersten oder zweyten Jahre, besonders aber in den ersten Monaten. Mir und dem jungen Perkins sagte Jedermann, daß wir für Ostindien eine gute Leibesconstitution hätten, weil wir mager waren, und die Erfahrung hat es uns bestätigt; denn wir blieben hier, einige Unpäßlichkeiten ausgenommen, so gesund, als wir es in Europa gewesen waren.

Sonderbar ist es auch, daß die Europäerinnen, die nach Batavia kommen, ihre Kinder nicht saugen können; denn ihre Milch wird so salzig, daß sie die Kinder nicht trinken wollen. Den Schwarzen ihre bleibt hingegen, ob sie gleich eben dieselbe Nahrung zu sich nehmen, süß und zuckerhaft, wie gewöhnlich. Sie sind es auch, die die Kinder der Holländer und Engländer saugen. Meiner Meynung nach, glaube ich, daß bey den Europäerinnen, wenn sie in eine so heiße Himmelsgegend kommen, für die sie nicht gemacht sind, die, in ihnen zur Durchseigung der Milch bestimmten, Gefäße zu sehr erweitert werden, daß sie

die Salze durchlassen, die zu der Materie, welche Milch werden soll, nicht gehören. Die Frauen aber, die in heißen Ländern geboren worden, sind schon vom Anfang so gebildet, wie sie, eine gute Milch zu zeugen, seyn müssen. Es sind nämlich entweder die Gefäße, welche die Milch durchseigen, von Natur enger, oder sie sind von einem dichtern Gewebe, und können sich also nicht zu sehr erweitern.

Hätte ich keine Natur gehabt, die Alles vertragen konnte, so würde mich das heiße Klima sehr incommodirt haben; man muß sich bey Tage hüten, daß einen die Sonne, und des Nachts, daß einen der Mond nicht bescheine. Ich habe Europäer gekannt, die schon sieben Jahre in Batavia waren, und unter diesen sieben Jahren kaum ein halbes Jahr recht gesund gewesen sind; diese haben mich versichert, daß sie gleich ohnmächtig werden, wenn sie der Mond nur ein wenig beschienen hat. Man nimmt deswegen bey dem Mondlichte allezeit einen Slaven mit einem Schirme mit, wenn man spazieren geht. Eben so ist es mit der Sonnenhitze von Morgens zehn Uhr, bis Nachmittags um drey Uhr. Diese muß man ja vermeiden, weil die Sonnenstrahlen so sehr durchdringend sind. Ausserdem sind hier noch viele Dinge, der Gesundheit wegen, zu beobachten.

Will man hier Visiten machen, so muß man den Morgen und den Abend dazu nützen. Da Tag und Nacht einander gleich sind, so ist es ordentlicher Weise um sechs Uhr helle; um fünf Uhr aber stehet man schon auf, zieht sich an, trinkt Kaffee und raucht sei-
ne

ne Pfeife Toback. Wer Geschäfte hat, fängt sie um sechs Uhr an; um diese Zeit kann man schon Jeden, selbst den Generalgouverneur besuchen. Um neun Uhr läßt man sich nicht mehr auf der Straßse sehen; denn von dieser Zeit bis zum Mittag sucht sich jeder einen kühlen Ort im Hause. Punct zwölf Uhr wird gespeiset, man sey Vornehm oder Gering. Gewöhnlich sitzt man eine, höchstens anderthalb Stunden, bey Tische. Nach dem Essen raucht man noch eine Pfeife, trinkt ein Glas Wein oder Bier, wünscht sich eine angenehme Nachmittagsruhe und legt sich ordentlich, so wie des Abends, schlafen. Von fünf bis sechs Uhr trinkt man Thee; darauf geht man wieder an seine Geschäfte oder in Gesellschaft. Mit dem Glockenschlag neun wird das Abendessen genossen, das so gut, wie des Mittags, ist; man raucht alsdenn noch eine Pfeife, und legt sich zu Bette.

Der Hitze wegen wird man hier fast nie am Körper trocken. Selbst in der Zeit, die man hier Winter nennet und drey bis vier Monate dauert, ist es, weil es da beständig regnet, von dem darauf folgenden Sonnenschein sehr warm, ja ich möchte sagen, noch heißer als im Sommer; und da der Regen sehr ungesund ist, so sterben in diesen Monaten auch die meisten Menschen. Bedenkt man den Vorzug, den das europäische Klima vor den andern Welttheilen hat, so darf man sich nicht wundern, daß Niemand hieher gehet, um hier zu bleiben, sondern bloß um sein Glück zu machen und dann wieder zurückzukehren.

Ein außerordentlich angenehmer und zugleich seltener Anblick war mir es in einer Stadt, die nahe an hunderttausend Seelen hat, eine Menge Menschen, von so verschiedenen Nationen beyammen leben, ihre besondern Wohnungen haben und nach ihrer eignen Art leben sehen. Schöne Gebäude giebt es hier zwar eigentlich wenig; aber die Häuser sind sehr bequem gebauet und keines ist fast ohne Garten. Allein die innere Pracht läßt sich nicht beschreiben. Meubeln, die man in Europa nur in fürstlichen Schlössern sieht, findet man hier bey jeder Standesperson. Es blitzt Alles von Gold und Silber. Indessen richtet sich doch jede Familie nach ihrem Belieben ein, so wie auch jede Nation ihre eigene Sprache redet.

Man siehet daher alle Augenblicke neue Gewohnheiten, fremde Sitten, mancherley Trachten und Gesichter von verschiedenen Farben, schwarze, weiße, braune und olivenfarbige. Außer der ungeheuern Menge Slaven, welche theils mit Gewalt, theils mit List von Celebes, den Molucken u. s. w. entführt worden sind, findet man hier viele freye Indier und Sinesen, welche sich mit dem Landbau und sehr viel Manufacturarbeiten beschäftigen. Weiße mögen etwa zwölftausend in Batavia leben, von denen fast die Hälfte in Indien gebohren ist. Die Portugiesen, Franzosen, Engländer und andere Europäer sind meistens des Handels wegen hier. Die Portugiesen stammen zum Theil von denen her, die ehemals hier oder zu Goa gewohnt haben, und weil sie ihren Vortheil unter einer so gelinden Regierung fanden, so blieben sie
hier,

hier, als die Seeküsten der Insel Java unter die Bothmässigkeit der ostindischen Compagnie kamen. Ihre Nachkommen wurden Protestanten, und da sie mit den Holländern einerley Interesse haben, so wird ihnen auch in allen Stücken so begegnet, als ob sie zu dieser Nation gehörten. Es giebt einige unter ihnen, die sehr reich sind; andere befinden sich wenigstens in sehr guten Umständen.

Ob nun gleich die Gewohnheiten dieser Einwohner sehr verschieden sind, oft wohl gar einander gerade zu entgegen laufen, so beobachten doch die Bürger eine bewundernswürdige Eintracht, die eine bloße Wirkung der Handelschaft ist, davon ein Jeder unter diesem grossen Volk beseelt ist; sie bewegen sich daher nach allen Absichten einförmig und übereinstimmend; sie leben aber auch dabey bequem und glücklich.

Die Javaneser beschäftigen sich vorzüglich mit dem Ackerbau, Fischerey und Schiffbau. Sie tragen meistens keine andere Kleidung, als einen kurzen Brustlatz, der bis auf die Knie herabreicht; das übrige an ihrem Körper ist bloß. Kreuzweis über die Schultern haben sie eine Scherpe, in welcher ein kleines kurzes Schwert hängt. Der Kopf ist mit einer Mütze bedeckt. Ihre Hütten sind von gespaltenem Bambusrohr gebauet; das Dach, unter welchem sie frische Luft geniessen, hängt weit hervor, und sie wohnen wirklich artiger, als alle andern indianischen Nationen. Sie sind von mittlerer Grösse, gut gebildet, stark von Gliedern und schwarzgelb von Farbe. Ihre Gesichter
find

sind breit, die Nase platt, die Augen rund und klein, die Backen aufgeblasen, und das Haar ist lang, schlicht und glänzend schwarz. Von Charakter sind sie falsch und boshaft, und im Zanke gehen nicht selten Mordthaten vor; ja ihre Rachgier geht so weit, daß, wenn einer verwundet ist, er sich das Gewehr seines Feindes noch tiefer in den Leib rennt, nur damit er demselben näher kommen und auch eine Wunde beybringen könne. Mit dieser grausamen Gemüthsart verbinden sie, so wie alle übrige Javaneser, ungeheuern Stolz, schmutzigen Geiz und Neigung zu allen Wollüsten; ihre guten Eigenschaften aber schränkt man gewöhnlich bloß auf Mäßigkeit und einen unerschütterlichen Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten ein.

Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist von der des männlichen wenig unterschieden; ihr Schurz ist etwas länger; über den Busen schlagen sie noch ein Gewand; ihr Haar fliehet und ist mit Blumen geschmückt. Sie sind von Religion Mohamedaner; doch haben sie auch viele heidnische Gebräuche. Künste und Wissenschaften sind ihnen unbekannt; in Speisen und Getränken verschwenden sie wenig; denn Reis, Wurzeln und Fische sind ihre gewöhnliche Nahrung.

Gerade damals, als ich in Batavia war, verlor ein solcher Javaneser auf eine unglückliche Art sein Leben; ein Mann, von dem die Indianer sehr viel hielten, weil er an die zwanzig Narben von seinen mitgemachten Feldzügen an seinem Leibe trug. Er hatte zu viel getrunken und seinem jüngsten Sohne befoh-

befohlen, mit ihm etliche Stunden weit nach einem Orte zu gehen. Der Sohn folgte dem Vater aus Gehorsam, ob ihm gleich nichts Gutes ahndete. Er ergriff den Vater beym Arme und fieng ihn an zu führen. Der Alte verlor seinen Raufch etwas durch die starke Bewegung. Endlich kamen sie auf eine Stelle, wo Jemand den wilden Thieren eine Fallgrube gegraben und so bedeckt hatte, daß man keinen Unterschied des Fußbodens wahrnehmen konnte. In diese Grube fiel der Alte, der gerade seinem Sohn etliche Schritte vorangieng.

Der Sohn wurde durch diesen Unfall sehr besorgt, und seine Sorge vermehrte sich noch mehr, als er vernahm, daß der Vater wegen einer durch den Fall verursachten Lähmung am Schenkel nicht aufstehen konnte, und doch kein Mittel wußte, ihn wieder herauszuhelfen. Er verließ also seinen Vater auf eine kurze Zeit, um Hülfe herbeyzuschaffen. Allein er verirrte sich, und es wurde Nacht! Je dunkler es wurde, desto mehr nahm die Sorge über den Zustand seines Vaters zu, und erst nachdem er die ganze Nacht hin und her gegangen war, fand er den rechten Weg wieder. Er kommt zu seinen Brüdern, und nachdem sich diese mit den Nothwendigkeiten zu ihres Vaters Befreyung versehen hatten, so folgten sie seiner Anführung.

Die kindliche Liebe beschleunigte ihren Gang, und sie erreichten bald nach Sonnenaufgang den Ort, wo ihr Vater unglücklich worden war. Sie fanden ihn nicht mehr in der Grube, anstatt seiner aber eine

ziemliche Menge Blut. Ohnfehlbar ist er todt, oder von wilden Thieren gefressen, sagte der Eine, und der Andere tröstete ihn wieder damit, daß er sagte: das könnte nicht seyn, denn sonst würden sie die Thiere noch in der Grube sehen.

Nach etwa einer halben Stunde hörten sie in der Entfernung ein Geräusch; sie giengen darauf zu und fanden endlich zu ihrer grössten Freude ihren Vater, bey welchem ein Anderer kniete und ihm seinen Arm verband. Nachdem sie dem Erretter ihres Vaters gedanket, eilten sie mit ihm nach Hause. Der Eine gieng voraus und brachte seiner Mutter die vorläufige Nachricht, daß sie bald Wittwe, sie aber bald Waisen werden würden. Und es traf auch so ein. Der Vater starb in wenigen Tagen an diesem unglücklichen Falle, und seine Frau folgte ihm bald nach. Die Söhne aber fanden unter den reichen Einwohnern in Batavia so viel Unterstützung, daß sie gewiss nachher, wenn sie die Geschenke gut angewendet haben, sehr wohlhabende Männer worden sind.

Sehr beträchtlich ist in Batavia die Menge der Sinesischen Einwohner; denn man rechnet ihrer auf funfzig tausend. Diese scheinen recht zum Handel gebohren zu seyn; sie sind Feinde des Müßiggangs und scheuen sich vor keiner Arbeit, wenn nur irgend ein Gewinnst damit verbunden ist. Sie behelfen sich mit Wenigem, sind kühn, unternehmend, besitzen große Geschicklichkeit und unermüdeten Fleiß. Sie sind so witzig und scharfsinnig, daß sie wirklich ihr eignes Sprüchwort bewahren: Die Hollander hatten
nur

nur ein Auge, sie aber deren zwey. Bey dem allen aber sind sie Betrüger. Sie machen sich eine Ehre daraus, wenn sie Jemanden im Handel betrügen können; sie rühmen sich wohl gar ihrer Ränke noch. In Ackerbau und in der Schiffahrt thun sie es allen Nationen zuvor. Die meisten Zuckermühlen in Batavia gehören ihnen zu, und die Zubereitung des Arak ist lediglich in ihren Händen; auch sind sie die Frachtführer von Asien, und die ostindische Compagnie bedient sich öfters ihrer Schiffe. Sie besitzen Alle, Gewölbe, die meisten herbergen; auch haben sie die Abgaben, Accisen und Zölle in Pacht.

Ueberhaupt sind die Sineser wohlgebildete Leute, im Gesicht olivenfarbig; sie haben sehr runde Köpfe, kleine Augen, kurze und breite Nasen. Ihre Haare schneiden sie nicht, wie die andern Sineser, ab, sondern sie lassen sie wachsen, kräuseln oder flechten sie. Ihre Priester tragen die Köpfe immer kahl geschoren, und halten einen Sonnenschirm darüber. Durch ihre langgewachsenen Nägel erhalten sie eine unglaubliche Geschwindigkeit in der Taschenspielerrey. Ihre Röcke sind sehr weit, und die Aermel, die von Kattun sind, sehr lang. Unterwärts tragen sie Beinkleider, die bis auf die Knöchel herabhängen; anstatt der Schuhe, tragen sie eine Art kleiner Pantoffeln, und Strümpfe ziehen sie niemals an.

Ihre Weiber tragen lange Röcke, sind lustig, lebhaft, dabey aber sehr unverschämt und außerordentlich geil. Von einem Unterschied der Speisen wissen sie nichts. Sie essen vielmehr ohne Umstände alles

Fleisch, das in ihre Hände kommt, es sey nun von Hunden, Katzen, Ratten, oder was es will. Dem Spiel sind die Sineser und Javaneser außerordentlich ergeben, und diese Sucht macht sie zuweilen unfinnig. Sie verspielen nicht nur oft alles Geld, Häuser und Güter, sondern sie verpfänden auch ihre Weiber und Kinder. Ist Alles verlohren, so verpfänden sie ihre Bärte, Nägel und Würde, das heißt, sie verpflichten sich, nicht eher ihre Bärte abzuschneiden, ihre Nägel abzuschneiden oder des Handels wegen zu Schiffe zu gehen, als bis sie Alles bezahlt haben, was sie verspielt hatten. Auf diese Art werden sie die elendesten Kreaturen; sie müssen sich in diesem Zustande bey andern Sinesern als Slaven vermiethen; es bleibt ihnen dann nur ein Mittel übrig, nämlich, daß einige ihrer Verwandten entweder hier oder in China aus bloßer Zärtlichkeit ihre Schulden bezahlen. Das Kartenspiel ist überhaupt in Ostindien so stark, daß der Einsatz von 10 Pf. Sterling noch eine geringe Summe ist.

Die Malayen haben in Batavia vornämlich die Fischerey zum Gegenstand ihrer Beschäftigung. Ihre Schiffe sind sehr artig gebauet, sehen auch gut aus; die Seegel sind aus Stroh sehr künstlich geflochten. Es sind aber die heillosesten Böfewichter, die öfters um eines geringen Gewinnstes willen eine Mordthat verüben. Sie bekennen sich zur Muhamedanischen Religion, wissen aber nichts von einer gesunden Moral; auch tragen sie so wenig Bedenken, einen Christen zu betrügen, daß sie sich vielmehr eine Ehre daraus

daraus machen. Ihre Kleider sind theils von baumwollenem Zeuge, theils von seidenen Stoffen. Die Männer tragen auch wohl eine baumwollene Binde um den Kopf; ihre schwarzen Haare schlagen sie hinten in einen Knoten zusammen.

Die Negroes in Batavia sind auch meistens Muhamedaner; sie kommen von der Bengalischen Küste, kleiden sich wie die Malayen, und wohnen sogar in ihren Häusern; einige treiben Handthierungen, andere gehen mit ihren Waaren hausiren. Die angesehensten unter ihnen haben einen Handel mit Steinen, die sie von den benachbarten Inseln hohlen.

Die Amboynefer bauen Häuser von Bambusrohr, mit Fenstern von Rohr geflochten und sehr künstlichen Figuren. Sie sind sehr kühne ungestüme Leute, so unruhig, daß sie nicht in der Stadt, sondern nahe dabey, wo die Sineser ihre Todten begraben, wohnen dürfen. Sie haben einen Obersten, dem sie große Ehrerbietung beweisen, der auch in ihrem Quartiere ein sehr prächtiges Haus hat, das nach ihrer Art ausmeublirt ist. Ihre Waffen bestehen aus breiten Säbeln und langen Schilden. Die Männer tragen eine baumwollene Binde um den Kopf, an welcher zwey Zipfel herabhängen, und diese Art von Turban schmücken sie mit einer Menge Blumen. Die Weiber tragen eine Kleidung, die fest an ihren Leib anschlieset, um die Schultern schlagen sie einen baumwollenen Mantel; die Arme aber sind entblößt. Ihre Häuser sind von Brettern zusammengeschlagen, mit Laub bedeckt,

bedeckt, zwey bis drey Stockwerk hoch und das Unterste ist in verschiedene Zimmer abgetheilt.

Die Mardyker oder Topasser sind abgöttische Heiden, die aus verschiedenen indianischen Nationen bestehen; sie sind nicht nur in Batavia, sondern in ganz Ostindien bekannt; ihr Name bedeutet so viel, als die Sitten nachahmen oder sich in der Kleidung und in den Gewohnheiten nach Andern richten. Sie haben weder einerley Gesichtsfarbe, noch einerley Religion; alle aber vereinigen sich in diesem Umstande, daß sie die Kleidung und, so weit sichs thun läßt, auch die Sitten und Neigungen derer, denen sie unterthänig sind, annehmen. Sie treiben verschiedene Gewerbe und Handthierungen und ihre Kaufleute haben auf allen benachbarten Inseln großen Verkehr. Einige sind Gärtner, andere ernähren sich mit der Vieh-, andere mit der Vögelzucht. Die Männer kleiden sich meistens wie die Holländer; die Weiber aber gehen, wie andere Indianer. Sie wohnen sowohl in der Stadt, als auf dem Lande; ihre Häuser sind besser gebauet als den andern Indianern ihre, gewöhnlich von Bruch- oder Mauersteinen, etliche Stockwerke hoch und sehr manierlich.

Man findet auch einige Macassern zu Batavia, die wegen ihrer kleinen vergifteten Pfeile bekannt sind, die sie durch ein Blasrohr verschießen. Das Gift ist aus dem Saft eines Baumes zubereitet, der auf dem Theil der Insel Celebes wächst, der Macassar heist. In diesen Saft tunken sie die Spitze der Pfeile und lassen

lassen sie trocken werden. Die Wunde, welche sie verursachen, ist unheilbar tödtlich.

Die Bougies sind die Einwohner von drey oder vier Inseln, ohnweit Macassar. Sie sind sehr dreiste, unerschrockene Leute; daher bedient sich die Compagnie derselben zu ihren Soldaten. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Säbel und Schilde.

Die Armenier und einige andere Asiatiker, kommen nur des Handels wegen nach Batavia; sie bleiben auch nicht länger da, als es ihre Geschäfte erfordern.

Die im Lande Gebohrnen, welche sich in der Nachbarschaft von Batavia und in einem Raume von ohngefähr 40 Meilen langst den Gebirgen des Landes Bantam niedergelassen haben, sind dem Generalgouverneur unmittelbar unterworfen. Die Compagnie schicket Commissarien unter sie, welche die Gerechtigkeit handhaben und die öffentlichen Einkünfte einheben. Die Vornehmsten unter ihnen kommen zuweilen nach Batavia, um Bericht abzustatten, wie sich diese Commissarien, in dem sogenannten Niederlande, das unmittelbar an die Stadt gränzet, und wo die Herren von der Regierung, auch reiche Kaufleute ihre Landhäuser haben, aufgeführt haben.

Diese Gegend ist unbeschreiblich schön, und man kann, ohne der Sache zu viel zu thun, sagen, daß Natur und Kunst mit einander streiten, welche von beyden zur Verschönerung das Meiste beyträgt. Die Luft ist gemäßigt und lieblich, der Boden fett und fruchtbar, Hügel und Thäler wechseln mit einander

ab, und das Auge wird durch ein immerwährendes Grün sehr ergötzet. Die vielen Sümpfe, die sonst nur unbrauchbares Holz trugen, und aus welchen schädliche Dünste aufstiegen, sind mit Kanälen durchschnitten, so dafs sie nur den Nutzen und das Vergnügen vermehren. Auf allen Seiten siehet man kostbare und nach der Schnur gezogene Plantagen, bey welchen gemeiniglich Landhäuser stehen, die den Pallästen nichts nachgeben; kurz, es ist alles in so schöner Ordnung, dafs es den Besitzern Ehre macht.

Hier muß ich nothwendig erinnern, zu bedenken, dafs, wenn meine Nachrichten etwa andern Schriftstellern widersprechen sollten, man nicht glaube, dafs der eine Theil unrecht habe; denn es giebt wohl wenige Lander, die mehr Veränderungen erfahren, als dieses. Mich wundert es daher auch nie, wenn ich lese, dafs die Schriftsteller von Ostindien so sehr von einander abweichen; denn Beydes kann mit der Wahrheit bestehen.

An öffentlichen Kirchengebäuden trifft man in Batavia sieben reformirte und eine lutherische Kirche an, ingleichen eine Moschee, einen sinesischen Tempel und verschiedene javanische Pagoden um die Stadt herum. Die portugiesische innere Kirche ist ins Kreutz gebauet, hat drey Eingänge und wird darum so genennet, weil der Gottesdienst in portugiesischer Sprache darinnen gehalten wird. Dicht dabey ist der mit einer hohen Mauer umgebene Kirchhof, wo die Bürger und die in Diensten der Handelsgesellschaft stehenden Personen begraben werden. In der außern
portu-

portugiesischen Kirche wird der reformirte Gottesdienst auch in portugiesischer Sprache gehalten. Nicht weit davon ist eine Schandsaule aufgerichtet, deren Inhalt enthält, daß Peter Arbenfeld, ein Europäer und Bürger zu Batavia, 1722 mit den Javanern und Malayern zur Ueberrumpelung der Stadt und Umbringung aller Europäer sich verschworen habe, welches aber bey Zeiten entdeckt worden sey; dieser Rädelsführer, welcher sich zum König machen wollen, habe alsdann den verdienten Lohn erhalten.

Die neue holländische Kirche ist erst 1733 zu bauen angefangen worden; sie liegt auf dem Hauptplatze, nahe beym Rathhause, und ist ein Achteck mit sechszehn schönen hohen Fenstern. Das Dach ist mit Schiefer gedeckt, welcher aus Europa dahin gebracht worden ist; das Pflaster ist von gehauenen Quadersteinen, die Orgel ruhet auf Säulen; und da der Grund, worauf die Kirche stehet, nicht fest ist, so ruhet sie, wie alle wichtigen Gebäude der Stadt, auf einem Rostwerk. Durch das 1739 den 22 Juli hier verspürte Erdbeben hat das Gebäude einen grossen Riss bekommen:

In der neuen Thorstrasse ist noch eine reformirte Kirche, welche die Malayerkirche heisst. Sie ist hauptsächlich zum Besten der neubekehrten Christen angelegt, um derentwillen auch Malayisch geprediget wird. Die Lutheraner haben durch die Vorstellung des damals noch nicht lange verstorbenen Generalgouverneurs, Gustav Wilhelm von Imhof, eine schöne Kirche bekommen. Sie ist die erste auf einer holländischen Pflanzstadt gewesen und den 7 September 1749

eingeweiht worden. Das Gebäude ist inwendig und auswendig prächtig. Die Sinefer haben die Banke braun lackiren, und mit goldenen Leisten verzieren lassen; der Beschlag ist von grünem Sammet, und wo der Generalgouverneur nebst den Räthen von Indien sitzt, ist der Sitz von rothem Sammet, auch mit breiten goldenen Treffen besetzt. Die Kirche hat vier Thürme, auf denen vier starke, im Feuer vergoldete Schwäne, die mit ihren Halsen die Gegend, wo der Wind herkommt, anzeigen, sich befinden.

Da die römischkatholischen Christen damals noch keinen öffentlichen Gottesdienst halten durften, so verrichteten sie ihre Andachtsübungen im chinesischen Tempel.

Das große Hospital ist ein weitläuftiges Gebäude, in welchem oft zwölf bis funfzehn hundert Kranken auf Kosten der ostindischen Gesellschaft verpflegt werden. Demohnerachtet ist die Regierung genöthiget gewesen, auf der Insel Nahe by, außer der Stadtmauer noch ein Neues anlegen zu lassen. Die damals in Batavia befindlichen Schulen und Buchdruckereyen waren in Vergleichung mit den Europäischen in einem schlechten Zustand.

Von öffentlichen Civilgebäuden zeichnet sich besonders das Rathhaus aus. Es liegt fast mitten in der Stadt, ist zwey Stockwerk hoch und oben mit einem Boden von gehauenen Steinen belegt, damit man darauf spazieren kann. Der Thurm ist mit einer Glocke versehen, und fällt sehr schön ins Auge. Der Rathhausplatz ist der größte in der ganzen Stadt; alle Uebel-

Uebelthäter werden auf demselben abgestraft. Auch die Gefängnisse sind in diesem weitläufigen Gebäude; im Jahr 1740 wurden 500 sinesische Gefangene darinnen aufbehalten.

In diesem Hause versammeln sich auch der Justizrath, die Schöppen der Stadt, die Waisenmeister, der kleinere Rath und der bürgerliche Kriegsrath. Die höchste Rathversammlung bestehet aus den Rathen von Indien. Der Generalgouverneur hat beständig den Vorsitz, und wenn die Stimmen gleich sind, so hat er noch Eine, um der Sache den Ausschlag zu geben. Können sich die Rathe von Indien nicht über eine Sache vergleichen, oder sind sie mit ihm nicht einerley Meynung, so darf er nur sagen: *Ik neem het op my*, das heist, ich nehme es auf mich, und sogleich müssen die übrigen Rathe schweigen; er muß es aber auch allein verantworten, was darauf erfolgt.

Sein Staat ist prächtig; wenn er ausfährt, wird er von einem zahlreichen Gefolge, wobey auch Musik ist, begleitet, und wer ihm begegnet, muß stille stehen, oder aus dem Wagen steigen, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen. Seine Wohnung ist fürstlich, so wie es auch die Häuser des Generaldirectors und der übrigen Rathe sind. Ob sie auch, wie der Generalgouverneur, vor ihren Wagen Slaven mit Stöcken in der Hand und zwölf Hellebardirer haben, weiß ich mich nicht mehr zu besinnen. Die Kleidung dieser Hellebardirer ist ein Rock von gelbem Damast, der aber nicht weiter als bis an die Lenden gehet; über

über demselben haben sie noch einen rothen damastenen Schurz, wie die Laufer gegürtet, unten mit rothen Borten zwiefach besetzt. Ihre Hosen sind von rothem Scharlach, mit Gold besetzt; ihr Huth ist weiß und mit einer Tresse eingefasst; ausser diesen tragen sie eine Scherpe oder Feldzeichen, wie die Officiers.

Diesem Generalgouverneur sind acht Gouvernements unterworfen, nämlich: Amboina, Banda, Ceylon, Coromandel, Malacca, Macassar, Ternate und das Vorgebürge der guten Hoffnung. Er selbst bekommt seine Bestallung von Holland. Gewöhnlich sind sechs Rathe im Rath von Indien, die monatlich 2000 Pfund Befoldung ziehen. Sie sitzen im Vergadderungssaal eine Stufe niedriger, als der Gouverneur, und versammeln sich wöchentlich zweymal, wenn nichts Aufserordentliches vorfällt. Wenn einer dieser Rathe etwas versehen oder sich gegen den Statthalter vergangen hat, so schickt ihm dieser das Kissen von seinem Stuhl ins Haus; diess ist das Zeichen, dafs er, bis auf weitem Befehl, von der Rathsverammlung ausgeschlossen ist.

Die zweyte Rathsverammlung bestehet aus neun Personen, ohne den Präsidenten, welcher gewöhnlich ein Rath von Indien ist. Er bewahret das grofse Siegel, in welches das Bildniss einer Frau gestochen ist, die in der Mitte eines Kastells stehet, und in der einen Hand eine Waage, in der andern ein Schwerdt hält, mit der Aufschrift: Zegel van den Rath van Justitie des Kastells Batavia. Diese
 Amts-

Amtsgenossenschaft wird der Rath von dem Gericht, oder der Justizienrath genennet. Alle Sachen von des Landes Herrlichkeit und deren Schatzkammern kommen vor diese Versammlung, ausgenommen die bürgerlichen Beschwerden und Befehlsschriften von Abstands- und dergleichen Gebotsbriefen, welche durch den hohen Rath abgethan werden. Es wird auch von dem Schöppengericht dahin appelliret; wenn aber die Sentenz erster Instanz gut gesprochen wird, so muß derjenige, der appelliret, 25 Realen als eine Strafe erlegen. Der Fiscal oder Rechtsverfolger hat seine Stimme neben dem Rath in bürgerlichen Sachen. Er ziehet seinen Vortheil aus den Strafen, nämlich ein Drittheil vom Hundert; beläuft sich aber die Strafe höher, so hat er den sechsten Theil davon. Sein Amt ist jederzeit, dahin zu trachten, daß die Hoheit und Herrschaft der vereinigten Niederlande in ihrer Ehre und Stand gehalten wird.

Der Secretarius, oder Geheimschreiber, muß alle Sachen, die in dieser Versammlung vorkommen, in Ordnung bringen. Er muß alle Documente und Handlungen, welche dem Fiscal und Landdrost in vorkommenden Streitigkeiten dienlich sind, umsonst schreiben und hat alle Beweisschriften eingegangener Gelder und Güter in seiner Bewahrung, worüber er gehörige Rechnung ablegen muß. Der Thürwärter muß alle Citationes, welche in dieser Versammlung vorkommen, insinuiren; er muß auch vor der Rathskammer, so lange die Räte sitzen, aufwarten. Auf seinem Rock ist auf der linken Brust ein silbernes Schild, in
wel-

welchem sich des Raths Wappen befindet. Die Gefangenen bewachtet der Cypier. Er hält dreyerley Ordnung zu ihrer Verpflegung; in der ersten wird ein achtel, in der zweyten ein viertel, und in der dritten ein halber Real bezahlet.

Dieses Gericht hält seinen Sitz oder Versammlungsplatz in der Rathskammer, auf dem Rathhause im zweyten Stockwerk, und versammelt sich, wenn nicht viel zu thun ist, gewöhnlich zweymal in der Woche. Jeder kann hier seine Sachen vertheidigen; aber es kann von hier nicht anders als nach Holland appelliret werden.

Die dritte Rathversammlung bestehet in den Schöppen, welche aus den ältesten Europäern erwählt werden. Sie sitzen gewöhnlich die Woche drey-mal, Montags, Mittwochs und Donnerstags von 7 bis 11 Uhr Vormittags; bey ihrer Erwählung empfangen sie funfzig und sodann, alle sechs Monate, hundert Thaler. Alle Rechtsfachen der Freyleute und Bürger werden von diesem Amte abgethan. Jeder aber kann von hier noch an den Justizienrath appelliren. Wenn ein Compagniediener mit einem Freymann oder Bürger etwas auszumachen hat, so muß der Erste den Letzten vor diesem Gericht belangen; auch kann kein Freymann oder Bürger einem andern Bürger vor den Justizienrath berufen, sondern er muß dieses Gericht, als seine ordentliche und erste Instanz, erwählen und da sein Recht verfolgen.

Diese Schöppen fertigen auch Befehle pro bono publico auf die geheimen Zimmereyen zur Reparirung der

der Brücken und Strassen aus; doch muß dieses mit Vorbewußt des hohen Rathes geschehen, welcher auch dergleichen Befehle bestatiget. Der Präsident, welcher allezeit ein Rath von Indien ist, bewahret das Siegel der Stadt; er beruft den Rath nach seinem Wohlgefallen zusammen, durchsuchet die Listen und trägt alle Sachen der Versammlung vor, hat auch bey den Votiren eine doppelte Stimme. Alle Briefe und Anzeigen, welche bey dem Schöppenamte einlaufen, werden von zwey Rathsherren versiegelt, wofür der Eigener ein Real zu zahlen schuldig ist. Sie dürfen aber keine Obligation höher befestigen, als die gemeine Taxe ausweist, welches etwa drey Viertel vom Hundert ist. Der Landdrost hat in dieser Versammlung, wenn ein Halsgericht vorfällt, eine schließende, und in bürgerlichen Sachen eine bedenkende Stimme. Er ziehet den dritten Theil von allen Strafen zur Unterhaltung seiner Bedienten. Die Zahl der Schöppen bestehet in sieben bis acht Personen. Sie müssen bey ihrer Wahl den Eyd der Treue an den Generalgouverneur ablegen, und haben einen Thürhüter, den man den Stadtboten nennet, welcher in seiner Bedienung einen Schild von Silber auf der Brust, mit dem Stadtwappen, wie auch einen Stock traget; hat er diesen bey sich, so muß dem Befehl, welchen er ausrichtet, aufs genaueste nachgelebet werden.

Das vierte Glied der Regierung in Batavia ist eine Versammlung von Waisenmeistern, die auch, gleichen den Schöppen, aus den ältesten und ansehnlichsten Bür.

Bürgern gewählt werden, ausgenommen der Präsident, welcher ebenfalls ein Rath von Indien ist. Diese Versammlung bestehet in fünf Personen, worunter drey Bürger, die andern zwey aber Bedienten der Compagnie sind. Von ihnen werden alle Mittel der Waisen besorget; sie untersuchen die Sterbehäuser und machen die Inventaria; sie lassen Niemanden von ihren Pflegekindern wo anders hinziehen, es sey denn, daß sie gehörige Anweisung alles ihres Vermögens gethan. Diejenigen Kinder, welche keine Aeltern mehr haben, werden entweder im Waisenhause selbst versorgt, oder sonst bey ehrbaren Bürgern in die Kost gethan, ihre Gelder und Vermögen aber so angelegt, daß sie zu seiner Zeit, wenn es nöthig ist, sicher wieder gehoben werden können.

Die fünfte Rathversammlung oder Genossenschaft, bestehet in den Befehlshabern von kleinern Sachen, worüber ein Justizienrath präsidiert. Alle Personen, welche sich in den ehelichen Stand begeben wollen, müssen nebst beygebrachten Zeugen ihre Proclamationslicenz von diesem Rath bekommen. Wenn eine Mannsperson 21 und eine Frauensperson 18 Jahr alt ist, so wird eine Verheurathung unter habilen und ansehnlichen Leuten verstattet; es dürfen sich aber keine Unchristen mit einem Europäer, und keine Europäer mit Eingebornen, die kein Holländisch sprechen und sich nicht zur christlichen Religion bekennen, trauen lassen. Ueberhaupt aber wird das Band der Ehe wenig geachtet. Lüderlichkeit herrscht unter allen Ständen, und der Luxus hat so sehr überhand

hand genommen, daß die Holländer hier ganz andere Menschen, als in Europa, zu seyn scheinen. Geringe Sachen, welche von keiner Wichtigkeit sind, oder wo sich die Schöppen nicht gern bemühen wollen, werden von diesem Amte geschlichtet und zum ersten abgethan. Sie versammeln sich wöchentlich zweymal in der Rathskammer auf dem Rathhause.

Das sechste Glied von dieler Stadt und Gemeinde bestehet in dem bürgerlichen Kriegsrath, worinnen der Oberhauptmann von dem freyen Volk und Einwohnern den ersten Sitz hat. Alle kleine Sachen werden vor den Wachtmeister dieses Rathes gebracht, auch sogleich abgethan. Sachen von Wichtigkeit aber kommen vor den Fiskal oder Stadtdrost, vor den Justizrath, oder vor die Schöppen, welche das Urtheil darüber sprechen. Sie versammeln sich auf dem Rathhause, und geben in der Woche einmal Gehör.

Alle diese Versammlungen haben jede ihren besondern Secretair, Klerken oder Schreiber und Thürhüter, die ihren Unterhalt von der Compagnie bekommen. Die Befehle, welche diese Rathsversammlungen ausfertigen, müssen alle von dem höchsten Rath für gut erkannt und unterzeichnet werden. Ob dieses künftig alles unter Englischer Bothmäßigkeit so bleiben wird, muß die Zeit lehren.

Was die kirchliche Verfassung anbetrifft, so hat man hier Prediger, Aelteste und Armenpfleger. Sie haben ihren Versammlungsplatz an einem dazu verordneten Orte in der Kirche, und kommen nicht eher zusammen, als auf des Präsidenten Befehl, welcher

diefes Ehrenamt alle Monate ablegt und einem andern übergiebt, um die Sorge fo vieler Seelen zu tragen, die ihm anvertrauet waren. Alle Prediger und Vorlefer werden in Holland zu Kirchenbedienungen angenommen und da beftätiget. Sie werden alsdenn hieher gefandt und von der Gemeine fehr gefchätzt.

Ganz vortreflich find die Früchte und die Gewächse, die man aus allen Gegenden der Inſel Java, deren Flächeninhalt über zwey tauſend Meilen geſchätzt wird, nach Batavia bringt. Das flache Land hat einen groſſen Ueberfluß an Lebensmitteln, auch fehlt es an keiner Art von Thieren, die man auf den herrlichen Weiden der Inſel nähret. Von dem vielen Vögelwerk, fand ich beſonders die Pfauen, die Rebhühner, Faſanen und Holztauben gut. Fiſche find hier ſo häufig, daſs ſich ſechs bis ſieben Perſonen davon fättigen können, wenn man für drey oder vier Pence oder Stüber kauft. Das Fleiſch der Schildkröten wird dem Kalbfleiſche vorgezogen. Von dieſen und allen andern Lebensmitteln wird täglich eine groſſe Menge nach Batavia gebracht; und damit eine Theurung verhütet werde, ſo müſſen die Compagnieſchiffe beſtändig aus den entlegenſten Gegenden der Inſel allerhand Lebensmittel, auch Specereyen und andere Nothwendigkeiten zuſammenbringen, als: Indigo, Reiß, Pfeffer, Kardamomen, Kaffee und dergleichen.

So werden auch alle andere Arten koſtbarer und theurer Waaren, nicht nur aus Java, ſondern auch aus ganz Indien in die Magazine zu Batavia niedergelegt,

legt, um von da aus entweder in andere Hafen in den Staaten der Compagnie verfahren oder auf die Schiffe geladen zu werden, die jährlich in starken Flotten nach Holland zurückgehen. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß die Compagnie den Sitz ihres Reichs nicht nur an einem zu ihrer Handlung überaus bequemen Orte, sondern auch in den schönsten, fruchtbarsten und volkreichsten Lande in der Welt angeleget hat. Dießs erhellet auch daraus, daß in Java vierzig große Städte sind, die wegen der Menge ihrer Einwohner in andern Gegenden der Welt für große Hauptstädte würden passiren können, und fünftehalb tauend Dörfer, ohne die an den Küsten hin und her zerstreueten, oder nahe an den großen Städten liegenden Höfe und Hütten.

Die Geschäfte, die ich mit dem jungen Perkins zu besorgen hatte, giengen uns hier außerordentlich von Statten, und so viel uns auch unser hiesiger Aufenthalt kostete, so war doch Herr Richard mit meiner Einrichtung und mit dem Aufwand, den wir in achtzehn Monaten hier gemacht hatten, so zufrieden, daß er mir durch einen Schiffscapitain einen Wechsel mit sechs hundert Thalern in Batavia auszahlen ließ. In der That hatte ich alle Ursache, mit den Führungen des Höchsten zufrieden zu seyn; denn bloß diese Reise gab mir die erwünschtesten Aussichten zu sehr glücklichen Umständen auf die Zukunft, da ich von allem meinem Salarío bis jetzt keinen Thaler auszugeben nöthig gehabt hatte, und also schon im Besitz eines schönen Capitals war.

Dazu kam, daß wir durch unfre Empfehlungsschreiben überall in die ersten und besten Häuser eingeführt wurden, nicht allein von jeder Stadt dadurch genaue Kenntniß erhielten, sondern auch zugleich viele Vergnügungen genossen. Wie mancher Lustbarkeit wohnten wir in Batavia bey, die ich vorher nie gesehen hatte! Wie manchmal wurde noch des Abends um elf Uhr, in Gesellschaft von zwanzig und mehrern Personen, eine kleine Spazierfahrt gemacht, wo oft zwölf und mehrere zweysitzige Kutschen beschäftigt waren, weil es hier, in vierstzigen Wagen zu fahren, zu ungemächlich ist. Bey jeder Kutsche befanden sich zwey Slaven mit brennenden Fackeln, wovon es gemeiniglich so hell war, als wenn es Tag wäre. Zwey, auch drey Trupp Musikanten, gleichfalls Slaven, wovon oft ein Trupp vorn, einer in der Mitte und einer hinten gestellt war, unterhielten uns mit ihrer Musik. Zwey andere Slaven waren gewöhnlich bey jedem Wagen, die uns Wein und allerley Erfrischungen darreichen mußten. Solche Spazierfahren giengen meistens sehr langsam, Schritt vor Schritt in der Stadt zwischen lauter Alleen; oft dauerten sie eine, oft zwey Stunden, und dann fuhr jeder wieder nach Hause. Eine solche Nachtparthie kostete dem Wirth oft über hundert Thaler; aber hieraus macht sich in Batavia kein Wohlhabender etwas, zumal wenn er einem Fremden damit ein Vergnügen machen kann.

Es ist daher für einen Fremden sehr angenehm, täglich in lustigen Gesellschaften hier zu seyn; aber
ein

ein desto schwererer Artikel für ihn, sich nach Batavischer Art einzurichten. Dazu gehören für ein einziges Jahr wenigstens tausend Thaler, und er kann davon nicht besser leben, als in Deutschland mit dreyhundert Thalern. Ein einziger Slave, deren man doch wenigstens zwey haben muß, kostet an die 150 Thaler. Dieses Geld ist freylich nicht verlohren; denn man kann bey seiner Abreise, zumal wenn sie gut einschlagen, solche immer wieder mit Vortheil verkaufen; allein sie kosten doch immer sehr viel in der Kleidung u. s. w., die hier viel theurer, als in Europa, ist.

Wer ohne Lebensart und Sitten sein Glück in Ostindien machen will, der bleibe ja, wo er ist, er würde sich sehr unrichtige Vorstellungen von diesem Lande machen, wenn er dieses glauben wollte. Eine wilde und rüde Lebensart findet hier keinen Beyfall. Es ist zwar wahr, es kommen viele schlechte Menschen hieher, die in Europa nicht haben bleiben können. Aber es kommen auch viele brave und rechtschaffene Männer, ja ganze Familien hieher, welche theils in Europa nicht haben subsistiren können, theils wegen Unglücksfällen, theils auch um ein ansehnliches Glück zu machen, diesen Weg gehen. Mancher, der in Europa bey aller Geschicklichkeit mit seiner ganzen Familie hatte verhungern müssen, fährt hier in einem vergoldeten Wagen; denn er findet da, sobald er nur was gelernet hat und sich gut aufführet, gewiss Beyfall und Unterstützung. Ich habe fast keinen Ort in der Welt gesehen, wo auf eine gute Con-

duite so viel gehalten wird, als hier. Ein schlechter Mensch dagegen, wird hier auch nie fortkommen.

Aeusserst beschwerlich ist die sogenannte Regenzeit; da kann es drey Wochen und länger ohne Aufhören regnen, und zwar nicht so wie in Deutschland; das, was man da den grössten Platzregen nennt, ist hier noch nichts. Anfangs glaubte ich einigemal, es waren Wolkenbrüche; denn man kann oft vor Wasser gar nicht aus dem Hause kommen, und wenn es nicht gleich wieder ablaufen könnte, wozu alle Anstalten gemacht sind, so würde man in Batavia oftmals nicht ohne kleine Fahrzeuge zu einander kommen können. Das Geräusch des Regens ist zuweilen so stark, daß man auch im festesten Schläfe dadurch gestört wird. Die deutschen Wintermonate sind hier die Regenmonate, und wenn es in Europa Sommer ist, so ist hier fast beständig gutes Wetter. Dann regnet es oftmals in vier bis sechs Wochen gar nicht, sondern es ist immer helles Wetter und Sonnenschein. Dann ist es aber auch zu Zeiten so heiss, daß die Erde von einander berstet, und dieß zieht gemeiniglich viele Krankheiten nach sich. Das Blitzen und Donnern wird man hier so gewohnt, daß man gar nicht mehr darauf achtet, und wenn auch das Gewitter über der Stadt stehet. Auch von Erdbeben wird man hier zuweilen beunruhiget. Dieß kommt daher, daß verschiedene feuerspeyende Berge auf der Insel, worauf Batavia liegt, sind; daher hat es wohl seine natürlichen physikalischen Ursachen, daß hier zu Zeiten Erdbeben entstehen. Ich selbst habe während meines hiesigen Aufent-

Aufenthaltes keines erlebt; aber ein halbes Jahr vor meiner Ankunft, soll ein so starkes gewesen seyn, daß Niemand hat gehen und stehen können. Die Einwohner haben wollen nach der Rhede auf die Schiffe flüchten; allein sie haben nicht dahin kommen können.

Sehr feyerlich wird hier der neue Jahrestag begangen. Nach geendigtem Gottesdienst um 10 Uhr, begiebt sich alles vom Stande auf das Schloß, um den Generalgouverneur zu gratuliren; auch sogar inländische Könige und Prinzen kommen da an, um ihre Glückwünsche abzustatten; diese sehen zum Theil scheußlich und komisch aus. So sahe ich einen solchen Prinzen, der zwar auf orientalische Art sehr prächtig gekleidet war; er hatte aber keine Strümpfe an, sondern ritt mit bloßen Beinen und Pantoffeln. Er hatte, außer einer kleinen Eskorte zu Pferde, ein zahlreiches Gefolge von Slaven bey sich, die zu Füsse beyher liefen; einige davon hielten große mächtige Schirme über ihn und einige wehrten ihm die Fliegen ab. Der Schloßplatz, welcher sehr groß ist, war so voller Kutschen, daß man Mühe hatte durchzukommen. Ein jeder Stand oder Collegium wird besonders zum Glückwünschen vorgelassen. So bald als die inländischen Könige und Fürsten damit fertig waren, kamen die Räthe von Indien, oder die sogenannten Edlen Herren, nebst den zwey Secretairs von der hohen Regierung, darauf die Justizräthe und so ferner. Der Generalgouverneur hält an jeden Stand eine kleine Anrede, läßt sich ein Glas Wein geben

und so auch seinen Gästen. Für den, der so was nie gesehen hat, ist es wirklich der Mühe werth, alle diese Ceremonien anzusehen.

Batavia war auch der Ort, wo ich den Entschluß faßte, mich zu einem Mitglied der alten ehrwürdigen Gesellschaft der Freymaurer einverleiben zu lassen. Es waren damals zwey Logen hier; diejenige, in welcher ich aufgenommen wurde, führte den Namen la Choisie. So sehr ich vorher durch Vorurtheile und allerhand feichte Erzählungen gegen die Freymaurerey eingenommen war, so sehr segne ich noch jetzt den Tag, wo ich in die Anfangsgründe dieser königlichen Kunst eingeweiht wurde. Nicht zu gedenken, daß ich durch diese Verbindung viele Gelegenheit gehabt habe, sehr angenehme Bekanntschaften zu machen; ich habe wirklich auch nachher bey Unglücksfällen, sowohl in meiner Religion, als in den ehrwürdigen Grundsätzen der Maurerey, manche süße Beruhigung mehr gefunden.

Ich fand bald nach meiner Aufnahme, so bald ich nur mit den Beschäftigungen der Maurerischen Arbeiten bekannter wurde, daß wohl nie eine Gesellschaft bestanden hat, die auf bessern Vorschriften und dauerhaftern Grund gebauet worden ist, als diese; auch sind, die erhabne Christus-Religion ausgenommen, nachher nie vortrefflichere Lehren oder nützlichere Gebräuche gewesen, als die, welche allen denen eingepreget werden, die zu den Geheimnissen dieser Kunst zugelassen sind. Monarchen sind in allen Zeitaltern die Beförderer und Aufmunterer derselben gewesen;

wesen; sie haben es ihrer Würde nie nachtheilig gehalten, sich in diese Brüderschaft zu begeben, ihr Privilegium zu erweitern, und ihre Versammlungen zu beschützen. Es ist mir daher unbegreiflich, wie man es den Herrn Predigern in Deutschland noch immer zum Verbrechen machen kann, wenn sie sich mit dieser Gesellschaft vereinigen, da gerade sie der guten Sache der Religion dadurch noch manche hülffreiche Hand mehr bieten könnten; denn jeder Maurer ist ja, als ein Mann von Ehre, zu einer ganz genauen Befolgung des moralischen Gesetzes der heiligen Schrift durch einen Eyd verbindlich gemacht, es als den untrüglichsten Weg zur Wahrheit und Gerechtigkeit zu betrachten und dessen göttlichen Vorschriften gemäß, das Leben und den Wandel einzurichten.

Lebenslang wird es mir unvergeßlich bleiben, welchen Eindruck meine Aufnahme in diesen S. E. Orden auf mich machte. „ — — — — in diesem Buche der Bibel ist Ihre Pflicht gegen Gott, gegen Ihren Nächsten und gegen Sie selbst nachdrücklich vorgeschrieben; und da die genaue Befolgung dieser Pflichten Beyfall, sowohl besondern als allgemeinen, erwirbt, so darf man hoffen, daß Ihr künftiger Lebenswandel die glücklichsten Folgen unsrer brüderlichen Ermahnung zeigen wird. Im Staate müssen Sie, wo Sie auch in der Welt leben, ein ruhiger, arbeitssamer und friedliebender Mitbürger, so wie ein getreuer Unterthan seyn, Ihr Vaterland lieben, nie Aufruhr, oder dergleichen Unordnungen gut heißen, noch Theil daran nehmen, sondern sich geduldig den Befehlen

der Gesetzgebenden Macht unterwerfen, sich auch willig allem dem gemäß beweisen, was in dem Lande, in welchem Sie leben, von einem rechtschaffenen Unterthan gefordert werden kann.“

„Ihr äußeres Betragen erfordert besonders Vorsicht, damit Sie, so viel an Ihnen ist, keine widrigen Urtheile oder verschuldeten Tadel auf Sich ziehen. Lassen Sie ihre Rechtschaffenheit nie durch Eigennutz, Gunst, Vorurtheile oder dergleichen schwache Verleitungsmittel wankend machen, oder sich dazu bewegen, eine niedrige Handlung zu begehen, sondern lassen Sie die ganze Folge Ihres Betragens einfach und sich selbst gleich seyn, der Würde dieses rühmlichen Instituts gemäß. Vor allen aber befeißigen Sie sich der Menschenliebe und Gutthätigkeit, zwey der ausgezeichnetsten Kennzeichen unsers Ordens. Das unaussprechliche Vergnügen, das Elend seines Nächsten gemildert zu haben, kann nur von Leuten von sanftem Charakter empfunden werden, und diese werden durch eine sympathetische Gewalt hingerissen, ihre Wohlthaten und ihre Beyhülfe über die Elenden aller Art nach ihrem Vermögen zu verbreiten.“

„Nächst diesem dürfen Sie auch keine Zwistigkeiten über die Religion oder politische Handel weder vorbringen, noch dulden, sich auch nicht, während daß die Loge mit ernsthaften und wichtigen Sachen beschäftigt ist, flatterhaft betragen. Sie müssen dem — — — sowohl, als den Mitgliedern anderer Logen alle gehörige Achtung beweisen, und sich fleißig auf die Ausübung ihrer maurerischen Pflichten legen,

gen, damit Sie bey Zeiten darinnen wachsen und zunehmen, Beydes sowohl zu ihrem eignen Besten, als zur Ehre der Loge, in welcher Sie aufgenommen worden sind. — — — “

So redete der vortreffliche Justizrath Wichern, der damals Logenmeister war. Welcher Vernünftige wird nicht diese Grundsätze einer Gesellschaft, die sich in der ganzen Welt gleich ist, schön finden, wer nicht zugeben, daß die Mitglieder, die sie befolgen, gute Menschen werden? Vergebens ist jeder unbesonnene Argwohn wider diese ehrwürdige Gesellschaft, welchen die Feinde derselben entweder in ihrem eignen Busen hegen, oder aber der ununterrichteten Welt voller Unwissenheit mittheilen. Nie habe ich vom Tage meiner Aufnahme an bis jetzt eine Gelegenheit veräußt, die Logen zu besuchen, und nie werde ich es unterlassen, so lange mir Gott meine Gesundheit und mein Leben erhält.

Außerst viele Sorgen und Gefahren hat man mit den Slaven, von denen man noch dazu meistens schlecht bedienet wird, auszustehen. Wer Unglück mit Slaven hat, kann sehr dadurch zurückkommen. Denn stirbt der Slave, so ist das viele Geld, das er gekostet hat, verlohren. Dabey ist dieses sehr unangenehm, daß sie nicht anders als mit Schlägen sich ziehen lassen. Je mehr man sie prügelt, desto besser warten sie auf; je mehr Gutes man ihnen thut, desto schlechter ist man von ihnen bedienet. Dabey muß man noch äußerst vorsichtig mit den Slaven umgehen,

hen, sonst wagt man, auf eine meuchelmörderische Art ermordet zu werden. Dazu sind hauptsächlich die Bucconesen und Maccaffaren aufgelegt. Diese sind die besten Slaven, wenn sie einschlagen, und wenn man mit ihnen umzugehen weiß; aber es sind auch die gefährlichsten. Man kann sie bis auf den Tod prügeln, wenn sie es verdient haben, und sie leiden es gerne; man gebe ihnen aber einen Schlag, wenn sie unschuldig sind, so läuft man Gefahr ermordet zu werden. Das Beste dabey ist dieses, daß man es ihnen die mehreste Zeit ansehen kann, wenn sie was im Schilde führen. Wenn ein Slave in den Bart murmelt, wenn sein Herr ihm etwas befiehlt, oder wenn er hinter seinem Rücken drohende Gesichter macht, dann ist es die höchste Zeit, ihn abzuschaffen, und sollte man ihn auch verschenken.

Ich habe davon verschiedene traurige Exempel erlebt, daß diejenigen, die sich von ihren Freunden nicht warnen ließen, ihren Slaven abzuschaffen, hernach des Nachts im Bette ermordet wurden. Wenn ein Bucconese erst einmal einen Groll auf Jemanden hat, so ruhet er nicht eher, als bis er Rache ausgeübet hat, ohnerachtet er weiß, daß er nicht entwischen kann, sondern daß er auf die grausamste Art hingerichtet wird. Man sieht daher hier oft die entsetzlichsten Executionen, welche an den Slaven und besonders an solchen, welche dergleichen Mordthaten ausgeübt haben, vollzogen werden. Das Rädern und Spiessen sind die gewöhnlichen Strafen, und sie stecken manchmal drey bis vier Tage am Spieß, ehe sie sterben!

ben! Das Sonderbarste dabey ist dieses, wenn man einen Slaven prügelt, so winselt er, und krümmt sich wie ein Wurm; unter den entsetzlichsten Martern des Todes aber, sind die mehrsten sehr gelassen und standhaft.

Stirbt hier ein Europäer, so werden allemal, weil die wenigsten in Batavia Blutsverwandte haben, die nächsten Nachbarn zum Begrabniß gebeten. So wie man nun hier überhaupt die Pracht liebet, so läßt man solche auch insonderheit bey den Beerdigungen sehen. Noch entsetzlicher und außerordentlicher ist die Pracht und der Aufwand, den man hier bey den Hochzeiten macht. Manche Hochzeit kostet, nebst der Kleidung und den Juwelen, achtzehn, zwanzig und mehrere tausend Gulden. Hat der Bräutigam eine gute Bedienung, so kann er dieses freylich wohl in drey bis vier Jahren wieder verdienen; mancher wird aber auch zu Grunde gerichtet.

Der Rang ist hier ganz anders, als in Europa. Erstlich kommt der Generalgouverneur und die hohe Regierung; das sind die Räte von Indien und die beyden Secretairs. Nachst dem sind alle Personen von Distinction in drey Classen eingetheilt. In die erste setzt man die Oberkaufleute. Hierzu gehört der Chef und alle Staabsofficiere, ingleichen die Capitains, ferner die Justizräthe, Prediger u. s. w. Die zweyte Classe machen die Kaufleute aus; hierunter rechnet man die promovirten Doctores, die Lieutenants u. s. w. Und in die dritte Classe gehören die Unterkaufleute, Fährdricks und was damit den Rang hat, und das

das sind hier schon angesehene Personen. Das Wort „Kaufmann“ bedeutet hier nicht das, was es in Deutschland bedeutet, sondern es ist ein Ehrentitel. Was man bey uns Kaufmann nennet, heißt hier Negotiant.

Noch muß ich meinen Lesern etwas sagen, was für Ceremonien gemacht werden, wenn sich ein Indischer Rath mit in einer Gesellschaft befindet. Es ist hier überall der Gebrauch, daß man, wenn man bey Jemandem zum Essen oder des Abends auf ein Pfeifchen genöthiget wird, gleich seinen Rock auszieht, so bald man ins Haus tritt. Wenn aber ein Rath von Indien in der Gesellschaft erwartet wird, so bleibt der Wirth sowohl, als auch die Gäste, so lang gekleidet, bis er angefahren kommt; denn zu Fuß gehet er niemals en visite. Dann ziehet er erstlich ganz allein den Rock aus; darauf sagt er zu dem Wirth und zu den übrigen Gästen, sie möchten sich gleichfalls bequem machen, worauf sodann ein Jeder seinen Rock ableget. Man trägt dieserhalb allezeit Ermel im Kamisol. Selbst beym Generalgouverneur zieht man, wenn man als Gast bey ihm ist, den Rock aus. Ehe man sich niedersetzt, sind die Stühle schon alle so gestellt, wie sie stehen müssen. Auf einem etwas erhabnern Stuhl, als die andern, sitzt der Rath von Indien oben an, und die Gäste nebst dem Wirthe setzen sich nach ihrem Range in zwey Reihen, so daß sie mit dem indischen Rath ein Quarré long formiren. Neben ihm darf Niemand sitzen, das wäre gegen die Kleiderordnung, es müßte denn auch ein Rath von Indien

Indien seyn. So bald die Gesellschaft sich niedergesetzt hat, wird erstlich dem Rath allein, jedoch von einem Slaven, eine Pfeife gereicht; denn Europäer warten niemals auf. So bald er solche angezündet hat, wird den übrigen Gästen auch Tobak gegeben. Eben so geht es auch mit dem Wein und Bier, und es wird bey jedem Glase, es mag Wein oder Bier seyn, allezeit eine Gesundheit getrunken, welche der Wirth ausbringt. Die erste Gesundheit ist allezeit: een Glaasse voor den Dorst; und die zweyte: Smaaklig Peipchen. Die übrigen sind willkürlich. Solche abendliche Zusammenkünfte dauern von sechs bis neun Uhr, unter welcher Zeit nichts gethan wird, wie geraucht, getrunken und gesprochen. Das Spielen ist in solchen Gesellschaften, wo der Generalgouverneur, oder ein Rath von Indien gegenwärtig ist, wenig Mode. Die Damen bleiben allezeit in einem besondern Zimmer für sich allein. So bald die Gesellschaft aus einander gehen will, zieht ein Jeder und selbst der Wirth den Rock wieder an, da man in andern Gesellschaften, wo kein indischer Rath gegenwärtig ist, die Röcke nach Hause schickt, so bald man dem Wirth sein Compliment gemacht hat, und hernach geht oder fährt man im Kamisol nach Hause.

Eine andere gewöhnliche, aber lästige, Gewohnheit ist das Handgeben in Gesellschaften. Wenn ein Indischer Rath in eine Gesellschaft kommt, so giebt er einem Jeden die Hand und so auch, wenn er wieder weggeht. Wenn man daher in eine Gesellschaft kommt, so muß man erst die Ronde machen und einem

nem Jeden die Hand geben; das ist wirklich sehr beschwerlich. Dahingegen küssen sich Mannspersonen hier niemals, und einer Dame, wenn sie auch vom ersten Range wäre, die Hände zu küssen, würde entweder für eine große Niederträchtigkeit angesehen werden, oder man würde sich verdächtig machen, als ob man einen verbotenen Liebeshandel mit ihr hätte. Nichts ist brillanter, als wenn des Abends eine solche Gesellschaft aus einander gehet. Dann ist alles voll von Slaven mit Fackeln und brennenden Lichtern. Auch hiebey wird selbst eine Ceremonie beobachtet. Eine Meffrow, oder welches einerley ist, die Gemahlin von einem Rath von Indien, hat vier Fackeln vorauf, und zwölf Mädchen mit brennenden Wachslichtern hinter sich, welche sie bis an den Wagen begleiten, und so nach Verhältniß andere auch. Diefes giebt des Abends einen angenehmen Prospect und die ganze Gegend, wo eine solche Gesellschaft wegfahrt, ist davon erleuchtet.

Zum Beschluß meiner Nachrichten von Batavia, will ich den Lesern noch einen ganz sonderbaren Vorfall erzählen, der sich damals mit einem Liebhaber der Musik zutrug. Dieser Mann wurde von einem Fieber befallen, das endlich anhaltend und doppelt ward. Am siebenden Tage gerieth er in eine heftige und fast unablässige Raserey, die mit Schreyen, Weinen, Schrecken und beständiger Schlaflosigkeit verbunden war. Am dritten Tage seiner Raserey wünschte er Musik in seiner Stube zu hören. Sein Arzt bewilligte es; aber nicht gerne. Man sang etliche Stücke.

Kaum

Kaum hörte er einige Töne, als sein Gesicht ruhig und vergnügt, das Auge gelassen ward; die Krampfszüge hörten ganz auf, er vergoß Thränen für Vergnügen, und er zeigte eine solche Empfindlichkeit für die Musik, die Jedermann in Verwunderung setzte. So lange die Musik währte, hatte er kein Fieber; so bald sie geendiget war, verfiel er in seinen vorigen Zustand. Man fuhr in dem Gebrauch eines Mittels von so großer und unvermutheter Wirkung fort. Fieber und Raserey hielten allemal während der Musik ein; und sie war dem Kranken so nothwendig geworden, daß er sich sogar des Nachts vorsingen ließ, ja eine von seinen Verwandten, die zuweilen bey ihm wachte, mußte, so schwer es ihr auch wegen ihrer Betrübniß ankam, ihm dergleichen Gefälligkeiten zu erzeigen, tanzen. Eine Nacht, da er Niemanden als seine Wächterin bey sich hatte, die nichts als ein elendes Gassenliedchen wußte, mußte er sich damit behelfen, und er empfand einige Linderung. Kurz, zehn Tage lang Musik machten ihn völlig gesund, ohne daß man etwas Mehreres an ihm gethan, als ihm zweymal am Fusse zur Ader gelassen hatte, worauf zum Letztenmal eine große Ausleerung des Leibes erfolgte. Ist dieß nicht ein ganz sonderbarer Fall, daß die Musik einem Menschen, bey dem sie durch die bey Gewohnheit gleichsam seine andere Seele geworden war, den Geistern ihren natürlichen Lauf nach und nach wieder gab?

Den 19. September 1767 setzten wir unsere Reise von hier nach der Insel Sumatra und einigen andern

dern Inseln fort. Da wir uns vorgenommen hatten, nach allen geendigten Geschäften in Ostindien wieder nach Batavia auf eine kurze Zeit zurückzukehren, so ließen wir Alles, was wir nicht nöthig zu haben glaubten, bey einem guten Freunde; und welch ein Glück dieses besonders für mich war, wird sich aus dem Erfolg meiner Reise ergeben. Ohne diese Vorsicht würde ich abermals in die dürftigsten Umstände versetzt worden seyn! Wir konnten dem Himmel nicht genug danken, daß er uns an einem so ungesunden Platze, wie Batavia ist, nicht allein gesund, sondern auch beym Leben erhalten hatte. Zuverlässig hatten wir es der Güte der Einwohner gegen uns mit zu verdanken, daß sie uns so oft ausserhalb der Stadt bewirtheten; denn die Reichen wohnen fast immer vor derselben, und kommen nur dann herein, wenn sie Geschäfte haben. Wir schloßen daher der Gesundheit wegen, und um der Landluft zu genießen, bald bey diesem bald bey jenem ausser der Stadt. Man ist da allemal sehr willkommen, und man thut den Leuten selbst einen großen Gefallen dadurch, weil es ihnen oftmals an Gesellschaft fehlt.

Da wir in Geschäften des Herrn Richards selbst nach der Insel Sumatra reisen sollten, so fuhren wir auf einem ostindischen Compagnieschiffe dahin; wir bekamen eine schöne Kajüte zu unserm Gebrauch, und hatten so viele Bequemlichkeiten, als ob wir in dem gemächlichsten Hause wohnten. Eine solche kurze Reise ist in der That sehr angenehm; denn man sieht, da man immer an der Insel Java herunterfährt, bestan-

beständig neue Gegenstände. Unfre Freunde hatten uns so viel Lebensmittel, Wein, Bier, Liqueurs und dergleichen mitgegeben, daß wir sicher mehrere Monate davon hatten leben können. Eigentlich war das Fort Marlborough der Ort, wo wir unsere Geschäfte besorgen sollten; weil aber unser Schiff nach Achen, der Hauptstadt des Königreichs von gleichem Namen, geladen hatte, so fuhren wir mit dahin. Es ist hier beynahe der vorzüglichste Hafen der Insel, und die Stadt lieget am nordwestlichen Ende von Sumatra unter dem fünften Grade und dreyßig Minuten der nördlichen Breite, auf einem Platze, der von Holz und Morästen bis auf eine halbe Meile vom Meere umgeben ist. Man wird daher die Häuser auch nicht eher, als beym Eintritt in die Stadt, gewahr.

Sie ist ein offener Ort, ohne Mauern und Wall, mit etwa 8000 Häusern, davon die meisten auf hölzernen Pfählen stehen, um sie gegen die Ueberschwemmungen und Dünste in Sicherheit zu setzen. Im Mittelpunct der Stadt liegt der königliche Pallast, der rund umher einen Graben hat. Die Einkünfte des Königs belaufen sich nicht höher, als etwa auf funfzehn tausend Reichsthaler, welche bloß aus den Zöllen genommen werden. Die englische Compagnie hatte hier ehemals eine Factorey; weil sie aber keinen Vortheil dabey fand, so zog sie sich davon weg. Die Einwohner treiben einen guten Handel mit Goldstaub, Kampher, Sapanholz, alles Producte des Reichs, die sie gegen Opium, den sie ganz erstaunlich lieben, gegen Reis, Salpeter, baumwollene und seidene Waa-

ren umsetzen. Die Menge des Goldstaubes verdient einige Betrachtung.

So bald ein Schiff ankommt, so muß der *Shabander* um die Handlungsfreyheit bitten. Bey der grossen *Quala*, oder Mündung des Flusses, werden die Personen, die zuerst ans Land steigen, von dem wachhabenden Officier examinirt, der sogleich seinen Obern von ihrer Ankunft Nachricht giebt. Sein Amt besteht darinnen, daß er die Präliminarartikel in Richtigkeit bringt, die in einem förmlichen Eide bestehen, wie derselbe zwischen der Compagnie und dem Souverain entworfen worden ist.

Der Currantpreis des Goldes zu Achen war damals 7. 2. per Buncal von 1 Oz. 10 Dwt. 21 Gr. Der Currantumsatz ist zwey Pagoden per Buncal ohngefahr 24 Finams weniger, als aus dem Golde in der Münze geprägt werden kann. In Münze sind 1400 gegen 1600 ein Mace oder ein Drittheil von einem Pfund Sterling, und 1500 passiren in Rechnungen. Ein Viertheil von einem Mace ist eine Copany; 16 Mace machen ein Tale, welches eine imaginaire Münze ist. Die vornehmsten Waaren auf dem Markte sind Ziegenfleisch, Flügelwerk, Büffelfleisch, Fische, u. f. w. Der Kampfer, der hier verkauft wird, kommt von den Sundahinseln. Er ist überhaupt gut; der beste aber ist in kleinen Schaalen, weis und durchsichtig, und die Unze wurde mit vier Schilling und sechs Pfennig bezahlt. Die gemeine Sorte ist dem Sande am Meere ähnlich, und kostet nur halb so viel.

Der hier befindliche Bezoar ist vom Hirschschwein, wie sie es nennen. Es ist ein Thier, das etwas gröfser als ein Kaninchen ist, hat einen Hundekopf, Lenden und Füfse gleich einem Hirsche. Dieser Bezoar wird zehnmal höher bezahlet, als sein Gewicht im Golde beträgt. Er ist von dunkelbrauner Farbe, die aufserer Schaale ist ganz glatt, und wenn diese abgenommen worden, so erscheint er noch dunkler, mit kleinen untermischten Strichen. Er schwimmt auf dem Wasser. Man sagt, dafs auch in dem Magen der Nicobawtaube ein Stein erzeugt werde, der dem besten Bezoar nichts nachgiebt. Eine andere Art von Bezoar soll von dem Stachelschweine kommen, von welchem Thiere er auch den Namen hat. Er ist von röthlicher Farbe, voll kleiner durchsichtiger Striche oder Adern. Er hat nicht den bittern Geschmack vom Bezoar Siaka, schwimmt auch nicht auf dem Wasser. Der Bezoar von den Meerkazzen ist leicht und grünlich und von feinerer Glätte und Glanz, als der gute Bezoar. Einige dieser Bezoarsteine wiegen eine halbe Unze, welche 3 Pfund Sterling 12 Schill. 6 Pf. kosteten. Der Suratische Bezoar aber, der gemeiniglich Meerkatzen-Bezoar heifst, wird viel wohlfeiler verkauft.

Die Pfefferstaude ist auch ein Gewächs dieser Insel, und ein grofser Theil der Compagniehandlung wird mit dieser Waare getrieben, ob wohl lange nicht mit dem Glück, als in andern Plätzen an der Küste von Indien geschieht. Was das hier gewonnene Gold anbetrifft, so glaubt man, dafs es, Japan und China

ausgenommen, nirgends häufiger als hier gefunden wird. Allein die Engländer bekümmern sich wenig darum, um sich den Haß der Einwohner nicht zuzuziehen. Die Holländer suchten eine Goldgrube in Besitz zu nehmen; allein sie haben die Richtigkeit des Schlusses der Engländer zu ihrem Schaden erfahren. Der einzige sichere Weg, den Goldhandel an sich zu bringen, ist daher derjenige, den sie erwählet, nämlich, daß sie Colonien auf die Insel geschickt haben, daß sie mit den Bewohnern derselben vernünftig und leutselig umgegangen sind, im Handel und Wandel die Gerechtigkeit beobachtet und dadurch allmählig eine Hochachtung gegen die europäischen Sitten erwecket haben. Dieß ist das sicherste Mittel, sie zu bewegen, daß sie europäische Waaren brauchen und einführen lassen.

Da wir hier in Achen keine Geschäfte, auch keine Bekanntschaften hatten, als die wir durch unsern Capitain erhielten, so blieben wir nur sechs Tage hier. Wir giengen zu Fuß nach dem Fort Marlborough, weil das Land sehr bergicht, und es oft für ein Pferd unmöglich ist, über die Berge zu kommen; an manchen Orten mußten wir der jähren Tiefen wegen barfuß gehen. Durch die ganze Insel gehet eine Kette von Gebirgen, die zwar beträchtlich hoch, aber doch nicht so hoch sind, daß sie jemals mit Schnee bedeckt wären. Verschiedene derselben rauchen oder werfen Feuer aus. Zwischen den Bergen selbst sind schöne Ebenen und große Seen, welche auch der Ursprung der größern Flüsse sind; vielleicht ist auch kein Land
besser

besser mit Wasser versehen als dieses. Obgleich die Hitze nicht so heftig ist, als man vermuthen sollte, so wurde uns doch diese Reise sehr beschwerlich. Schnee, Frost und Hagel sind hier ganz unbekannte Erscheinungen. Der Boden bestehet fast überall aus einem röthlichen Thon, der mit einer nicht tiefen Lage schwarzer und fruchtbarer Erde bedeckt ist. Drey Viertel der Insel sind Wald, und längst der westlichen Küste sind viele Moräste.

Als wir zu Marlborough ankamen, suchten wir gleich den Herrn Quand, den Jugendfreund von Richard, auf; wir wurden in ein Haus von Bambusrohr, davon die mehrsten erbauet sind, geführt und außerordentlich gefällig aufgenommen. Das Dach des Hauses war mit den Blättern des Sagobaumes gedeckt. So bald er unsern Brief, den wir ihm übergaben, gelesen hatte, so redete er uns als seine Freunde an, nöthigte uns in seinem Hause zu bleiben, und suchte uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Den ersten Tag mußten wir alleine bey ihm zubringen, und Perkins konnte ihm kaum genug auf seine Fragen antworten; sein Herz hieng gewaltig an England, und er hatte keinen sehnlichern Wunsch, als schon so viel verdienet zu haben, um in England gut davon leben zu können. Den andern Tag nöthigte er etliche Engländer zu sich, deren hier etwa, die Soldaten ausgenommen, siebenzig bis achtzig wohnhaft waren, und von der Zeit an, lebten wir hier beständig auf englische Art unter lauter Engländern. Unfre Aufträge und Geschäfte wurden uns so

gut besorget, dafs wir gar nicht nöthig hatten, uns darum zu bekümmern.

Dieses Fort liegt ohngefähr anderthalb englische Meilen von der Malayen-Stadt, Bencoolen, wo die englisch-ostindische Gesellschaft sonst ihre Factorrey hatte, die aber 1710, wegen der ungesunden Luft, nach dem eben erwähnten Fort verlegt wurde. Die hiesigen Häuser, die auch sogar Fußböden von Bambusrohr haben, haben ein schlechtes hüttenmässiges Ansehen und liegen völlig unordentlich neben einander. Die meisten sind vom Boden entfernt und ruhen auf sechs bis acht Fuß hohen Pfeilern von Holz oder Ziegelsteinen.

In der Mitte des Hauses ist ein grosses Zimmer befindlich, das der Saal genennet wird. Aus diesem Saale führt eine Thür in die Schlafkammer, und eine zweyte auf der entgegengesetzten Seite in ein Zimmer, das zu allerhand Gebrauch dienet.

Das Klima ist bey weitem nicht so unangenehm, als man es sich gewöhnlich wegen der Nähe der Linie vorstelllet. Das Thermometer ist des Morgens um sechs Uhr nie unter 69 und nie über 76 Grad. Des Mittags stehet es von 79 bis 88 und des Abends um acht Uhr von 73 bis 80 Grad.

Es wehet täglich ein gelinder Seewind, der ohngefähr um 9 Uhr anfängt, bis gegen 9 Uhr dauert und gewöhnlich sehr kühlend ist. Die Hitze wird dadurch so gemässigt, dafs sie selbst mitten am Tage nie so beschwerlich fällt, als sie wohl in Portugal an einem heissen Sommertage zu seyn pflegt.

Regen

Regen ist hier sehr häufig und zuweilen sehr stark; gewöhnlich donnert und blitzt es dabey. Erdbeben sind nicht ungewöhnlich; auch giebt es viele starke Erschütterungen. Den einen feuerspeyenden Berg kann man von Malbro aus sehen; er raucht beständig.

Die Bewohner der Küste sind Malayen, die von der Halbinsel von Malacca herüberkommen. Die innern Gegenden aber werden von einem ganz verschiedenen Volke bewohnt, das bisher mit den Europäern noch keine Gemeinschaft hatte. Seine Sprache und seine Buchstaben sind von der malayischen völlig unterschieden. Die Malayen bedienen sich der arabischen Buchstaben; die Einwohner der innern Gegenden der Insel haben eine besondere Art.

Die Völkerschaften zwischen den Districten der englischen Gesellschaft und dem Gebiete der holländischen Gesellschaft zu Palimban auf der andern Seite der Insel, schreiben mit einem Stücke Bambusrohr auf lange schmalle Stücken von Baumrinde; sie fangen unten an, und schreiben von der linken zur rechten Hand, ganz gegen die Gewohnheit aller andern östlichen Völker.

Die Einwohner sind ein freyes Volk und wohnen in kleinen Dörfern, die sie Dufans oder Daofans nennen. Sie sind unabhängig von einander und werden Jedes von seinem eignen Oberhaupte regiert, das Doopatter oder der Dupattie heist. Alle haben Gesetze, einige sogar geschriebene, nach welchen sie Uebelthäter bestrafen und Streitigkeiten schlichten.

Beynahe alle Einwohner, besonders die Weiber, haben groſſe Kröpfe am Halſe; einige ſind beynahe ſo dick wie ein Mannskopf, gewöhnlich aber ſind ſie ſo groſſ als ein Strauſſeney. Sie ſagen, es käme davon her, weil ſie ein kaltes weiſſes Waſſer trinken; ich vermuthete, daſſ es eine Art Mineralwaſſer ſeyn müſſe, welches ſie meynen. Nahe dabey iſt ein feuerſpeyender Berg; der ganze Strich iſt bergicht und hat einen Ueberfluſſ an Schwefel und vermuthlich auch von Metallen, ungeachtet man hier nichts von Erzgruben weiſſt.

Faſt in allen inländiſchen Gegenden nordwärts von Moco coco findet man Gold und etwas Eiſen; aber von Kröpfen weiſſt man da nichts. Ich habe hier einen kleinen Bach von ſtarkem ſchwefelichten Waſſer angetroffen, der eine Viertelmeile von ſeiner Quelle ſo heiſſ war, daſſ ich nicht darüber gehen konnte.

Das Land, welches Caſſialand genannt wird, liegt im erſten Grad nördlicher Breite, landeinwärts von der engliſchen Niederlaſſung zu Tappanvolly; es iſt ſtark von einem Volke, Battaer oder Battas genannt, bewohnt, das ſich von allen übrigen Bewohnern der Inſel Sumatra an Sprache, Sitten und Gebräuchen unterſcheidet. Es kennt keinen Gottesdienſt, hat aber doch einen verwirrten Begriff von drey oberen Weſen, wovon zwey gutartig ſeyn ſollen. Das dritte aber iſt ein böſartiger Geiſt, der Murgifo genannt wird, und gegen deſſen Tücke ſich die Einwohner durch Zaubereyen zu ſichern ſuchen.

Sie

Sie glauben, ihre Vorfahren wären eine Art höherer Wesen, die sie immer begleiteten. Sie haben keinen König, sondern leben in Dörfern (Compongs), welche völlig unabhängig von einander sind, und beständig Krieg mit einander führen. Ihre Dörfer befestigen sie sehr stark mit doppelten Planken von zugespitzten Kampfendielen, wovon die Spitzen nach auswärts stehen; zwischen diese Planken setzen sie Stücke von Bambusrohr, welche im Feuer gehärtet und gleichfalls spitzig sind; sie werden mit Gras zugedeckt, damit sie der Feind nicht sehen kann und sie sich desto leichter, durch den ganzen Fußtritt, verbergen können. Ausserhalb dieser Planken pflanzen sie eine dornichte Art Bambusrohr, das in kurzer Zeit eine undurchdringliche Hecke macht. Sie kommen nie unbewaffnet aus ihren Compongs; ihre Waffen sind Feuerröhre mit Luntenschlössern, welche so wie das Pulver im Lande verfertigt werden, und Speere mit langen eisernen Spitzen. Sie fechten nicht offenbar, sondern aus einem Hinterhalte, und schießen in den Wäldern und Feldern einzelne Leute, oder machen sie zu Gefangenen. Sind diese Gefangenen zufälliger Weise die Leute, von welchen sie beleidiget sind, so schlagen sie sie todt und essen sie. Die Schädel hängen sie als Trophäen in den Häusern auf, wo die unverheyratheten Männer und Knaben essen und schlafen.

Die Vielweiberey ist bey ihnen erlaubt. Ein Mann kann so viele Weiber kaufen, als er will; doch steigt die Anzahl derselben selten über acht. Sie haben

ben keine Hochzeitgebräuche, sondern wenn der Handel mit dem Vater geschlossen ist, so schlachtet der Mann einen Büffel oder ein Pferd, ladet so viel Leute ein, als er kann, er und das Frauenzimmer sitzen vor der ganzen Gesellschaft bey einander und essen und werden hierauf als Mann und Frau angesehen. Daucht es nachher dem Manne gut, sich von seiner Frau zu scheiden, so schickt er sie mit allen ihren Sachen ihren Anverwandten zurück, und diese behalten das Kaufgeld; wenn aber das Weib ihrem Manne gram wird, so müssen ihre Verwandten das Kaufgeld doppelt wieder bezahlen.

Wird der Mann mit eines Andern Weibe im Ehebruch begriffen, so wird er mit dem Tode bestraft und der Körper von dem beleidigten Theil und dessen Freunden gegessen; das Weib wird die Slavin ihres Mannes und durchs Abschneiden ihrer Haare ehrlos gemacht. Oeffentlicher Diebstahl wird auch mit dem Tode bestraft und der Verbrecher ebenfalls gegessen. Alle ihre Weiber leben in einem Hause mit ihrem Manne, und die Häuser haben keine Abtheilungen; doch hat jedes Weib ihren besondern Feuerplatz. Ihre Kleidung besteht aus baumwollenem Zeuge, welches sie gerne mit Korallenschnuren schmücken. Mädchen und unverheyrathete Frauenzimmer tragen sechs oder acht grosse Ringe von dickem Kupfer- oder Messingdrath um den Hals und eine grosse Menge blecherner oder zinnerner Ringe in den Ohren; aber alle diese Zierrathen werden abgelegt, wenn sie sich verheyrathen. Die Leichen bleiben oft drey Monate stehen,

stehen, ehe sie sie begraben. Sie legen die Leiche in einen Sarg, der mit einem gewissen Harze, Dammas, sorgfältig verpicht ist. Den Sarg stellen sie in dem obern Theile des Hauses hin, machen ein Loch in den Boden desselben, in welches ein langes Stück Bambusrohr paßt, das ganz durch das Haus reicht und drey bis vier Fuß tief in den Boden geht. Dieß Rohr dient dazu, die faulen Dünste im Hause wegzuleiten. Bey ihren Begräbnissen haben sie große Feyerlichkeiten, auch werden dabey viele Büffel geschlachtet; Jeder in einer beträchtlichen Weite umher, bringt einen Büffel und schlachtet ihn auf dem Grabe des verstorbenen Radjas, oft noch ein Jahr nach seinem Tode. Ehe der Körper begraben wird, siehet man verschiedene Figuren wie Menschen gekleidet, und man hört alle Nächte eine Art Singen und Tanzen; auch feuern sie eine große Menge Geschütz ab. Ich wohnte einer solchen Ceremonie bey, wo der 87te Büffel auf eines Radjas Grabe geschlachtet wurde.

Die Battas haben einen Ueberfluß an Hornvieh, Büffeln und Pferden, die sie sämmtlich essen. Außerdem haben sie noch eine große Menge von kleinen schwarzen Hunden mit aufgerichteten spitzen Ohren, welche sie fett machen und verspeisen. Ratten und alle Arten von wilden Thieren, sie mögen sie selbst tödten oder todt finden, essen sie ohne Unterschied. Menschenfleisch essen sie ihren Feinden mehr zum Schrecken, als daß sie es, als ein ordentliches Nahrungsmittel ansehen sollten; jedoch ziehen sie es allen übrigen Speisen vor, und rühmen die Fußsohle und
die

die flache Hand als treffliche Leckerbissen. Sie verwunderten sich daher, als sie erfuhren, daß die weißen Menschen ihre Gefangenen nicht tödteten, noch viel weniger äßen.

Ob diese Völker gleich Menschenfresser sind, so nahmen sie mich doch sehr gastfrey und höflich auf; und ob man es gleich für sehr gefährlich für jeden Europäer hält, sich unter sie zu wagen, weil sie ein kriegerisches Volk, und außerordentlich eifersüchtig auf Fremde sind, so nahmen wir zusammen doch nur sechs Malayen zur Wache. Wir wurden aber von einem Orte zum andern von dreyßig, vierzig und bisweilen von hundert Eingebornen mit Gewehren, mit Luntenschlössern und brennenden Lunten begleitet.

Aus diesem Lande wird das meiste Kassienholz nach Europa geschickt. Der Kassienbaum schießt funfzig bis sechszig Fufs hoch auf; er hat einen Stamm von ohngefähr zwey Fufs im Durchmesser und einen schönen regelmäßig ausgebreiteten Gipfel. Kampfer- und Bezoinbäume giebt es hier in großer Menge. Jene erreichen die Größe unserer ältesten Eichen und liefern das gewöhnliche Zimmerholz hier im Lande. Die Blätter des hiesigen Kampferbaumes sind zugespitzt, und der ganze Baum ist von den Kampferbäumen, die man in den botanischen Gärten hat, sehr verschieden.

Von Thieren, hauptsächlich Säugthieren und Vögeln, giebt es hier äußerst wenige. Man sieht viele Affen von der Art, die Buffon Gibbon genannt

nennt werden. Sie sind ganz schwarz, ungefähr drey Fuß hoch, und ihre Arme reichen bis auf die Erde herab, wenn sie stehen; sie gehen bloß auf ihren Hinterfüßen, allein sie kommen selten auf die Erde herab, sondern halten sich auf den Gipfeln der Bäume auf. Auch den Orang Utang, und den Golock oder langarmigen Affen, zwey Thiere, welche das Menschengeschlecht mit den niedern Geschöpfen zu verbinden scheinen, sind auf dieser Insel. Unter allen Affen hat der Orang Utang die meiste Aehnlichkeit mit dem Menschen und deswegen haben ihn auch die Indianer diesen Namen gegeben, der einen wilden Menschen bezeichnet. Er geht aufrecht, wie der Mensch, hat ein glattes Gesicht mit einem ordentlichen Barte und alle seine Gliedmaßen sind mehr menschlich als thierisch geformet. Er gehet gewöhnlich mit einem Stocke bewaffnet, bauet sich von Reissholz eine Hütte, macht sich ein ordentliches Lager, und zeigt überhaupt im Stande der Wildheit sehr viel Menschenartiges. Auch das Faulthier und der Armadillo sind hier zu finden. Das Erste ist von der Grösse eines mässigen Hundes, hat einen schwarzen Kopf, dunkle bedeckte Augen, grose dicke Kinbacken, kurze Beine und lange spitzige Krallen. Es nährt sich von Baumblättern, braucht aber sechs Tage Zeit, um von einem Baum auf den andern, der darneben steht, zu kommen. Der Armadillo oder Schildferken ist so groß, als ein Spanferkel und hat eine dicke, braune Schaale, die ihm den ganzen Rücken bedeckt, unter dem Leibe zusammengeht, und nur für die Füße eine

Oeff.

Oeffnung läßt. Doch kann es Kopf und Füße in die Schaale hineinziehen. Tieger hört man überall auf der ganzen Insel. Sie zerreißen jährlich gewiß hundert Menschen in der Gegend, wo der Pfeffer gebaut wird, und dennoch sind die Einwohner so unfinnig, daß sie selten einen davon tödten, weil sie glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren sie beleben. Von Tiegerkatzen giebt es hier zwey bis drey Arten. Elephanten, Rhinocerosse, Elendthiere, ein Paar andere Hirscharten, Büffel, ohngefähr drey Wieselarten, Meerfchweine und das kleine wilde Schwein, machen fast das ganze Verzeichniß der Säugthiere aus. Die Ameisen, deren es hier zwanzig bis dreysig Arten giebt, sind so häufig, daß es fast unmöglich wird, Vögel oder Insecten aufzubewahren.

Außer den Eingebornen im Innern des Landes, von denen die bisher beschriebenen Battas erst seit 1752 den Europäern etwas näher bekannt worden sind, sind noch die Malayen zu merken; sie wohnen an den Küsten, und man weiß die Zeit nicht anzugeben zu welcher sie von dem festen Lande herüber gekommen sind. Ihre Religion ist ein verdorbener Mohamedismus. Sie sind noch etwas unter der mittlern Gröfse und wohlgebauet, doch drücken sie den neugebornen Kindern die Nase flach und die Hirnschaale zusammen. Ihre Farbe fällt sehr ins Gelbe, und ist also gar nicht so schwarz, als man sie bey Leuten vermuthen sollte, welche die Sonne senkrecht über sich haben. Die männliche Kleidung besteht aus einer engen Weste

Weste ohne Aermel, welche bis oben hinauf Knöpfe hat, und über welche ein langer Rock, der wie ein Sack ausieht, getragen wird. Die Beinkleider gehen nur bis auf die Hälfte der Schenkel; Beine und Füße aber sind ohne Bekleidung. Die Weiber tragen ein kurzes Mieder, nebst einem von dem männlichen wenig verschiedenen Oberkleide und einen Schleyer, der ihnen das Gesicht bedeckt. Beyde Geschlechter feilen und schwärzen die Zähne. Vornehme lassen die untere Reihe auch wohl in Goldblech fassen. Ihre Dörfer sind am See - oder Flußufer, wo möglich an einer Höhe, rund um mit Bäumen umgeben, im Viereck gebauet. Die Häuser aber sind von Holz, mit Palmblättern gedeckt und stehen auf Pfählen, und man steigt vermittelst eines Stückes Bambus, in welches Kerben geschnitten sind, hinein. Das Hausgerath ist so einfach als die ganze Bauart. Eine Matte von einem feinen Gewebe mit Kissen, ist alles, was man in ihren Wohnungen erblickt, und ihre Speisen, die meist aus Vegetabilien bestehen, werden ohne Messer, Gabel und Löffel, auf hölzernen Tellern gegessen.

Nachdem wir diese große Insel in Gesellschaft des Herrn Quand und einiger andern Engländer durchreiset hatten, blieben wir noch vierzehn Tage zu Marlborough, wo wir denn eine gute Gelegenheit fanden, nach dem letzten Ort unserer Bestimmung in Ostindien, nach den Moluckischen und Banda Inseln zu fahren. Sie liegen ohngefähr 450 Meilen östlich von Batavia, und wir fuhren eine be-

trächtliche Zeit wieder an der Insel Java weg. Quand war außserst gerührt, als wir uns von ihm trennten, und wäre gern mit uns nach Europa zurückgefahren, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Wir trennten uns alle sehr gerührt von einander, und kamen den 7. Dec. 1767. bey der Insel P o u l o N e i r a an. Unfre Reise war geschwind und glücklich gegangen; als wir aber bey dieser Insel ankamen, konnten wir, eines schweren Gewitters wegen, nicht an das Kastell Belgica kommen. Es that einigemal so harte Schläge, das wir glaubten, es hätte im Schiffe eingeschlagen, und für nichts ist dem Seemann banger als für das Einschlagen. Dieß darf auch Niemanden befremden, da man hievon so viele traurige Beyspiele hat; es ist fast unmöglich, ein solches Feuer zu löschen, da ein Schiff fast aus lauter feuerfangenden Materien besteht. Unfre Furcht wurde noch dadurch sehr vermehret, das unser Steuermann auf eine Sandbank kam. Wir mußten bis um Mitternacht arbeiten, ehe wir wieder loskommen konnten, und kamen also erst den andern Morgen an das Kastell Belgica, wo wir ankerten. P o u l o N e i r a ist unter den Banda- Inseln die erste im Range, weil der Gouverneur und die vornehmsten Bedienten von der holländischen Compagnie hier wohnen. Sie liegen auf 4 bis $4\frac{1}{2}$ Grad Süderbreite und zwischen 147 und 149 Grad westlicher Länge, von Pico de Teneriffa angerechnet.

Gleich nach unserer Ankunft noch denselben Tag, wurden wir durch ein heftiges Erdbeben in grose Furcht versetzt. Die Erdbeben sind hier so gewöhnlich, das

dafs fast alle Woche welche sind; aber sie sind nicht alle so heftig, wie dieses war. Ueberhaupt ist es hier so ungesund, dafs nur Wenige es lange aushalten. Denn Banda liegt hart an dem Fufs von einem feuerspeyenden Berge, welcher fast die mehreste Zeit brennt und Steine und Asche auswirft, die oft weit und breit fallen und Menschen und Vieh beschädigen. Der tägliche Dampf und Schwefel, welcher von diesem Berge täglich fällt und aufsteigt, macht daher die Gegend auferst ungesund.

Als das Erdbeben anfieng, hörte ich zuerst ein schreckliches Geräusch, welches ohngefähr so war, als wenn ein Wagen über eine Brücke fährt. Gleich darauf, und ehe wir es uns verfahren, hörten wir einen unterirdischen Knall und die Erde zitterte unter unsern Füßen. Alles, was auf dem Tisch stand, stürzte durch einander, und man hatte Mühe, sich auf den Beinen zu erhalten. Ohngefähr drey Minuten darnach, that es noch einen unterirdischen Stofs, wovon die Gipfel von zwey Häusern einstürzten, und darauf nahm das Erdbeben allmählig ein Ende. Dafs uns bey solchen Umständen nicht gut zu Muthe war, werden meine Leser leicht glauben. Den andern Tag wurde es indessen schönes heiteres ruhiges Wetter; wir machten unsere Aufwartung bey dem Gouverneur, wurden zwar mit etwas stolzer Miene von ihm empfangen, aber doch sehr gefällig behandelt. Auch suchten wir uns die zu unsern Absichten nöthigen Bekanntschaften mit Kaufleuten zu verschaffen, wodurch wir Alles sehr gut besorgten.

Hier suchte ich mir nun eine sehr genaue Kenntniss von der Lage, Regierung, den Sitten und Merkwürdigkeiten jeder dieser Inseln, so wie von den Arten und der Menge der Einkaufspreise der Gewürze zu verschaffen, weil man damals noch keine zulängliche Nachricht davon hatte. Zu jener Zeit wurden die feinen Gewürze allein von der niederländischen Compagnie eingekauft und sehr stark bewachtet, damit keine fremde Nation dazu kommen und der Preis dadurch herabgesetzt werden könnte. Die Compagnie selbst pflegte den Ueberflus jährlich sowohl auf Batavia auf dem sogenannten Hoat Cap oder dem Platz, wo Bau- und Brennholz aufbewahrt wird, als auch in Holland zu vielen tausend Pfunden zu verbrennen. Auch wurden vor diesem in den Niederlanden ausser dem Texel ganze Ladungen voll in die See gesenket. Weil aber die Herren Bewindhebbere oder Directoren Unterschleif bemerkten, dass wohl nicht Alles dem Meere aufgeopfert würde, so entschlossen sie sich, es unter Aufsicht einiger Deputirten zu verbrennen. Da sie aber von dem Pfefferhandel nicht allein Meister seyn konnten, weil er häufig und an vielen Orten wächst, und von diesem Gewürz noch nie genug gebracht werden kann, so müssen sie sich gefallen lassen, den Marktpreis davon zu acceptiren; allein von den drey feinen Sorten hielten und setzten sie ihren gewöhnlichen Preis.

Von den zu Banda gehörigen Inseln werden deren sechs bewohnt und viere sind wüste. Die bewohnten Inseln heissen: Poulö (d. h. eine Insel)
Nei-

Neira, Lonthoir Banda, oder das hohe Land, Goenong Apy, oder der Feuerberg, Poulou Ay, Rhun und Rosingyn. Die wüsten oder unbewohnten Inseln aber, werden von den Einländern Poulou Mamuock oder Pifang, Kappal, die Fraueninsel, Poulou Setang oder die Teufelsinsel genannt.

Die erst genannte Insel Neira ist die erste im Range, weil, wie ich schon gesagt habe, der Gouverneur und die vornehmsten Bedienten von der holländischen Compagnie da residiren; sie ist nur eine halbe Meile breit und eine Meile lang. Es sind hier zwey Kastele, Nassau und Belgica. Das erstere liegt an der Westseite, und hat vier Bollwerke, wovon jedes mit acht metallenen Kanonen von 8 und 6 Pfund Kaliber besetzt ist. Das zweyte liegt gegen Norden von dem erstern, auf einem hohen Hügel und deckt das Fort Nassau. Es ist nur eine kleine Schanze, doch mit schweren eisernen Kanonen besetzt. Auch ist bey dem Kastell Nassau noch ein sogenannter Wasser-Pass, oder Schutzwehr, mit zehn eisernen Stücken, von acht Pfund Kaliber, von welcher man die ganze Rhede beschieszen und frey halten kann. Ueberhaupt aber bestand damals die ganze Stärke in der kleinen Schanze Belgica, weil Nassau mehrentheils durch ein Erdbeben ruinirt war. Es sind hier ohngefähr 100 Häuser und eine holländische Kirche, alles von Stein gebauet, die aber alle durch die öftern Erderschütterungen vieles gelitten haben. Zwischen dieser Insel Neira

und dem hohen Lande von Lonthoir, ist eine schöne Rhede für Schiffe.

Lonthoir Banda, oder das hohe Land, liegt mehrentheils nach Osten und Westen, ist etwa $2\frac{1}{2}$ Meile lang und eine halbe Meile breit, so daß es sechs Meilen im Umkreiße hat. In Nordwesten ist das Comtoir, wo ein Kaufmann, als Resident, eine sehr gute Wohnung besitzt. Von hier gegen den Strand liegt eine Schanze, oder Wasser - Pass, mit vielem eisernen Geschütz versehen, welches die Meerenge zwischen diesem Lande und dem Feuerberge bestreichen kann. An der Südseite liegt auch noch eine Schanze, Kyk in de Pot genannt, welche mit Geschütz, einem Sergeanten und einigen Soldaten besetzt ist. Der höchste Berg ist hier 654 Schritt hoch; man kann auf demselben über den Feuerberg wegsehen. Es sind drey Compagnie - Comtoire da, nämlich auf Lonthoir, Ourien und Weyer.

Goenong Apy ist malayisch und heisst der Feuerberg, liegt gegen Westen von Neira, und der Kanal darzwischen ist so enge, daß man ihn beynahe überwerfen kann. Die Insel wird keine halbe Meile im Umkreis haben; sie ist nur ein Berg und ohngefahr 559 Schritte hoch. Von auswärts ist sie mit wildem Buschwerk besetzt, aber inwendig ist nichts als Feuer. Sie raucht und brennt fast beständig, und thut durch die schweren Auswürfe auf Neira vielen Schaden. Denn dadurch bleibt oft keine Forteresse, kein Haus unbeschädigt. Am Fusse des Berges wohnen nur einige Slaven, die die Gärten ihrer Herrn,
die

die auf Neira wohnen, besorgen. Es giebt hier wilde Schweine und Büffel, die aber Niemand, als der Jäger von dem Landvoigte, oder Gouverneur, schießen darf.

Die Insel Ay oder Pouló Ay ist auch klein und hat ohngefähr zwey Meilen im Umkreise. Sie liegt drey Meilen West gegen Nord von Neira. Es ist auf der Nordseite ein regelmäßiges Kastell, Revenge genannt, welches mit gutem Geschütze versehen, und mit einem Fähndrich und einigen Soldaten besetzt ist. Von hieraus werden Signalschüsse für das Gouvernement auf Neira gethan, wenn Schiffe, die hinwärts wollen, ankommen. Es ist eine von den schönsten Inseln, überall besetzt mit den besten Nussbäumen, flach und voller schönen Vögel. Weil die Europäer, die es auf diesem Eilande gewohnt sind, nicht gerne wieder weg wollen, so wird es deswegen das alte Manneshaus genennet. Der Niederländischen Compagnie ist es gewiss eine Perle unter ihren Besitzungen; denn hier allein können so viele Muskatnüsse und Blumen wachsen, als die ganze Welt nöthig hat. Es giebt aber kein frisches Wasser da, sondern alles muß von Lonthoir in Fahrzeugen geholt werden, und wenn davon nicht genug ankommt, so müssen die Einwohner aus den Kokusnüssen trinken. Das Wild, als: Büffel, Hirsche, und die zahmen Thiere müssen sich alle mit Salzwasser behelfen.

Das Eiland oder Pouló Rhun ist $2\frac{1}{2}$ Meilen von Ay und kann wohl drey Meilen im Umkreise haben. Auf der Westseite hat es eine kleine Schanze,

auf welcher ein Fahndrich mit einiger Mannschaft liegt. Es ist sonst mit dem nöthigen Geschütz wohl versehen. Die Anzahl der Einwohner ist sehr geringe und mehrentheils sind es Fischer. Muskatnüsse giebt es hier gar nicht mehr. Sie sind alle, nachdem die Engländer diese Insel verlassen haben, ausgerottet, und damit wird noch jährlich fortgefahren, wenn dahin einige durch die Nussesser, — das sind gewisse Vögel, die auf Malayisch Burong pantjurian Bua pala heißen, so groß wie Raben, die die Nüsse einschlucken und hernach wieder abgehen lassen, — gebracht werden und sich selbst fortpflanzen. Es ist merkwürdig, daß alle gute Nüsse durch diese Vögel auf solche Art fortgepflanzt werden, und besser auf- und fortkommen, als diejenigen, die durch die Einländer mit vieler Mühe gesetzt und gewartet werden.

Poulo Rosingyn ist viel kleiner als Rhun und ohngefähr zwey Meilen im Umkreise. Es ist eine wilde und wüste Insel und nur ein Aufenthalt von dahin verdamnten Banditen, die Brenn- und Krummholz für die Fahrzeuge hauen, auch Kalk und Ziegel, ersteren von den Korallensteinen, letztere aber von dem da befindlichen blauen Leime brennen müssen. Diese werden durch eine Schanze auf der Nordwestseite der Insel, welche mit einem Sergeant und einigen Soldaten besetzt ist, im Zaume gehalten; denn sie lassen es sich zuweilen gelüsten, sich zu befreyn. Nussbäume und andere Früchte pflanzt die Natur hier nicht fort, aber von den gepflanzten Nussbäumen, deren nur wenige sind, erhält man die besten Nüsse von ganz

ganz Banda. Man hat hier auch wilde Kühe, und man erzählt, daß sie von den Danen ungefähr in den Jahren 1610 oder 1612 daselbst angesetzt worden sind.

Auf allen diesen sechs Inseln zählte man vor diesem wohl 15000 Seelen; allein diese sind weit über die Hälfte herabgeschmolzen. Von den vier unbewohnten Inseln ist nichts Merkwürdiges zu erzählen, als daß daselbst die größten Fischereyen sind, und wenn ohngefähr durch die Nussesser da Bäume übergepflanzt werden, so werden sie auch gleich wiederum ausgerottet, wozu jährlich eine eigene Commission ausgeschicket wird.

Die alten Bandanesen waren stolz, trotzig und aufgeblasen. Ein Jeder rechnete sich zum hohen Adel; ihre Waffen waren Schild und Schwert; sie waren treulos, verrätherisch und widerspenstig. Daher wurden sie durch die holländische Compagnie mehrentheils ausgerottet und nach den entfernten Inseln vertrieben. Sie wurden durch kleine Könige, Orang Cayas, regieret. Die Portugiesen kamen schon 1511 zum Handel hieher und machten das erste Bündniß im folgenden Jahr. Die Holländer erschienen hier erst 1599 und handelten von ihren Schiffen. Ihre erste Bezahlung war, für eine Bahara Muskat Blumen 100 Bandasche Cattis zu $5\frac{3}{4}$ Pfund, oder 575 holländische Pfund zu 60 Thaler; für Nüsse jede Bahara 6 Thaler und für Nelken 46 Thaler, den Reichsthaler zu 48 Stüver; das macht, nach holländischem Geld, und nach Abzug der 25 Procent, womit alle Geldsorten caskirt werden, für das Pfund Blumen $3\frac{1}{4}$ Stüver;

für 2½ Pfund Nüsse 1 Stüver, und für die Nelken das Pfund etwa 2 Stüver. Nachhero von 1600 an, blieb hier der erste holländische Kaufmann. Die Engländer handelten auch schon. Im Jahr 1609 legten die Niederländer die erste Forteresse auf Neira, an dem Orte, wo vor diesem die Portugiesische gestanden hatte; sie wurden aber allezeit durch Verrätherey beunruhiget, bis endlich 1621 alle Inseln durchs Schwert gewonnen und die Eingebornen theils umgebracht, und theils nach den entfernten Inseln getrieben wurden. Nun sind alle diese Inseln unter der Bothmässigkeit der Compagnie und werden durch einen Landvogt oder Gouverneur regiert, der einen Rath van Politie neben sich hat, welcher nach Verlangen, oder wenn die Sachen es erfordern, zusammen gerufen wird.

Dieser Rath bestehet aus einem Oberkaufmann, dem Capitain, Residenten vom Comtoir, Fiskal, dem Buchhalter und dem Secretair van Politie. Mit dem beygefügtten Rath ist es aber, so wie auf allen Comtoiren, nur Schattenspiel. Der Gouverneur thut, was er will, und wehe dem, der sich unterstünde zu widersprechen, wäre es auch der erste im Rath; denn der Gouverneur hat alle Mittel in Händen, die Widersprechenden unglücklich zu machen. Im übrigen sind einige Buchhalter und Assistenten da, wie auch noch ein Lieutenant und sechs Fähndriche, wovon der älteste Buschwächter ist, das ist, Aufseher über die Perken, damit kein Unterschleif begangen wird; und diese Stelle ist sehr gut. Bey der Artillerie

ist

ist ein Lieutenant, bey dem Hospital ein Obermeister und einer bey dem Kastell. Die Schiffsequipe verwaltet ein Schiffer. Gemeine Soldaten werden in allem etwa 200 da seyn. Der Gottesdienst wird gemeiniglich von zwey reformirten Predigern verwaltet. Lebensmittel, als: Fleisch von wilden Büffeln, Schweinen, sehr guten Schaafen, Hühnern, Enten u. f. w. sind in ziemlicher Menge, und Gemüse, als: Erbsen, Bohnen, Spargel, Wurzeln, auch allezeit zu haben, so wie alle indianische Früchte, Pisang, Ananas, Mangis, Kokos, Durian u. f. w. Aber dennoch ist bisweilen dort eine Hungersnoth, weil aller Reis durch die Compagnie muß zugeführt werden, wovon dieselbe ein ordentliches Magazin unterhält. Wenn nun das Schicksal will, daß ein Schiff verunglückt, oder nicht zur rechten Zeit ankommt, so entsteht gleich Mangel, und vornämlich ist dies ein übler Zustand für die Perkeniers, die zwar nach ihrer erhaltenen Octroy eine gewisse Quantität Reis aus dem Vorrathe der Compagnie für den Einkaufspreis erhalten sollen, aber, da der Gouverneur und die Magazinbedienten allezeit dabey zu profitiren suchen, und gemeiniglich den Vorrath nur für klein ausgeben, und sie, die Perkeniers, den Reis nicht entbehren können, so müssen sie ihn immer theurer bezahlen, besonders weil der Gouverneur ein Monopolium daraus macht und behauptet, daß Niemand Reis, der von den südöstlichen Inseln kommt, kaufen darf, als das Magazin. Dieser Mangel wird freylich zum Theil durch den Ueberfluß von Sago ersetzt, der von den umliegenden Inseln und

Neu-

Neuguinea zugeführt wird, und es ist eine strenge Ordre von der hohen Regierung auf Batavia, daß an die Slaven nichts als Sago zur Kost gegeben werden soll, und daß kein Perkenier oder Bürger sich unterstehen darf, Reis zu verkaufen.

Dieser Sago ist das Mark von einem Baume, der viele Aehnlichkeit mit einem Kokosbaum hat und sehr hoch wächst. Er wird umgehauen und in Stücken von $1\frac{1}{2}$ Fuß zertheilt, hernach geschlagen, daß das Mehl darin loskommt, darauf ins Wasser gelegt und rein gewaschen, alsdann in Tampings, eine Art Matten, in Stücken zu dreißig Pfund getreten und so verkauft. Wenn er soll gebraucht werden, so wird er wieder gewaschen, und dann davon eine Pappe gekocht, oder auch wie Pfannkuchen gebacken. Es ist aber eine sehr zähe und für den Europäer unausstehliche Kost. Er wird jedoch besser, wenn er öfterer gewaschen, hernach getrocknet und zu runden Körnern gemacht wird, so wie der Westindische, der häufig nach Europa gebracht wird und bekannt genug ist. Aber bey dieser Zubereitung wird der Sago zu theuer und ist nicht für die Slaven.

Zu dem Gouvernement von Banda gehören auch noch viele Inseln, die südost und südwest davon liegen, wie auch die Fahrt nach Neuguinea, davon aber nichts anzumerken ist, als daß Banda von daher mit Kokos, Fischen, Katiang oder Bohnen, Conchylien, Paradiesvögeln u. dergl. versehen wird. Die Einwohner von Neuguinea sind ein rohes und wüstes Volk; sie bekriegen sich einander unaufhörlich, und ver-

verkaufen ihre gemachten Gefangenen an die Bandanesen zu Slaven zu 20, auch wohl 15 und 10 Thaler, den Kopf. Dann und wann geht ein bewaffnetes Schiff auf alle die kleinen Inseln herum, um die etwan gewachsenen und von den Nussessern gepflanzten Nussbäume auszurotten, und zu entdecken, ob auch wohl fremde Nationen sich da aufhalten; denn die Engländer wagen öfters so einen Streifzug.

Das Hauptaugenmerk der holländisch- ostindischen Compagnie, die Nüsse und Blumen für sich zu behalten, ist dadurch befördert worden, daß sie allein auf den Bandaïschen Inseln die Einsammlung und Fortpflanzung gestatten, und auf Amboina und andern moluckischen Inseln, zufolge eines Accords von 1652 mit dem damaligen Könige der Molukkos, Mandarsja, alle Bäume auf allen Inseln, ausser auf Banda, ausgerottet worden sind. Diesem Tractat zufolge, wird noch alle Jahr damit fortgefahren.

Der Nussbaum wird gemeiniglich in das männliche und in das weibliche Geschlecht eingetheilet, und diese beyden Genera wiederum in zahme und wilde Bäume unterschieden. Der zahme Baum hat die Aehnlichkeit von einem Birnbaum, aber er ist so nicht von oben, sondern platter und ausgebreiteter; der Stamm ist ziemlich gerade aufgehend, bisweilen auch kurz, und mit über einander ausschiefsenden Zweigen versehen. Die Rinde ist braungrau, die Blätter sind lang, und wohl so spitzig wie ein Blatt vom Birnbaume, aber ohne Zacken an dem Rande; jung sind sie weißlich grün; älter schön grün und glanzend, und wenn
man

man das Blatt mit der Hand zerreibt, riecht es sehr stark nach Muskatennüssen.

In dem achten oder neunten Jahre, fängt der Baum an zu tragen. Er hat kleine weiße Blumen, zwey, drey, bis vier neben einander; inwendig in diesen Blumen ist eine kleine röthlichte Knospe, woraus die Frucht entspringt; doch geben diese Blumen nur eine Frucht, weil die übrigen abfallen. Vor dem neunten Monat werden die Früchte nicht reif und alle erlangen ihre Reife nicht zu einer Zeit; sie werden wohl dreymal im Jahre gepflückt, und der Baum hat zu gleicher Zeit Blüthe und reife Früchte. Die Frucht hat in Absicht der Farbe viel Aehnlichkeit mit einer Pfirsche, nur dafs sie hinten spitziger zuläuft, und hat auch die nämliche Grösse. Doppelte Nüsse giebt es wenig, und diese werden auch nur zu Confituren gebraucht.

Wenn die Frucht reif ist, so öffnet sie die aufse-
re Schaale, die ohngefahr eines kleinen Fingers dick
ist; dann sieht man die Nüsse in ihrer schwarzen glän-
zenden Schaale, mit den schönen rothen Blumen, wie
ein Netz darum, zum Vorschein kommen; doch so
reif werden sie selten gelassen. Das Aeussere herum
ist hart und zusammenziehend von Geschmack und
wird daher auch nur zu Confituren gebraucht. Die
Blumen sind hochroth von Farbe, und zeigen sich auf
der Nuss sehr hübsch und dick. Die innere Schaale
ist sehr schwarz, von der Dicke einer Haselnuss. Um
diese abzumachen, werden die Nüsse über einem klei-
nen Feuer getrocknet, bis die Nuss inwendig los ist,
dann

dann wird die Schaale gebrochen, und die Nuss so, wie wir sie in Europa kennen, herausgenommen.

Es giebt noch eine Art von Muskatnüssen, die etwas länglicher und deren Blätter ebenfalls durch die Länge verschieden sind; sie sind aber von derselben Güte, wie die andern. Der Baum, der die vom männlichen Geschlechte trägt, ist kürzer vom Stamm und gedrungener.

Man hat noch verschiedene Abarten, als Pala Boy (Pala heisst auf Malayisch eine Nuss, und Boenga Pala heissen die Blumen). Diese sind viel länger als die gemeinen Nüsse, und man findet sie selten, weil der Baum für sich allein wächst. Pala Bacumba oder die Zwillingnuss. Diese liegen bey einander, haben eine jede ihre besondere Schaale und Blume; sie werden aber mit den andern vermengt, weil gar kein Unterschied in Ansehung der Güte ist. Pala Kackerlack, oder die Kackerlackische Nuss, unterscheidet sich nur in Absicht der Blume, die bleichgelb und mit der rothen Farbe gesprenkelt ist. Pala Padri, oder die Priester-nuss, wegen der Blume, die sich auf der Nuss als eine Kalotte zeigt, so genannt; weil sie selten ganz und unverletzt kann abgenommen werden, so wird sie wenig geachtet. Pali Pali, die weisse oder, wie die Bandanesen sie nennen, die holländische Nuss, ist nur wegen der weisslichen Blume unterschieden; da diese nun nicht sehr ins Auge scheint, so werden sie ungern mit den andern vermengt. Pala Pentjuran, oder die Diebsnuss, hat inwendig keine Schalen, sondern die Blume sitzt über der blossen Nuss. Diese Nuss wird
gar

gar nicht bey andern geduldet; denn sie verzehrt sich nicht allein selber, sondern greift auch alle, die neben ihr liegen, so an, das sie zu Staub werden. Pala Radja, oder die Königsnuß, unterscheidet sich dadurch, das die Nuß viel kleiner, die Blumen herum aber viel dicker sind. Man hält sie für die beste.

Obgleich der Nußbaum das ganze Jahr reife und unreife Früchte hat, so sind doch drey feste Zeiten zur Nußarndte bestimmt, nämlich im August, November und ohngefahr April. Die erste Einsammlung ist die größte; aber man hält dafür, das die Muskatenblumen fetter und dicker in den andern Monaten sind. Die Inseln sind in lauter Muskaten-gärten vertheilt. Diese Gärten heißen Perken, und die Besitzer davon Perkeniers. Eines Jeden Antheil ist genau abgetheilt, und er darf ihn nicht weiter ausdehnen. Die Perkeniers sind lauter Europäer und stehen sich sehr gut, wenn sie nämlich mit dem Gouverneur harmoniren.

Auf Neira sind zwey Perken, die 2700 Ruthen betragen und etwa 2000 Pfund Muskatenblumen und 8000 Pfund Nüsse liefern. So ist die allgemeine Proportion ein Pfund Blumen gegen vier Pfund Nüsse. Auf Lonthoir zählt man 25 Perken, die ein Stück gemessen Land von 34,330 Ruthen rheinländisch Maas betragen. Diese liefern gemeiniglich, ein Jahr durchs andere gerechnet, 142,000 Pfund Blumen und 568,000 Pfund Nüsse. Auf Poulo Ay hat man sechs solche abgetheilte Gärten. Sie betragen 7190 Ruthen Landes, liefern 32000 Pfund Blumen und 128000 Pfund Nüsse.

Die

Die Summe ist: Neira hat zwey Perken, 2700 Ruthen, liefern 2000 Pfund Blumen und 8000 Pfund Nüsse, haben 95 Slaven; Lonthoir hat 25 Perken, 34330 Ruthen, liefern 142000 Pfund Blumen, und 568000 Pfund Nüsse, haben 2162 Slaven; Ay hat 6 Perken, 7190 Ruthen, liefern 32000 Pfund Blumen und 128000 Pfund Nüsse, haben 415 Slaven; Total hat 33 Perken, 44220 Ruthen, liefern 176000 Pfund Blumen, 704000 Pfund Nüsse, und haben 2672 Slaven. Die Blumen kosten im Einkaufe 27,227 Thaler 6 Stüver und die Nüsse 10,840 Thaler 47 Stüver.

Wenn die Nüsse reif sind, das ist, wenn sie auf den Baumen anfangen zu bersten, wie ohngefähr unsere Wallnüsse, so daß man die schönen rothen Blumen auf der schwarzen Nußschaale glänzen sehen kann, so gehen die Slaven des Morgens früh um 5 Uhr, jeder mit einem Korbe, die Nüsse abzupflücken, und kommen des Abends um 5 Uhr wieder zurück; dann müssen einige Slaven die Nüsse aus ihren Schaa-len herausbringen, welches mit einem scharfen Messer oder Eisen, das festgemacht ist, geschieht, und dazu werden die geschicktesten Slaven gebraucht. Wenn die Nüsse nun entschält sind, so werden alle dicke Schaa-len auf einen Haufen geworfen, worauf denn eine Art Champignons wachsen, die alle andere von ihrer Art an gewürzigem Geschmacke übertreffen; davon werden viele getrocknet und durch ganz Indien versendet.

Sobald die Slaven mit dieser ersten Arbeit fertig sind, so müssen sie gleich die Blumen von den Nüssen

Zweyter Theil.

N

abneh-

abnehmen, dieselben besonders sammeln und auch die Nüsse allein legen. Bey den Blumen ist nichts weiter zu beobachten, als das sie an der Sonne getrocknet werden; mit den Nüssen aber wird auf folgende Weise verfahren: es sind fünf kleine Hocken mit einem Boden von Lattwerk oder gespaltenen Bamboesen, in welche die Nüsse (die noch fest in der innern schwarzen Schaale sitzen, wenn die Blumen bereits abgenommen) geworfen, und in welchen sie getrocknet werden.

Das erste Hock oder Behältniß zu trocknen ist für die nassen Nüsse, wenn sie entschalet und von den Blumen entledigt sind; darinnen liegen sie eine Woche. Dann werden sie in das zweyte auch eine Woche, in das dritte eine Woche und in das vierte auch eine Woche gebracht, da sie denn in diesen vier Wochen vollkommen trocken geworden sind. Nachher werden sie in das fünfte Behältniß, worunter alt vermodert Holz angesteckt wird, übergebracht, und von da nach einem größern Platze, wo sie ausgebreitet werden können, übergeschoben, unter welchem ein sehr gelindes Feuer angesteckt wird; und überhaupt unter allen den kleinen Boden oder Hockern wird allezeit ein mäßiges Feuer unterhalten, um die Nüsse so auszutrocknen, das man sie beym Schütteln los in der Schaale hört. So bleiben sie liegen, bis ohngefähr 3 oder 4 Wochen vor der Lieferung, da die Schalen in Stücken geschlagen, die Nüsse herausgenommen und dann in fette, mittelmäßige und magere sortirt, und so an die Compagnie geliefert werden.

Sechs

Sechs bis acht Wochen vergehen über dem Trocknen, und dann bleiben die Nüsse noch wohl sechs Wochen bey den Perkeniers liegen. Doch ist meistens in der Hälfte des Decembers und in der Hälfte des Julius bey den Comtoirs der Empfang. Wenn sie in ihre dreyerley Sortirungen abgewogen sind, so wird jede Sorte in einem Korbe, in einer grossen Wanne mit Seewasser, welches mit Kalk auf so eine Art untermengt ist, daß er eben wie fette Milch anhängen bleibt, dreymal untergetaucht, hernach jede Sorte besonders in ein dazu gemachtes dichtes Behältniß geworfen, worinnen die Nüsse sechs Wochen, um zu schwitzen, liegen bleiben, und dann werden sie nochmals in die vorigen drey Sorten getheilt; denn der Kalk entdeckt alle fehlerhaften Nüsse. Doch dieser Proceß geht den Lieferanten nichts an, sondern die Compagnie thut dieß für ihre Rechnung und bezahlt die Nüsse, so wie die Sortirungen sind, ehe sie mit Kalkwasser rectificirt werden.

Die erste Absicht, warum die Nüsse mit Kalkwasser genäßt werden, ist, weil sie sich besser erhalten und auch die unnützen entdeckt werden. Die andere Absicht möchte wohl die Verhinderung der Fortpflanzung seyn. Doch diese Vorforge ist unnütz; denn keine Nuss kann ohne ihre äußere Schaale wachsen und fortkommen, und wenn sie gepflanzt werden, so müssen sie nicht unter der Erde, sondern oben aufgelegt werden, so wie es die Vögel, die sogenannten Nusseßer, machen.

Die Muskatoblume wird, wenn sie getrocknet ist, auch in drey Sortirungen geliefert, nämlich: Klimm Foelie, d. i. solche Blumen, die von den abgepflückten Nüssen herabgenommen und die besten sind; Raap Foelie, oder solche, die von abgefallenen und aufgenommenen Nüssen kommen; Gruis oder Stoff Foelie, die von halb reifen Nüssen abgepflückt sind. Für diese letzte Sorte wird nur die Hälfte, so wie auch für gebrochene, durchgefressene und dumpfichte Nüsse bezahlt.

Bey der Versendung werden die Muskatennüsse in abgetheilten Fässchen auf den Schiffen, nachdem sie gewogen, mit ein Procent Abschlag, nur gestürzt; allein die Blumen werden in Sockeln (eine Art Körbe oder Ballen von Matten, die von Baumblättern gemacht sind) geliefert, die 161 Pfund holländisch halten, aber nur gegen 160 Pfund gerechnet werden. Beym Einpacken wird zu jedem Sockel zwey Kannen Seewasser dazu gegossen, welches zur Erhaltung dienet. Man kennt gleich die Art von Blumen, die in den Sockeln eingepackt sind; denn die erste Sorte oder Klimm Foelie ist in Sockeln mit drey Handgriffen; die zweyte Sorte oder Raap Foelie ist mit zwey und die dritte, oder Gruis Foelie, nur mit einem Handgriffe versehen. Als die Holländer erst da anfiengen, den Meister zu spielen und zu handeln, so wurde alles nach Bandaischem Gewicht empfangen. Gegen ein Catti wurden $5\frac{1}{4}$ Pfund holländisch gerechnet, und die Nüsse wurden in den Packhäusern bey Quantitäten von 28 Catti Bandas oder 161 Pfund holländisch

ländisch angeschlagen. Damals wurde für ein Catti Banda oder $5\frac{3}{4}$ Pfund Muskat Blumen bezahlt 2 Gulden 14 Stüver leicht Geld, oder 60 leichte Stüver, einen Reichsthaler zu 48 schweren Stüver gerechnet, wovon denn noch der Zehnte für die Compagnie abgezogen wurde, so dafs in allem 42 leichte Stüver der Preis war, und so viel ward auch für 10 Catti Banda Nüsse oder für $57\frac{1}{2}$ Pfund bezahlt.

Nachher aber ist eine ganz andere Berechnung gemacht worden. Sie bezahlten damals, als ich da war, für jedes 100 Pfund holländisch, die zwey ersten Sorten $15\frac{3}{8}$ Reichsthaler, und für die dritte nur 7 Thaler 33 Stüver. Es kosten also 200 Pfund beste und zweyte Sorte 30 Thaler, 100 Pfund Staubblumen oder schlechte 7 Thaler 33 Stüver; davon wird der Zehnte für die Compagnie abgezogen, also etwa 3 Thaler, 36 Stüver. Die Holländer bezahlen also in allem noch keine $5\frac{1}{2}$ Stüver leicht Geld fürs Pfund durch einander, bey dem Empfange, an die Perkeniers; und so ist es auch mit den Muskatennüssen; sie geben für 10 Pfund Nüsse so viel als für ein Pfund Blumen, und also für 1000 Pfund Nüsse in fünfmal gewogen jedesmal 200 Pfund, es mögen nun fette, mittelmässige oder magerere seyn, 15 Thaler 18 Stüver, und für die schlechten und zerbrochenen in Stücken 7 Thaler 33 Stüver; also kosten 2000 Pfund fette, mittelmässige und magerere Nüsse 30 Thaler, 1000 Pfund schlechtere 7 Thaler 33 Stüver, davon den Zehnten für die Compagnie abgezogen, 3 Thaler 36 Stüver. Die holländische Compagnie zahlet also, und berechnet an die Besitzer der

Perken, ohngefähr für 2 Pfund, einen leichten Stüver.

Sonst empfängt die ostindische Compagnie noch als Landesherr von Allem den Zehnten, sowohl von allen Gewächsen der Muskatens, als auch bey jedem Verkauf der unbeweglichen Güter, welches bey Veräußerung der Perken eine beträchtliche Revenue ausmacht.

Das Gouvernement oder die Landvogtey Amboina liegt zwischen dem dritten und vierten Grad Süder Breite und auf 125 Grad Länge von den Kanarischen Inseln zu rechnen. Es gehören dazu elf Inseln, nämlich: Amboina, Boang - Besi oder Oma, Honimoa oder Liafe, Noessa Lavet, Ceram Lavet, Ceram, Ronoa, Kelang, Manipa, Amblaw, Boero.

Von diesen elf Inseln ist Ceram die größte, hiernächst Boero, dann folgt Amboina, wo das ansehnlichste Hauptcomtoir ist. Diese Insel Amboina wird natürlich in zwey Theile getheilet, wovon der Nordertheil oder die Küste Aitoe wohl der größte, aber der von Leytimoe, in Südosten gelegen, der vorzüglichste ist, weil die Stadt Ambon, und die stärkste Festung Victoria darauf liegt, und deswegen der Gouverneur darauf residirt. Auf der Nordseite liegt eine kleine Forteresse, Leyden genannt, die 1656 gebauet worden, wo ein Sergeant mit 20 Mann zur Besatzung liegen, die aber unter dem Residenten von Aitoe stehen. Hier ohngefähr haben die Holländer zuerst geankert. Dieses Comtoir ist schon 1637 errichtet und eine Festung, Amsterdam genannt, darauf angelegt wor-

worden. Es ist hier ein Kaufmann als Oberhaupt; er hat einen Schreiber oder Assistenten, einen Chirurgus, einen Sergeant und 40 Gemeine, wie auch einen Konstabler und 40 Einländer, die auf seinem grossen Fahrzeuge, Orang Bai genannt, rudern müssen. Uebrigens ist das Fort mit 16 Kanonen besetzt. Die Pflicht des Residenten besteht darinnen, die Nelken zu empfangen und dafür zu sorgen, dass keine, ausser an die Compagnie, verkauft werden. Auf der Westseite sind verschiedene kleine Corporalsposten; zu Laricke und Aaroekke sind kleine Steinfestungen, und eben so besetzt, wie auf den vorerwähnten Posten, nur dass die Residenten Unterkaufleute sind; sie stehen aber doch unmittelbar unter dem Gouvernement.

An der Ostseite liegen wiederum viele kleine Posten und bey Pagula eine von Steinen erbaute Forteresse, worin auch 20 Mann unter einem Sergeanten liegen, der die Aufsicht über des Gouverneurs Fische-reyen und Jagden hat. Sie ist ohngefähr 2 Meilen von der Stadt Ambon entfernt.

Leytimoe liegt im Südosten, hat eine Menge Dörfer und pranget mit der schönen Festung Victoria. Die dabey liegende fürtreffliche Stadt Ambon hat ohngefähr eine grosse Meile in ihrem Umfange und tausend Häuser ohne die öffentlichen Gebäude, wozu das Kastell Victoria, die malayische und holländische Kirche, die Hospitäler, der Markt, und das Gouverneurhaus, gerechnet werden. Victoria ist 1605 den Portugiesen abgenommen und nachher im-

merfort stärker gemacht worden. Die Festung hat auf allen Bastionen 8 bis 10 Pfünder; es sind drey Kirchen, eine malayische und zwey holländische darin, die gemeiniglich durch zwey oder drey reformirte Prediger bedient werden. Ueberhaupt sind die eigentlichen Einwohner auf dieser ganzen Insel lauter Christen; ausgenommen auf der Rothenburg, wo Mohren und Malayen wohnen. Es finden sich auch viele Chineser da ein, die aber keine Kirche haben.

Ob zwar das ganze Land gleichsam mit hohen Bergen bedeckt ist, so sind doch die Thäler sehr angenehm und die Luft sehr gesund. Man hat da Ueberflufs an Lebensmitteln, und von Schatzungen, Accise und dergleichen Abgaben weifs man in Ansehung der Europäer nichts, ausser, daß von dem Getränke, Wein und Brantewein, eine Abgabe von sechs Procent an den Pächter, der die Herberge hält, bezahlt werden muß.

So wie in allen Gegenden Afiens die Jahreszeiten in die nasse und trockene eingetheilet werden, so geschieht es auch hier; die nasse oder Regenzeit fangt mit dem May an, und dauert bis Ende Septembers. Der October und April sind die Wechselmonate, da es bald regnet, bald gut Wetter ist, und die trockne Zeit währet vom November bis Ende des März. Die Regenzeit ist für die Menschen sowohl, als für die Nelkenbäume und andere Gewächse höchst nothwendig. In den trockenen Monaten aber ist die Hitze starker und die Erschütterungen sind häufig. Bisweilen verdorren, bey der starken Hitze, die grössten Nelken-

Nelkenbäume; denn diese müssen viele Feuchtigkeit haben, und alsdenn hat man da auch schwere Gewitter.

Es ist hier und auf B a n d a etwas sehr Merkwürdiges, daß des Nachts das Wasser ganz weiß, und die ganze See wie Milch aussiehet; welche Erscheinung sich besonders in den Monaten Junius und August ereignet. Es ist alsdenn für die kleinen Fahrzeuge gefährlich, die den heftigen Bewegungen der See nicht so wie große Schiffe ausweichen können. Auch werden die Schiffe in diesem Wasser sehr bald von den Würmern angefressen.

Die Einwohner sind, wie die mehrsten Asiaten, sehr träge. Die Weiber müssen Alles verrichten und die Männer thun nichts, als jagen und fischen; auch müssen die Frauen Alles pflanzen und einärndten, ausser in der Nelkenärndte, da jeder mit zulangen muß. Das Erdreich ist überaus fruchtbar und bringet Alles hervor, was nur hinein geworfen wird, vornehmlich würde der Wein sehr gut darin fortkommen; allein die Compagnie hat den Anbau verboten, um dem Weinhandel vom Vorgebirge der guten Hoffnung her, keinen Schaden zu thun. Die Einwohner sind sehr wankelmüthig und zur Verrätherey geneigt, wovon viele Exempel vorhanden; aber sie sind jetzt so gebunden und werden so arm, daß ihnen alle Lust zur Verrätherey oder zur Empörung vergehet. Sie müssen für die Compagnie arbeiten; dafür bekommen sie täglich einen Stüber und zwey Pfund Reiss, und bey der Festung drey Stüber und zwey Pfund Reiss.

Die aber in den Holzungen das fürtreffliche Amboinsche Holz, das an Feinheit und Güte das Mahagoniholz übertrifft, hauen, kriegen vier Reichsthaler monatlich zu ihrer eignen Kost. Es gab schon manchen geschickten Tischler und Drechsler hier. Die Prediger müssen einige junge Leute unterrichten, daß sie zum Schulwesen tüchtig werden; diese sind aber lauter solche, die schön im Holze arbeiten können, und sie müssen in den Schuljahren die prächtigsten Meublen für ihre Lehrmeister, auch für die Gouverneurs und andere Herren verfertigen, wofür sie keinen andern Lohn bekommen, als die Hoffnung, dermaleinst eine kleine Schulmeisterstelle auf dem Lande zu erhalten.

Die mehrste Kost ist, eben so wie auf Banda, Sago, und auch so zugerichtet, obgleich auch hier viel Reiss und Brod von Suratschem, Bengalschem und Kapschem Weitzen verbraucht wird. Die Einwohner machen sehr schöne Fahrzeuge, und besonders eine ihnen ganz eigne Art, die sie Cora Cora nennen, welches Wasser-Schildpat bedeutet, weil sie sehr trag im Fortgange sind. Man hat sie von 80 bis 100 Fufs lang und 12 bis 16 Fufs breit. In der Mitte ist ein grosses Zimmer, auch wohl in zwey oder drey Kammern abgetheilt. Bey stillem Wasser sind diese Fahrzeuge sehr angenehm und bey gutem Winde führen sie auch ein Seegel, aber bey starkem Winde taugen sie gar nicht. Die grössten haben bis 80 Ruderknechte, die aber nicht rudern, sondern mit breiten Schaufeln sich fortarbeiten, auch nicht alle unten herum sitzen, sondern an der Seite werden Ruderbänke ausgebaut, darauf führen

ren sie kleine Gewehre und einige kleine Drehbassen.

Der Gouverneur ist verpflichtet, alle Jahr im October, das ist, in der stillen Jahreszeit, einen Zug, Hongizug genannt, mit einer Flotte von 70 bis 80 solcher Cora Coras rund um die Insel Ceram zu machen, sowohl um die Schleichhandler zu verjagen, als auch um die jungen Nelken- und Muskatbäume auszurotten. Alle dazu erforderlichen Leute müssen dabey Frohndienste thun und kriegen nichts, als Jeder den nöthigen Reifs und auf jedes Fahrzeug acht Kannen Arak täglich. Der Landvogt hat alsdenn, aufser seiner Leibwache, noch 50 bis 60 Soldaten, die ein Fähndrich commandirt, bey sich. Zu der allgemeinen Mannschaft muss von allen eilf Inseln geliefert werden, und das ganze Corps bestehet gemeiniglich in 6000 Mann und einigen darüber, worunter die Natos oder schwarzen Soldaten mitgerechnet sind, die mit ihren Waffen und in ihren Exercitien so gut zu gebrauchen sind, als die Europäer.

Wenn die Reise vollendet, und alle Großen auf Ceram entweder belohnt oder gestraft, und die Gewürzbäume vertilget sind, so wird ein großes Fest zwey Tage lang, am ersten für die christlichen Orang Kajas oder Großen, und am zweyten für die Mohren und Dorfbregenten gegeben. Die Hauptabsicht aber dabey ist, dass, wenn diese von Branntwein betrunken sind, alle geheimen Rathschläge und Verräthereyen der Eingebornen leicht entdeckt werden. Diese beyden Mahlzeiten kosten der Compagnie gewiss über

über 2000 Thaler. Der Gouverneur empfängt allein 500 Thaler, ohne Wein und alles, was er nur aus den Packhäusern dazu bedarf.

Es sind auf dieser Insel viele Chineser, die 1625 zuerst hereingezogen sind, um das Land zu bebauen; denn diese fleissigen und willigen Leute haben alle Gärten da angelegt, woraus der Amboiner sich nichts macht. Sie hatten damals die grössten Waarenlager, alle Pachten, als: vom Arak, vom Vieh, von den Fischereyen u. s. w., die Ziegel- und Kalkbrennereyen, grosse Fahrzeuge, damit nach Batavia zu fahren, und die Arakbrennereyen. Jeder Chineser, gross oder klein, muss an die Compagnie 36 Stüver monatlich Kopfgeld bezahlen. Sie stehen sonst unter ihrem eignen Capitain, der von der Compagnie aus den Reichsten gewählet wird, und diesem Gewählten kostet die Ehre gewiss 20,000 Reichsthaler, welches eine schöne Einkunft für den Gouverneur ist, den es trifft, eben bey Sterbefällen da zu seyn; wiewohl auch diess nicht einmal nöthig ist. Denn jeder Landvogt oder Gouverneur weiss leicht dem Capitain etwas aufzubürden, darauf die Absetzung folgen würde, wenn er sich nicht verstände, die 20,000 Reichsthaler auch an ihn zu bezahlen. Daher muss der Chinesische Capitain bey jedem neuen Gouverneur mit dieser Summe fertig stehen. Er hat also wohl Ursache, seinen Gott zu bitten, denjenigen, den er einmal bezahlt hat, lange leben, oder als Landvogt da zu lassen. Die Chinesen haben sich so stark vermehrt, dass es von Batavia verboten worden ist, mehrere einzunehmen, und

und sie waren schon so bereichert, daß die erwähnte hohe Regierung zu Batavia ihnen verbot, mehrere Waarenlager anzulegen, und daß diejenigen, die nicht bloß von dem Landbau sich ernähren wollten, nach vorher bezahlten Zehnten wegziehen sollten.

Ungefähr gegen 1000 Diener der Compagnie werden hier gezählt, wovon der Gouverneur der Vornehmste ist. Er hat, wie der auf Banda, einen zugefügten Rath, der aber eben so wenig zu bedeuten hat; denn er kann die Europäer, von den Größten bis auf den Kleinsten quälen, und den Einländern in ihre Börsen greifen wie er will. Er kann Alles gut machen; denn gemeiniglich ist der Generalgouverneur, oder Edler Herr aus Batavia, sein Vetter oder Schwager, und wer da Klagen anbrächte, dem würde es schlecht ergehen. Daher muß Jeder nur Ja oder Nein schießen, wie der Wille des Gouverneurs es fordert; die Compagnie mag dabey verlieren oder gewinnen, darauf wird nicht gerechnet.

Die Vortheile der Gouverneurs sind sehr groß, mancher kann jährlich reine 60,000 Reichsthaler gewinnen. Auf den Gouverneur folgt der Oberkaufmann und dann die andern Bedienten im Range. Das Militair hat einen Capitain, und die Seefahrenden einen Schiffer zum Commendanten. Es sind zwey Oberchirurgi da, ferner Handwerker und Freyleute, die außer dem Dienste der Compagnie sich ernähren. Die Zahl der Eingebornen und Slaven wird ungefähr gegen 20,000 seyn.

Zweytens, die Infel Oma liegt 2 Meilen östlich von Amboina. Es sind verschiedene Dörfer darauf, die vor diesem alle ihre eigenen Regenten hatten, nun aber insgesammt unter der Bothmäßigkeit der Compagnie stehen. Alle Einwohner, sowohl hier, als auf allen andern Inseln, müssen Frohndienste thun, und so bald sie angeschrieben werden, bey schwerer Strafe des Wegbleibens, erscheinen. Die Compagnie läßt jährlich genaue Seelenlisten machen, um allezeit zu wissen, wie viele sie gebrauchen könne. Die erste Festung ward schon 1627 auf der Südwest - Ecke angelegt, aber 1656 wieder abgebrochen; an der andern Ecke in Nord - Nordwesten ist auch eine Festung, genannt Hoorn, 1655 gebauet, wo noch ein Sergeant und 20 Mann liegen, um die herumwohnenden Mohren im Zügel zu halten. Doch in Westen von dieser Infel liegt die beste Festung, Seelandia, die auch 1655 gebauet und von einem Sergeant mit 25 Mann bewacht wird. Diese alle aber stehen unter dem Unterkaufmann, der als Resident seinen Sitz da hat. Er hat dasselbe Ansehen und gleiche Vorthelle, nach Verhältniß mit dem auf Aitoe, weil er ein Kaufmann im Range ist. Es ist ein fürtreffliches Nelken Comtoir da, welches viele Vorthelle bringt. Man zählt hier gegen 5000 Seelen, worunter beynahe 2000 wehrbare Männer sind.

Drittens die Infel Honimoa liegt 5 Meilen von der Amboinischen Ost - Ecke, ist ohngefähr drey Meilen lang und von verschiedener Breite. Am Strande Aatuw war vor diesem eine Festung, das Haus zu Velsen

sen genannt, itzt aber ist nur eine Umfassung von Palisaden da, worin ein Corporal mit vier Mann liegt, dem der Befehl über alle die Einlander hier anvertrauet ist. Auf der Westseite dieser Insel liegt die feste Schanze Delft, die 1655 erbauet ist, und wo jetzt ein Sergeant mit einigen Soldaten liegt und sechs Kanonen hat. In der Festung Duurstede, bey dem Dorfe Saporoe, wohnet der Resident, der ein Kaufmann ist, und dieselben Einkünfte und wohl noch grössere hat, als der von Aitoe. Dieser Ort ist mit Geschütz sehr wohl versehen und ein Sergeant mit 40 Mann liegen zur Wache darin. Der Resident muß gleichfalls auf die Schleichhändler Acht geben und die Einsammlung der Nelken besorgen. Dieser sowohl als alle andere große Bediente gewinnen sehr viel durch den Vorschuss gegen Interessen auf die nächste Nelkenlieferung. Gemeiniglich werden auf dieser Insel 11,400 Seelen, worunter 3500 wehrhafte Männer sich befinden, gezählet, und sie ist sehr Nelkenreich.

Viertens Nuffa Laut, oder Noeffa Lavet, stehet unter dem vorerwähnten Residenten, ist $1\frac{1}{2}$ Meilen lang und 2 Meilen breit, und nur mit einer kleinen Festung versehen, wo ein Sergeant mit 20 Soldaten wachen und unter einem Unterkaufmann oder Buchhalter stehen, der wieder Rechenschaft an den Kaufmann auf Honimoa geben muß. Man gräbt hier Kupferstein und Marcaffit; es giebt auch viele Nelken hier. Die Zahl der Menschen ist 4500, davon 1200 wehrbar sind. Ehe sie unter die Herrschaft der Hollander kamen, waren sie
 lauter

lauter Seeräuber und Menschenfresser. Jetzt sind die eigentlichen Einwohner, so wie auf allen diesen Inseln, mehrentheils Christen, aber solche, die weiter nichts als Paba cami, Unser Vater, und bella pertjacje, den Glauben, zur Noth auswendig wissen, und deswegen auch nur Reifs-Christen genannt werden. Noch in diesem Saeculo ist so ein Christ, Jan Willelms genannt, zu 500 Thaler Strafe verdammt worden, weil er von einem gehängten sehr fetten Slaven, den einen Arm bey Nachtzeit abgehauen, sich gebraten und verzehret hatte. Bey der Untersuchung durfte er nicht sagen, daß er sich etwas zu Gute hätte thun wollen, weil sich diess gar nicht für einen Christen schickt, sondern er gab vor, es wäre auf Befehl geschehen, und darum mußte er seinen Braten so theuer bezahlen.

Fünftens Ceram Laut oder Lavet ist zwey Meilen lang und eine breit. Es ist außer etwas Brunnenwasser kein frisches da. 1633 ist die Insel von der Compagnie eingenommen, alle Nuss- und Nelkenbäume sind ausgerottet und alle Einwohner daraus verjagt worden, und sie darf auch noch nicht bewohnet werden.

Sechstens Ceram, die größte von allen Amboinischen Inseln, zwey Meilen nordwärts von Amboina, wird in Groß- und Klein-Ceram eingetheilt. Der kleine Theil erstreckt sich von Osten nach Westen auf 60 Meilen und beynahe auf 15 Meilen von Norden nach Süden. In den ersten Jahren, als die Compagnie Fuß faßte, wurde an der Nordseite eine hölzerne Loge

Loge aufgerichtet, worin sie einen alten Corporal mit zwey gleichen Soldaten legte, die den Schleichhandel mit Nelken verhindern mußten. Natürlicher Weise wurden diese drey Leute ermordet, welches das Signal zur völligen Eroberung, Ausrottung und Vertilgung der Einwohner war, so daß von tausend Seelen wenig übrig blieben. Zwey und eine halbe Meile von diesem Platze liegt das schöne Dorf Cambello, an dem Strande Sebekiri, wo 1646 die starke Festung Hardenberg errichtet wurde. Das Land ist Volk- und Nelkenreich und die Einwohner rühmen sich, die ersten Mutternelken aus den Moluckischen Inseln herüber gebracht und gepflanzt zu haben; welches ohngefahr 60 Jahr vor der Ankunft der Portugiesen gewesen seyn mag.

Von den ersten Zeiten an, hatten diese Insulaner einen Haß auf die Niederländer geworfen, weil sie alle Nelken ausrotteten und sie nicht haben wollten; daher der Einländer ganzes Bestehen aufhörte. Sie rieben also aus Rache viele Holländer auf alle Weise auf. Aber der General de Flaming verstand es besser; er rottete Menschen und Bäume aus, und dadurch kamen die Holländer zum ruhigen Besitz und ließen Niemanden da wohnen, der ihnen nicht ergeben war. Zwischen diesem Cambello und dem schönen Dorfe Erang ist noch eine kleine Schanze Tute Mulo, oder Halts Maul genannt, in deren Gegend noch immer so viele Nelken und Nüsse wachsen, daß von Zeit zu Zeit noch Hunderte von Am-

boinern und Holländern ausgeschickt werden, dieselben zu vertilgen.

Als der Cerammer Nahrung mit den Nelken aufhörte, so wurden sie Seerauber, und thaten vielen Schaden, aber oben erwähnter von Flammig verfolgte sie allenthalben, machte Alles zur Wüste und entvölkerte Alles, wo er hinkam. Mitten im Lande wohnen doch noch wilde Menschen, Alfureesen genannt, die noch bisweilen Unfug machen.

In dem Districte Loehoe ist eine holländische Festung Overburg, wo vor diesem ein Oberkaufmann als Präsident sich aufhielt. Da das ganze Land aber verwüstet und von Menschen entblöst ist, liegt seit 1656 ein Sergeant mit 20 Mann daselbst, um auf die fremden Nationen, weil die Engländer sich auch hier einstellen, ein wachames Auge zu haben, und auch um die noch übrigen Nelkenbaume auszurotten. Es ist hier ein Aufseher über den großen Sagobusch, welcher der Compagnie als Ueberwinderin zum Eigenthum gehört, und welcher aller drey Jahre an einen Freybürger von Ambon verpachtet wird. Dieser Aufseher und der Sergeant stehen unter dem Residenten auf Aitoe. Obgleich das kleine Ceram der erste Nelkenplatz für die Holländer gewesen ist, so werden sie jetzt doch allenthalben dort vernichtet. Allein so viele Mühe jährlich darauf gewandt wird, durch Ausrottung die Nelken völlig zu vertilgen, so scheint doch die Unmöglichkeit davon sich immer mehr zu zeigen.

Groß-Ceram wird in die Nord- und Südküste eingetheilt, ist von Osten nach Westen 50 Meilen lang, und 14 Meilen von Norden nach Süden breit. Die Nordküste ist durch viele Ströme und Dörfer abgetheilt, und in dem Gebürge halten sich noch viele Alfureesen auf. Hartuwe und Liffabetta sind die Hauptdörfer an dieser Küste, mit welchen noch das Dorf Rakakit im gleichen Range steht. Diese drey Dörfer stehen in besonderer Verbindung mit der Compagnie, um keine Nelken aufkommen zu lassen; doch sind hier keine Logen, noch Besatzungen, weil das Volk mehrentheils aus Raubern zu Lande und zu Wasser besteht. Die Südküste ist größer und dabey liegt die Insel Keffing, die 1659 von den Niederländern eingenommen und verwüstet worden ist. Von hieraus wird noch immer ein starker Schleichhandel getrieben, obgleich die itzigen Bewohner unter der Compagnie stehen. Wenn sie aber nur einigermaßen können, verkaufen sie ihre Gewürze unter dem Namen von Maffoy, welches der Bast eines Baumes ist, der von den Asiaten stark zur Medicin gebraucht wird, an Fremde, und die Holländische Compagnie sehen sie für ihren größten Feind an, der ihnen die Kehle zuschnürt, weil sie ihre eigene Producte nicht verkaufen, und allein von der Seefahrt leben sollen.

In den unzugänglichen Gebürgen sind noch viele Gewürzbaume, die bis auf diese Zeit nicht haben vertilget werden können, weil die Bergeinwohner davon nichts wissen wollen, sondern dieselben heimlich an die Macassarer und Javaner verhandeln. Auf dieser

Insel ist gleichwohl die Herrschaft der Hollander nicht so ausgedehnt, als auf den andern, weil die vielen Gebürge sichere Zuflucht für die Flüchtigen sind, und wenn sie gleich am Strande Alles verwüsten, so dürfen sie sich doch nicht weiter hinauf wagen. Deswegen geschieht eigentlich der oben erwähnte Hongizug jährlich, und es müssen auch beständig kleine bewaffnete Fahrzeuge rund herum um die Insel kreuzen, um allen Schleichhandel zu verhüten; doch alles dieses ist ohne hinreichende Wirkung. In den Dörfern, die der Compagnie zum Scheine gehorchen, zählt man auf Groß-Ceram ungefähr 15,000 und darunter gegen 5000 wehrbare Menschen. Auf Klein-Ceram ist die Anzahl sehr geringe, weil dort alle Einwohner aus den Dörfern weggejagt sind, und keine da gelitten werden, als mit eigentlicher Erlaubnis. Von dieser Insel geschieht gleichwohl den Niederländern in Ansehung des Alleinhandels der Gewürze in Indien großer Schaden. Es sind auch viele Christen hier, aber von der Art, wie ich sie oben beschrieben habe; die meisten Einwohner sind Mahomedaner und in den Gebürgen Heiden, nämlich die schon vorher genannten Alfureesen.

Siebentens, die Insel Bonoa liegt im Westen von Ceram zwey Meilen, ist fast rund, 3 Meilen breit, und auch so lang. Es dürfen hier gar keine Gewürze wachsen, sondern die itzigen Einwohner müssen sich vom Landbau und von Fischen ernähren; daher sie auch sehr arm sind. In vorigen Zeiten war es hier sehr volkreich; aber die Compagnie ließ die meisten Menschen

schen

schen auffangen und wegbringen; die übrigen, die nicht entwichen oder umgebracht wurden, mußten sich nach der Insel Manipa unter das Geschütz der Festung Waantrouw zur Wehr begeben. Die nach den Gebürgen geflüchtet waren, kamen einige Zeit darauf wieder, baten um Vergebung, mußten sich taufen lassen, und erhielten die Freyheit, auf dieser Insel zu wohnen und sich armselig zu ernähren. Es werden ungefähr 1000 Menschen, worunter 300 wehrbare sind, gezählet.

Achtens, die Insel Kelang liegt gleichfalls zwey Meilen westwärts von Klein-Ceram, dazwischen die kleine unbewohnte Ferkelinsel, Pulo Pabi, liegt, ist $1\frac{1}{2}$ Meilen lang, und zwey grose Meilen breit. Alle Gewürze sind auch hier ausgerottet, die alten Einwohner verjagt, verbannt und nach der Insel Manipa vertrieben, die itzigen müssen sich eben so schlecht, als auf Bonoa behelfen, und die Compagnie hat hier auch nur, wie dort, einen Flaggestock und einen Wächter dabey, zum Zeichen ihres Eigenthums. Es sind keine 500 Seelen, und darunter keine 100 wehrbaren Männer, darauf.

Neuntens, Manipa, liegt fünf Meilen westwärts von Ceram, ist $3\frac{1}{4}$ Meilen lang und $1\frac{1}{2}$ Meilen breit. Eben so, wie auf den beyden vorher erwähnten Inseln, hat die Compagnie auch mit dieser gehandelt, mehrentheils alle Einwohner vertrieben, und die da bleiben wollten, angewiesen, sich an der Seite zum Wohnen zu begeben, wo die Festung Waantrouw aufgebauet ist, damit sie durch das Geschütz allezeit

im Zaume gehalten werden können. Auf dieser Festung liegt ein Sergeant mit 20 Soldaten und mit der nöthigen Ammunition versehen, und steht dort unter dem Residenten, der ein Unterkaufmann ist. Dieser dienet lange so gut nicht, wie die andern, weil hier wenige Nelken eingesammelt werden. Gegenwärtig sind keine 800 Menschen da, und keine 100 wehrbar. Diese Insel liegt sehr angenehm; aber da die Bäume verwüftet sind, so ist aller Reiz dahin. So auch

Zehntens die Insel Amblaw, die zwey Meilen von Boero liegt, ist ovalrund, $1\frac{1}{2}$ Meilen lang und eine Meile von Osten nach Westen breit. Sie war in alten Zeiten sehr volkreich, und hat den Holländern viel zu schaffen gemacht. Die Einwohner nahmen die aufgeworfenen Festungen öfters ein, und ermordeten Alles; aber zuletzt mußten sie doch unterliegen, und da wurden sie auch alle verjagt und aus dem Wege geraumt. Die Compagnie läßt nun nur zu gewissen Zeiten einen Corporal mit 4 Mann Wache da halten. Seit der Ausrottung der Nelken ist das jetzt daselbst wohnbare Volk das armseligste, und muß sich bloß von Sago ernähren. Es sind ungefähr 200 Menschen und nur gegen 60 wehrbare da. Aber

Elftens die Insel Boero, die 14 Meilen von Amboina liegt, ist 18 Meilen lang und 13 breit. Es ist hier eine mit Pallisaden umfasste Schanze, Defentic genannt, worin ein Buchhalter als Resident, mit einem Sergeanten und 30 Mann liegen. Es werden auch hier gar keine Nelken geduldet, folglich auch nicht eingesammelt. Der Resident muß also sein Einkommen

kommen von dem schönen Holze, vom Reiss und dem kleinen Handel, worunter noch wohl einige Nelken mit unterlaufen, sich verschaffen. Sie dienen sich daher gut, und da es zugleich sehr gesund und ihr Aufenthalt angenehm ist, so gehen sie selten, ohne höhere Beförderung, von diesem Dienste ab. Es mögen etwa 6000 Menschen und darunter 2000 wehrbar seyn; viele sind Christen, noch mehrere Mahomedaner und die andern Heiden.

So wie auf Banda die holländisch - ostindische Compagnie sich allein die Einsammlung der Muskatnüsse und Blumen vorbehält und allein zueignet, so ist auf den Amboinischen Inseln die Einsammlung und der Handel der Gewürznelken ganz einzig und allein der Compagnie zugehörig. Kein Mensch darf sich bey Lebensstrafe unterstehen, ein Loth Nüsse oder Blumen von Banda, noch von diesen Inseln ein Loth Nelken an Jemand anders als an die Compagnie zu verkaufen; und das Harteste ist, daß der Preis in Europa auch hier zum Verkaufspreis aus den Compagniepackhäusern gesetzt ist; ich muß also auf Banda und Amboina so viel als in Amsterdam für die Gewürze, wenn ich sie nothwendig brauche, bezahlen. Allein ob der Lieferer oder Eigener sie gleich nicht verkauft, so kann er doch etwas davon in der Stille verschenken, und daher bringt der Gewürzverkauf der Compagnie allhier wenig ein.

Der Nelkenbaum ist das Vornehmste in diesem Gouvernement. Er ist schön, ansehnlich und wohlriechend; etwa so groß, als einer von unsern größten

Birnbäumen, oben spitzig und gerade von Stamm; wenn er aber 5 oder 6 Fuß hoch ist, so breitet er sich in dicken und dünnen Zweigen weit aus. Der Bast an den Bäumen ist nicht dick, sondern dünne und glatt, und an dem Holze fest. Die Blätter stehen eins gegen das andere über, sind eine Handbreit lang und zwey Finger breit, oben spitzig, in der Mitte mit einer Rippe versehen, nebst vielen Queerribben; jung sind sie hellgrün und weich; wenn sie aber alt werden, sind sie ganz dunkelgrün, steif und trocken, und zwischen den Fingern gerieben, geben sie einen starken Nelkengeruch.

Wenn der Baum neun Jahr alt und wohl gewartet ist, so fängt er an zu tragen. Gemeiniglich sieht man in der Regenzeit die Früchte in länglichten dunkelgrünen Knospen hervorkommen, die vorne ein wenig breit sind, und woran man die Nelken schon erkennen kann, die sich im August und September vervollkommen und wie ein kleiner hellgrüner Nagel mit einer viereckigen Blume zeigen. Diese Nelke wird mit der Zeit erst gelb, hernach roth, wenn sie von dem männlichen Geschlechte ist; die von dem weiblichen werden nur oben an der Blume oder Krone etwas roth; dann sind sie reif und können gebraucht werden. Wenn die Nelke nur eben roth geworden ist, und die Blume abgeworfen hat, so muß sie eingesammelt werden; denn sitzt sie noch einige Zeit, so fängt sie an zu schwellen, und dann wird die eigentliche Mutternelke daraus, die wohl zu Confitüren und zum Verpflanzen gut, aber zum Gewürz unbrauch-

brauchbar ist. Sie wachsen an einem kleinen Stiele, drey und mehr bey einander, und es sind verschiedene an allen Seiten auslaufende Büsche an einem Zweige.

Man hat verschiedene Arten von diesem Gewürze, als erstlich die gemeine Sorte, die, wenn sie reif ist, sich ganz roth zeigt; zweytens, diejenige, die blutrothe Früchte giebt; drittens, diejenige, die man das Weibchen nennt. Die Früchte davon sind gröfser und beym Reifwerden zeigen sie wenig Röthe und bleiben bleich. Viertens, die Königsnelke. Sie ist wohl ein wenig verändert; von Form kürzer und gedrungner, aber die Bäume sind wie die andern; an Geschmack und Kraft sind sie im Mindesten nicht verschieden, darum auch kein anderer Preis darauf gesetzt ist. Fünftens, die Reifsnelken. Sie sind viel kleiner als die gemeine Sorte, haben aber dieselbe Gestalt und eben den Geschmack; man findet sie sehr selten. Sechstens, die wilden Nelken; sie haben einen viel höhern Stamm, sind bleicher, gröfser und dicker von Blatt und Frucht, sonst haben sie viel ähnliches, aber das Gewürzhafte fehlet, und sie sind zu nichts als zum Betrüge nütze, um den Unkundigen damit zu hintergehen. Diese finden sich an vielen Oertern, als auf Madagascar, Ceylon und der malabarischen Küste.

Die Bäume tragen jährlich nicht gleich viel, daher hat man grofse und kleine Aerndten, und es dauert wohl drey bis vier Jahre, ehe eine recht grofse Einsammlung geschiehet. Dann werden bey 6000 Baha-

ras eingenommen oder 3300000 Pfund. Die andern, die das Schneidergewachse betitelt werden, geben nur höchstens 2500 Baharas. Dieser groſse Unterschied rühret von den ſchweren Winden und Regen her, die die kleinen zarten Nelken abwehen und verzehren. Wenn die Zeit der Nelkenärndte kömmt, ſo wird es unter den Bäumen ganz rein gemacht, um die abfallenden und gepflückten Früchte beſſer ſehen und einfammeln zu können; denn einige werden mit den Händen, andere aber mit langen Haken herabgezogen.

Von den eingefammelten werden einige in heiſſes Waſſer getaucht, alſdann wieder auf einer kleinen Decke über einem ſchwachen Feuer getrocknet. Andere werden gerauchert, biſ ſie recht trocken ſind; und noch andere werden durch die Sonnenhitze getrocknet; welches die beſte Behandlung iſt. Wenn die Nelken ſo trocken ſind, daſs man das kleine Knöpfchen beynahe abknippen kann, ſo ſind ſie gut, zur Waage gebracht zu werden; doch gar zu trocken müſſen ſie auch nicht ſeyn, weil ſonſt alles Oehl heraus iſt.

Die rechte Einfammlung iſt im October, und dauert biſ zum December. Es muſs genau auf die rechte Zeit Acht gegeben werden; denn verſaumet man nur wenige Tage, ſo werden es lauter Mutternelken, welche zum Gewürze und zum Empfange bey der Compagnie untüchtig ſind. Das Letztere iſt für die Einwohner betrübt; denn ſie haben immer ſchon das ganze Jahr Vorſchuſs von dem Reſidenten, gegen hohe Inter-

Interessen, auf das kommende Gewächs aufgenommen. Wenn die Nelke recht trocken geworden, so wird sie bey der Compagnie zur Waagschaale gebracht, das heisst, jeder District bringt sie zu seinem Residenten. Eine Bahara von 550 Pfund wird von der Compagnie mit 56 Reichsthalern bezahlt, wovon der Eigener aber nur 50 erhält, die übrigen sechs werden unter den Königen, Großen und Dorfvoigten getheilt. Es kostet also das Pfund der Compagnie noch keine fünf leichte Stüver.

Jedes Oberhaupt auf einem Comtoir hat beym Einwägen aus jedem Sack ein Pfund und beym Auswägen ein halb Pfund, dafür aber muß er an die Schiffsobrigkeit ein halb Procent vergüten. Bey der Waage wird bisweilen sehr reichlich eingewogen; denn außer, daß die Compagnie ein Procent Ausschlag oder Uebergewicht hat, so wissen die Committirten beym Wägen es so einzurichten, daß für sie auch noch ein großer Ueberschuß ist, welches sie dann unter sich theilen.

Die Amboiner und die Einwohner der andern Inseln haben gar keinen Nutzen weiter, als daß sie die Nelken verkaufen. Oehl dürfen sie nicht daraus brennen, und bey der schwersten Strafe, als Staupenschlag und Brandmarken, dürfen weder Holländer noch Schwarze damit handeln. Die mindeste Strafe ist, daß sie mit einigen Nelken unter dem Arm, mit einem Briefe auf der Brust, darauf *Nagel Sluyker*, oder *Schleichhandler in Nelken*, geschrieben, an einen Pfahl gestellet werden; und wenn sie so

so einige Tage am Pranger gestanden haben, so werden sie in Ketten geschlossen und nach der Bandaïschen Insel Rosingyn verbannet. Die Compagnie hat also bey guten Gewächsen für 6000 Bahara, 336,000 Reichsthaler und bey schlechtern 140,000 Reichsthaler zu bezahlen. Anfänglich mußte sie 60 Piafter für den Bahara entrichten, weil die Engländer damals noch dort Handlung hatten, welche 100 bis 120 Piafter dafür erlegten. Im Jahr 1640 ist die groſse Quantität von 1400 Baharas verschickt worden.

Es ist anzumerken, wie schon gemeldet, daß die Nelken hier eigentlich nicht ursprünglich, sondern aus den andern moluckischen Inseln herüber gebracht sind, und daß sie nunmehr auf den letztgenannten Inseln, als dem Mutterlande, gar nicht geduldet, sondern alle ausgerottet werden müssen; zufolge des Tractats mit dem Könige der Moluccos 1652, auf Batavia geschlossen. Dieser Contract hat zur Aufschrift: „Artikel und Bedingungen zwischen dem Großmächtigsten Mandarsjah, König der Ternaten, für ihn, seine Unterthanen und Nachkommen, zu einer, und dem Edlen Herrn Karl Reinerzoon, Gouverneur, General und dem Rathe von Indien, im Namen und von wegen der Generalcompagnie, für ihn und seine Nachfolger zur andern Seite, wie sie accordirt, vortragen und überein gekommen sind, den 31. Januar 1652.“

Darinnen ist festgesetzt, daß fortan kein königlicher Statthalter auf Amboina seyn soll, sondern daß der Niederländische Gouverneur mit dieser Würde beklei-

bekleidet wird, auch daß alle Gewürzbaume in den Moluckischen Inseln, wo man sie nur findet, umgehauen, zernichtet, und niemalen wieder angepflanzt werden sollen; dafür hat der König 12000 schlechte Thaler, das heist, jeden zu 48 Stüver, des Königs Bruder Catsjili Calematta 500 gleiche Reichsthaler, so lange er sich nämlich getreu, und zum Vergnügen des Königs und der Compagnie beträgt, und die übrigen Grossen haben 1500 Thaler, die nach Gutbefinden der Compagnie einmal des Jahrs unter sie vertheilet werden. Doch sollen diese nicht eher ausbezahlt werden, bis die Compagnie jährlich die Visitation hat verrichten lassen, ob allem richtig nachgekommen, die alten Bäume ruinirt und keine jungen angepflanzt sind. Im übrigen soll der König mit keinem Könige, Fürsten oder andrer Nation Contracte schliessen, noch Briefwechsel führen, vielweniger Handel treiben.

Also bezahlte die Compagnie eine Kleinigkeit für grosse Vorthelle, und weil nach dem Tode des Königs, mit dem der Contract geschlossen war, viele Unruhen entstanden, so zog die Compagnie die Gelder eine Zeitlang ein, und liess dafür einige kleine Schiffe kreuzen, mit dem Befehl, alles, was nur Gewürzbäumen ähnlich sey, auszurotten. Allein im Jahr 1713, wie alles in Frieden war, wurden wieder an die Moluckischen Fürsten folgende Posten für die Vertilgung der Gewürze accordirt, als: Der König von Ternate soll erhalten 6400 Thaler, derselbe wegen Soleyer, 200 Thaler, der König von Tidore 2400 Thaler, der König von Badjan 700 Thaler, die Grossen
von

von Montir, 150 Thaler, die Großen von Makjan 2000 Thaler, und die Reichs - Großen von Ternate 600 Thaler. Auf diesen Fuß wird noch jährlich fortgefahren, wenn nämlich die Compagnie findet, daß Alles accordmäßig verrichtet ist. Die Nelken werden auf dieselbe Weise, wie Muskatnüsse, versandt, das ist, sie werden in abgemattete Behältnisse in den Schiffen nur eingestürzt, nachdem sie dem Schiffer mit ein Procent Uebergewicht zugewogen sind, und so kommen sie von Amboina nach Europa.

Ich hoffe, meinen Lesern mit der vorstehenden weitläufigen Beschreibung keine Langeweile gemacht zu haben, da man bis jetzt nur wenige richtige Nachrichten von diesen Inseln hat, und von allen denen, die ich darüber gelesen habe, in Deutschland das politische Journal allein wahre Beschreibungen davon liefert.

Nach meinem Wunsche wäre ich nun gerne wieder nach Batavia und von da zurück nach Europa gefahren; denn in Wahrheit zu sagen, so recht gefiel es mir in Indien nicht, obgleich in diesem Lande ein ewiger Frühling blüht, und bey dem milden Klima manche Uebel minder fühlbar werden, welche von der ursprünglichen Beschaffenheit unsers Geschlechts unzertrennlich sind; allein ich mußte den Wünschen des jungen Perkins nachgeben, und mit ihm nach den Inseln Celebes oder Macassar und Borneo reisen. Geschäfte hatten wir da nicht; er wünschte sie bloß, weil wir so nahe dabey waren, auch zu sehen, um dereinst sagen zu können, daß er auf diesen Inseln

seln gewesen wäre. Ein Portugiesischer Officier Orbillo, den wir mit seiner Frau Isabelle auf den Moluckischen Inseln kennen lernten, und von welchem ich in der Folge noch mehr erzählen werde, hatte ihn auf diese Gefinnungen gebracht. In dessen Gesellschaft fuhren wir den 13. Sept. 1768. nach Celebes hin; auf dieser kurzen Reise vergieng uns die Zeit sehr angenehm; denn Isabelle war ein schönes, mit einem ausgebildeten Verstande begabtes Frauenzimmer, deren Gesellschaft und Erzählung ihrer Schicksale für Perkins und für mich sehr anziehend war, ob ich gleich jetzt noch nicht daran denken konnte, daß sie einst die völlige Besitzerin meines Lebens werden sollte.

Die Insel Celebes ist eine der größten indischen Inseln, indem sie ohngefähr 160 Stunden Länge und 60 Stunden Breite hat. Ein Kanal, der die Meerenge von Macassar genannt wird, scheidet sie von Borneo. Mitten in die Insel gehet von Süden herein ein tiefer Meerbusen, in welchem mehrere kleine Inseln und eine Menge Sandbanke liegen, und dieser südliche Theil der Insel scheint ein ewiger Garten zu seyn. Das Innere des Landes ist uns Europäern noch wenig bekannt; so viel ist gewiß, daß es in zwey Königreiche Boni und Macassar getheilt wird, von denen das letztere den Holländern zinsbar ist. Das erstere, welches auch das Königreich Celebes genannt wird, liegt im Norden der Insel, das andere aber nimmt die südlichen Gegenden ein, und seine Hauptstadt Manakakar ist eine große, nicht schlecht befestigte Stadt.

Stein-

Steinerne Gebäude sind bloß der Pallast des Königs und einige Metſcheds, die übrigen Häuser sind von Ebenholz und mit Baumblättern gedeckt. Die Holländer haben hier das Fort Rotterdam nebst verschiedenen andern befestigten Plätzen. Boni ist die Hauptstadt des andern Reichs.

Diese Insel hat übrigens ein sehr heißes Klima und würde ganz unbewohnbar seyn, wenn häufiger Regen und frische Winde jene Hitze nicht milderten. Dabey aber ist das Land außerordentlich fruchtbar; ja es ist keine Provinz, welche nicht von der Natur irgend ein besonderes Geschenk erhalten hätte. Die nördlichen, gebirgichten Gegenden haben reiche Gold-, Kupfer- und Zinnbergwerke; die Walder haben eine Menge der schönsten Holzarten; von Blumen und Früchten giebt es eine außerordentliche Menge, wohin auch vortreffliche Baumwolle und vorzüglich guter Reis gerechnet werden können. Tieger, Elephanten und dergleichen, werden hier nicht gefunden, dafür aber giebt es desto mehr Hirsche, wilde Schweine und Affen, und an zahmen Thieren, Hornvieh und Pferde. Das Meer und die Flüsse liefern auch eine Menge Fische, Muscheln und Schildkröten, und unter andern auch den Lamentin, ein Thier, welches im Wasser, so wie auf dem Lande lebet und in Ostindien selten gefunden wird. Dieses Thier ist zuweilen zwanzig Fuß lang, und hat keine andern Flossfedern, als den Schwanz und zwey Tatzen. Seine Haut ist schwarz, hart und runzlicht. Man tödtet es mit Wurfspiessen, wenn es an das Ufer auf die Weide

Weide kommt, und sein Fleisch soll dem besten Kalbfleische nichts nachgeben.

Die Einwohner dieser Insel, welche unter dem Namen der Macassaren in Indien bekannt und wegen ihrer kriegerischen Wildheit gefürchtet sind, werden schon von Jugend auf durch eine harte männliche Erziehung zu Soldaten gebildet. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Fleisch vom Federvieh, Reis, Früchte, Wurzeln, Fische, und Wasser ihr gewöhnliches Getränk, wiewohl sie auch Koffee, Thee und Schokolade kennen gelernt hatten, und im Geheim waren sie keine Verächter starker Getränke. Vorzüglich aber berauschen sie sich im Opium, das ihnen jene übermenschliche Kühnheit ertheilet, mit welcher wenige von ihnen, bloß mit dem Krid bewaffnet, sich in den dicksten Haufen zu stürzen vermögend sind. Sie unterscheiden sich durch guten Anstand und Anzug von allen benachbarten Völkern, und es ist sonderbar, ein so kriegerisches Volk in Röcken von Gold- und Silberstoff, mit Arm- und Ohrringen geschmückt zu sehen; noch sonderbarer aber, daß die Weiber wider die Gewohnheit ihres Geschlechts, weit weniger Pracht in ihren Kleidungen haben, und bloß in weißen Musselin, dessen Glanz ein goldener Gürtel erhöht, gekleidet sind. Dieses Volk hat erblichen Adel, ihre Regierungsform ist zwar orientalischer Despotismus, aber doch nicht ganz mit der harten Slavery der Unterthanen verbunden, die man in andern indischen Reichen bemerkt. Die Macassaren sind seit dem sechszehnten Jahrhunderte Mohamedaner und

genauer mit dieser Religion bekannt, als andere sich dazu bekennende Insulaner Indiens. Die Holländer sind seit 1660 auf Macassar, das ihnen aber bloß als Schlüssel zu den Molucken wichtig ist.

Die Stadt und Festung Macassar ist das vierte Gouvernement der holländisch-ostindischen Compagnie; sie liegt ungefähr 160 Meilen von Batavia. Die Regierungsform ist meist ebendieselbe, die auf andern Inseln eingeführt ist. Seitdem die Holländer die Portugiesen da weggetrieben, so haben sie an den Küsten Festungswerke angelegt, und es lieget allezeit eine starke Garnison in der Stadt Macassar, wo auch der Gouverneur residiret, welches um so nöthiger ist, da die Insel sehr volkreich und die Einwohner, wie ich schon gesagt habe, sehr geschwind zum Streit bereit sind. Sie haben auch den Holländern unendlich viel Verdruss und ihr commercium sehr misslich gemacht. Sie wurden jedoch völlig unter das Joch gebracht und nach den Maafsregeln, die im letzten Tractat genommen worden sind, stehet sie in einer solchen Furcht vor der Compagnie, als irgend eine Nation in dieser Gegend der Welt. Jetzt nehmen die Holländer in Ostindien, ihre besten Soldaten von daher. Sie sind olivenfarbig, von mittlerer Gröfse, hurtig, tapfer, sinnreich und höflich. Wenn sie gut behandelt werden, so sind sie treue und gehorsame Soldaten; werden sie aber gemißhandelt, so sind sie rachgierig, und ihre Rache entdeckt sich selten eher, als durch die Wirkung. Ihre vergifteten Pfeile, die sie tragen, blasen sie durch ein Rohr.

Die

Die Kosten, die hier auf die Unterhaltung der Truppen und auf das Gouvernement gewendet werden müssen, sind so groß, daß die Compagnie durch ihre Eroberung nichts gewonnen hat, obgleich der Schavenhandel sehr einträglich ist. Bloß weil die Insel ein Bollwerk gegen die Moluckischen Inseln ist, hat sich die Compagnie so viele Mühe gegeben, diese Insel zu besitzen, und auch darum so große Summen vorgeschossen. Denn vor dem letzten Kriege mit den Macassaren, der sich mit dem völligen Untergange der Macht des Fürsten dieses Landes endigte, fand derselbe Mittel, große Lasten von Muskatnüssen, Gewürznelken und Muskatenblumen zu bekommen, und solche an die Engländer und andere Nationen um einen weit wohlfeilern Preis zu verkaufen, als die holländische Compagnie that, und daher erforderte es auch die Staatsklugheit, denselben zu unterstützen.

Man sagt, die Einwohner wären gebohrne Verräther, Diebe und Mörder, und zwar in einem so hohen Grade, daß es kein Christ wagen dürfe, wenn es dunkel worden, sich außer dem holländischen Fort sehen zu lassen, oder zu tief ins Land zu reisen, weil er sonst Gefahr läuft, ausgeplündert und ermordet zu werden, welches etwas sehr gewöhnliches seyn soll. Wir haben dieses nicht erfahren; doch muß ich auch sagen, daß wir äußerst vorsichtig gewesen sind. So viel ist indessen gewiß, es leben viele gebohrne Macassaren unter dem Schutz der holländischen Forte, die freye Bürger sind und einen gar ansehnlichen Handel führen, wie auch die Chineser, die von da aus mit
P 2 ihren

ihren eignen Schiffen in alle Häfen, die unter dem Gebiete der Compagnie befindlich sind, reisen, und unermesslichen Reichthum durch ihren ausgebreiteten Handel erwerben, den sie mit einer ihnen eigenen Geschicklichkeit treiben. Ein Glück für die Compagnie ist es, daß das innere Land unter der Beherrschung solcher Monarchen stehet, die in beständiger Widrigkeit leben. Wenn dieses nicht wäre, so würden sie die Holländer langstens von der Insel vertrieben haben.

Einer von diesen Fürsten hieß der König der Compagnie, weil er mit derselben in gutem Vernehmen stand und ihr Interesse beförderte, so viel er nur konnte. Sie beschenkte ihn dafür von Zeit zu Zeit mit güldenen Ketten, mit goldnen Krönchen, die mit Edelgesteinen besetzt sind, und mit andern Kostbarkeiten, um ihn beständig bey ihrem Bündniß zu erhalten und zu verhüten, daß er nicht mit den andern Monarchen eine Freundschaft aufrichtete, welches für ihre Macht und ihr commercium unglückliche Folgen nach sich ziehen könnte. Ums Jahr 1720 trug sich ein außerordentlicher Zufall zu, davon man glaubte, daß er den Sachen der Compagnie eine andere Gestalt geben würde. Es war dieses die Entdeckung einer reichen Goldgrube, die man für so wichtig ansah, daß nicht nur viele Grubenarbeiter, sondern auch ein Director von Batavia geschickt wurde, der Alles anordnen sollte. Wie weit aber dieses gelungen ist, kann ich nicht sagen, da es eine Maxime der holländisch-ostindischen Compagnie ist, niemals mit ihrer Macht
oder

oder mit ihren Reichthümern groß zu thun, sondern Beydes in den Vorstellungen, die sie von Zeit zu Zeit an die Generalstaaten senden, ganz klein zu machen.

Den 16. October 1768 fuhren wir, in Gesellschaft des Orbillo und seiner Frau, durch die Meerenge von Macassar nach Borneo, der größten aller bekannten Inseln, etwa Neu-Holland ausgenommen. Sie erstreckt sich von Süden nach Norden, und also in der Breite $12\frac{1}{2}$ Gr. und in die Länge von Osten nach Westen von dem 150 bis 158ten Grad, daß also eine Länge von $187\frac{1}{2}$ und eine Breite von $127\frac{1}{2}$ deutschen Meilen herauskommt. Die Gränzen sind in Norden die Insel Pargaya, in Osten Magindanao und die Insel Celebes, in Süden die Inseln Java, Bali u. s. w. in Westen die Malayische Küste und in Nordwesten das Königreich Siam. Diese große Insel ist erst von den Portugiesen entdeckt worden, und zwar 1527 durch einen Vasco Laurenz. Der erste Holländer war der berühmte van Noord 1600, der den 26. Dec. in der großen Bay vor dem Dorfe Borneo ankerte. Er wurde freundschaftlich empfangen, aber schon den ersten Januar 1601 entdeckte er ihre Anlage zum Meuchelmorde, dessen Wirkung aber durch sein gutes Wachthalten hintertrieben wurde, worauf er den 5. Januar wieder abzog, und nach ihm ist der Handel von den Niederländern auch jederzeit nur von den Schiffen aus betrieben worden. Die Engländer sind 1609 da erst erschienen, haben bisweilen sich etablirt, bisweilen sind sie wieder weggewesen, bis sie endlich 1711 ausgejagt wurden, und seit

der Zeit, bis nun ins Jahr 1774, hat man sie da gar nicht gesehen, sondern sie treiben nur den Schleichhandel mit kleinen Fahrzeugen.

Diese Insel liegt unter einem beynahe brennenden Himmelsstriche und die Hitze würde unerträglich auf derselben seyn, wenn sie nicht durch kühle Winde und häufigen Regen gemäfsigt würde. Die Luft wird hier für ungesund gehalten, weil das Land an einigen Orten tief und sumpfig ist. Daher ist sie auch nicht sonderlich bevölkert. Die Gebürge sind hauptsächlich im Innern, die Tiefen aber gegen das Meer zu, daher sind hier auch Ueberschwemmungen nichts Seltenes; durch diese wird die Luft vergiftet, welches auf Europäische Naturen sehr schädliche Wirkungen hervorbringt. Die Fruchtbarkeit ist nicht geringe, und ihre vorzüglichsten Producte sind Reiss, Zucker, Baumwolle, Pfeffer, indische Obstarten, Ingwer und dergleichen. Spanische Röhre sind in so grosser Menge zu haben, dafs jährlich wenigstens zwey oder drey Schiffsladungen könnten verschifft werden. Die Wurzeln allein machen das Rohr aus, der Stamm und die Blätter kriechen an den nächsten Bäumen hinan. Kohlbaume sind in grossem Ueberflufs vorhanden. Den mittlern Schofs derselben schneidet man aus, und ist denselben entweder roh mit Baumöhl, Essig und Pfeffer, als Salat, oder mit Fleisch gekocht. Ferner hat man hier Tannenbaume, welche ein Harz geben, Bambusröhre, Bauholz, Yams, eine grosse, Faustdicke Wurzel, und vorzüglich den achten Kampferbaum, dessen Blätter sehr von den Kampferbäumen in unsern

bota-

botanischen Gärten unterschieden sind. Die Früchte dieses Kampferbaumes sind ziemlich einer Nuss ähnlich; dieser ächte Kampfer ist an der Rinde des Baums als ein ausgeschwitztes Harz zu finden; auch zieht man ein gelbes Oehl aus diesem Baume. An Mineralien giebt es Gold, Eisen, Kupfer, Salpeter und viele Edelgesteine, wohin auch sehr feine Diamanten gehören. Aus dem Thierreiche endlich findet man allerley zahme Thiere, nebst zwey verschiedenen Arten sehr grosser wilder Ochsen, Hirsche, wilde Schweine, Affen, Orang Utangs, Tieger, Elephanten, viele Vögel, von denen aber keiner unsern europäischen Arten ähnlich ist. Ferner giebt es hier sehr wohlschmeckende Fische, Schildkröten, Schlangen, Bienen und so weiter.

Obgleich diese Insel noch nicht ganz bekannt ist, so wird sie doch für die reichste und herrlichste Insel gehalten. Es sind fünf Könige und sechs Hauptplätze darauf, als: der von Banjermastin, Succadana, Landa, der Sambas, Hermatha und Borneo.

Banjermastin ist nur ein Dorf, hat ein grosses und breites Revier, und ob es wohl der Hauptort ist, so hält sich der König doch mehrentheils in dem Dorfe Tatas oder Cotta Tenga auf. Die Häuser sind von Bamboesen, wenig von Holz gemacht, alle auf Pfählen gebaut, und so gross, dass ganze Familien bey einander wohnen. Die Einwohner sind ursprünglich Javaner und Malayen. Daher kommt es, dass gemeiniglich Malayisch gesprochen wird. Die verschiedenen Völker, als: die Holländer, Chinesen,

Siammen u. f. w. verursachen einen großen Handel, und die mehrsten auszuführenden Producte sind Diamanten, Gold und Pfeffer, Kampher und andere Sachen mehr; hingegen werden wiederum eingeführt Agatsteine, Kupfergeschirr, Korallen, allerhand Leinwand und Sitze, wie auch Reiss und Tamarinden. Es wächst hier viel Pfeffer und wird eine Menge Gold sowohl in den Minen gegraben, als in dem Strome gefischt, welches letztere viel feiner ist, und bis auf 23 Karat hält.

Anno 1712 sandte der König von Banjermastin Gefandte an den Gouverneur auf Batavia, welche ein Geschenk von 36 Picol Pfeffer oder 4500 Pfund, die Picol zu 125 Pfund gerechnet, brachten, sich aber auch gleich nach Gewohnheit ein Geschenk von 50 Gewehren und 50 Picol Pulver ausbaten. Sie boten damals den Pfefferhandel der Compagnie mit dem Bedinge an, sie wider ihren Feind, den König zu Borneo, zu beschützen, welches angenommen und ein Capitain-Lieutenant und ein Unterkaufmann, mit den nöthigen Mannschaften und Kaufwaaren dahin gesendet wurden. Aber bey ihrer Ankunft fanden sie, daß die Chineser den mehrsten Pfeffer schon abgehohlt, und daß des Königs Absicht nur gewesen, Succurs zu kriegen. Sie konnten kaum ihre Schiffsladung bekommen, und kamen also missvergnügt zurück.

Nachher ist der Handel mit kleinen Schiffen fortgesetzt worden, bis 1736 die Regierung auf Batavia für gut fand, ein Comtoir da aufzurichten. Es bringt sehr

sehr geringe Vorthelle und die Holländer sind bloß genöthiget, diesen lästigen Posten zu behalten, damit die Britten sich nicht da einfinden; denn im Jahr 1702 haben diese sich da auch schon festgesetzt gehabt, sie wurden aber 1711, wie sie es am wenigsten vermutheten, von da verjagt und viele von der Besatzung niedergemacht und gefangen; doch die Vornehmsten begaben sich auf einer kleinen Barke mit ihren Schätzen nach Batavia.

Succadana — Der König von diesem Reiche ist lange so mächtig nicht, aber reicher als der von Banjermassin, weil in seinem Lande die größten und schönsten Diamanten zu finden sind, und ein Ueberfluß von Kampher wächst; und obwohl der König besonders das Ausbringen der Diamanten verboten hat, und deswegen sehr scharfe Wache halten läßt, so werden doch die besten ausgestohlen, dergleichen viele auf Batavia durch Malaiy und Chinesen zum Verkauf gebracht werden. Schon 1604 ist der holländische Admiral van Warwyk mit einigen Schiffen, daselbst zum Handel gewesen, und 1607 ist eine Loge da aufgerichtet worden, unter dem Befehl eines Kaufmanns, Hans Roef, die aber in großer Gefahr war, von den Einwohnern massacrirt zu werden, weil er viele Edelgesteine eingekauft, und bey sich hatte. Er entkam doch glücklich; aber sein Nachfolger Gillis Michilzoon ward schändlich verrathen. Auf ihn folgte ein anderer, Samuel Blommart, der den ersten Contract mit diesem Könige und der Königin von Landa, die ihren Gemahl aus Eifersucht hatte um-

bringen lassen, des Diamanthandels wegen machte. Dieß hat bis 1623 gedauert, da man beschloß, weil die Kosten viel größer als der Gewinn wurden, und die Besatzung in beständiger Gefahr war, das Comtoir aufzuheben.

L a n d a — Dieses kleine Königreich kommt wenig in Betracht, weil der Regent sowohl als die Eingebornen mehrentheils von der Laune der Könige von Succadana abhängen und ihre Producte auch dahin bringen. Der Sambas und Hermatha stehen unter einem König, der sehr mächtig ist. Es finden sich auch hier recht schöne Diamanten, aber das Gold ist von sehr schlechtem Gehalte, und selten über 19 Karat. 1709 kam der Oberkaufmann Blommart nach Sambas und machte ein Bündniß mit dem Könige in Ansehung der Edelgesteine. Dieser Fürst hatte schon mit den Wilden im Gebürge darüber gesprochen, wie auch ein Muster von 40 Karat schwer erhalten, mit dem Bericht, daß viele Steine von 4 bis 24 Karat da gefunden würden. Auf diesen Handel lauerten die Portugiesen, die sich damals im Königreich Borneo festgesetzt hatten. Dieser Tractat hatte zur Aufschrift:

„Ewig Contract und Verbund, von wegen die Hochmögende Herrn Staaten General der vereinigten Niederländischen Provinzen, seiner prinzlichen Excellence und die Herren Bewindhebbere, von diesem Lande, handelte auf Ostindien zu einer und dem durchlauchtigsten König von Sambas zur andern Seite gemacht und festiglich beschloffen.“ Er war in neun
Arti-

Artikeln abgefaßt, wovon der sechste wörtlich so lautet: „Soll insgleichen der hochgedachte König von Sambas und die Seinigen nicht zulassen oder vergönnen, einigen Handel oder Wohnplatz an einige Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen oder andere europäische Nation.“ Dieß hielt Stand bis 1623, da in Betracht des geringen Vorthells gleichsam beschloffen ward, aufzubrechen.

Zu Borneo ist der Hauptkönig und das Dorf der Hauptplatz auf der ganzen Insel. Es liegt an einem grossen Morast und die Häuser von Bamboesen sind mehrentheils auf Flösse gebauet, so daß man, wie in Venedig, mit Fahrzeugen an die Häuser fahren muß. Die Einwohner sind groß und stark, aber auch höchst treulos, und ihre Waffen sind ebenfalls Bogen und vergiftete Pfeile.

Wir mochten ohngefähr drey Wochen auf dieser Insel zugebracht haben, so hörten wir von einem angekommenen Capitain aus Batavia, daß der berühmte Weltumsegler Bougainville mit der Fregatte La Boudeuse in den letzten Tagen des Septembers zu Batavia eingelaufen wäre. Die Nachricht brachte uns zum Entschluß bey der ersten Gelegenheit mit dahin zu fahren, um diesen berühmten Mann kennen zu lernen, zumal da es uns allen wegen so mancher Nachstellungen hier nicht gefallen wollte, und wir doch auch an unsre Rückreise nach Europa ernstlich denken mußten. Wir fanden auch nach sechs Tagen eine Gelegenheit zur Abreise, aber zu unserm Unglück einen Capitain, der diesen Weg noch nicht recht kannte

kannte und leider! bloß französische Karten hatte, die auf dieser Reise zu gebrauchen, sehr gefährlich sind. Denn sie sind alle höchst unrichtig, nicht nur in Abzeichnung der Lage der Küsten und Inseln, sondern auch in den hauptsächlichen Breiten. Die beste Karte von diesen Gegenden ist des D'Anville seine von Asien, die er im Jahr 1752 herausgegeben hat.

Den 18ten November 1768 stachen wir in die See; wir fuhren mit Tages Anbruch ab, und hatten einen prächtigen Anblick an der schönen Küste. Aber bald wurde unser Vergnügen in Schrecken verwandelt. Man rief von dem Maste herunter, daß vor uns eine lange Bank läge; allein das Brechen der Wellen rührte nur von dem Winde her, der sich zu erheben anfieng. Etliche Stunden darauf schrieen Andere, sie sähen Grund unter sich; allein auch diese Angst war so kurz, als sie groß war. Desto größer ward sie, als sich der Wind nach und nach immer mehr erhob, plötzlich nach Südost sich drehete, und uns kaum so viel Zeit liefs, die Seegel einzuziehen. Dieser Wind war mit Regen und einem solchen Nebel verbunden, daß wir gar nicht sehen konnten, wo wir hinkamen. Wir konnten uns nicht mehr sagen, wo wir waren, und mußten der vielen Klippen wegen gleichsam die Augen zuthun, um die Gefahr, in der wir schwebten, nicht zu sehen. Heilloser sind keine Katastrophen der Zügellosigkeit und keine Empörungen schwerer zu stillen, als die zur See.

Unser Schiff, der Britte, war fest und gut gebaut und unser Capitain schien bey allen Stürmen des Meeres

Meeres wenig besorgt zu seyn; er behielt seinen Muth so lange, bis der untere Kiel und die Masten brachen und nicht lange darauf der Lärm kam, daß unser Schiff leck und schon vieles Wasser gezogen hatte. Er untersuchte Alles sehr genau, er suchte alle Mittel zu unserer Rettung; aber alle Mühe war vergebens. Unser Schiff gieng immer tiefer und fieng endlich an zu sinken. Es mußte endlich der Entschluß gefaßt werden, uns in das Boot zu retten. Da es aber nur 26 Fufs lang und 9 Fufs breit war, so konnte die ganze Mannschaft nicht darauf und es wurde gelooft. Etwas schrecklicheres läßt sich nicht denken, als die Augenblicke sind, wo man das Loos ziehen soll! Der Capitain, der Schiffszimmermann, der Seegelmacher und Schreiber wollten nicht loosen, sondern da bleiben, wo ihr Schiff blieb. Sie redeten auch uns zu; aber da wir sahen, daß alle menschliche Hülfe verloren war, so loosten wir und wir kamen alle vier nebst funfzehn andern in das Boot. Bloß der Schiffschreiber rettete sich auf einen Mastbaum und er wurde nach vielen Debatten endlich noch in unser Boot aufgenommen.

Wir hatten nur wenige Lebensmittel mitnehmen können. Achtzehn Gallonen Wasser, zwey und dreyßig Pfund Fleisch und höchstens dreyhundert Pfund Brod, war Alles, was wir bey uns hatten. Einmal kamen wir an eine Insel, deren Namen ich nicht mehr weiß; wir freueten uns nicht wenig, in der Hoffnung hier zu landen. Aber die Einwohner warfen mit Steinen vom Ufer und kamen uns bewaffnet entgegen.

gen. Da wir keine Feuergewehre hatten, so konnten wir uns nicht vertheidigen, wir mußten also suchen uns durch die Flucht zu retten, und auch diese war uns beynahe versperrt. Wir hatten drey am Tode Liegende am Boot, worunter sich auch Orbillo befand, an deren Erhaltung nicht mehr zu denken war. In dieser Noth mußten uns diese helfen. Wir zogen ihnen die Kleidungsstücke aus, warfen unsere Kranken in die See und die Kleidungsstücke den Angreifenden entgegen; indem nun diese darnach haschten und sich darum stritten, entwischten wir ihnen. Wie der guten Isabelle dabey zu Muthe war, in welche Klagen sie ausbrach, und wie viel wir an ihr zu halten hatten, daß sie ihrem Gemahl nicht ins Wasser nachsprang, das bin ich nicht vermögend zu beschreiben.

Wir waren nun gezwungen, mit unserm Boote wieder in die See zu gehen und mit unserm kurzen Vorrathe von Lebensmitteln unsre Rettung zu suchen. Wir mußten sehr ängstlich haushalten. Jeder bekam alle Morgen, Mittag und Abend 9 Loth Brod und etwas wenig Wasser, zuweilen auch einige Loth Fleisch. Zuweilen fiengen wir einen Seevogel und einmal angelten wir ein Meerschwein auf. Alles mußten wir roh essen, und die Portionen waren dazu noch sehr klein. Von unserm wenigen Vorrath an Rum, durften wir uns täglich nur zwey Eßlöffel voll zu nehmen erlauben.

Dabey litten wir noch am Durchfall und von dem fürchterlichsten Sturm; die See gieng unaufhörlich über das Boot und des Ausschöpfens war kein Ende.

Wir

Wir schätzten uns glücklich, Regenwasser aufzufangen; allein der Regen machte uns nass und kalt, und wir konnten nichts dabey thun, als unfre Kleider oft durch das salzige Wasser zu ziehen. Das wärmte uns, und war beynahe so erfrischend, als wenn wir andere Kleider angezogen hätten. Oft klapperten uns die Zähne vor Kalte und Frost, und mit jedem Anbruch eines Tages jammerte der Eine mehr als der Andere. So sehr ich auch selbst litte, so suchte ich doch meine Reisegefährten, so viel ich konnte, zu trösten und ihnen Muth einzusprechen. Ich versicherte sie, daß wir gewiss bald weniger Wind bekommen und Land antreffen würden, ob ich gleich so wenig als sie wußte, wo wir eigentlich waren.

Endlich fahen wir den andern Morgen, da die Sonne helle aufgieng und die Luft rein war, Land, gerade in dem Augenblicke, da wir es Alle einander gestanden, nicht mehr aushalten zu können. Unfre grose Schwachheit, unfre geschwollenen Beine, unfre abgezehrten eingefallenen Gesichter, unfre unüberwindliche Schlaffucht, nebst einer sichtbar werdenden Abnahme unsers Verstandes waren uns schreckliche Vorboten unsers Hinschwindens. Einige waren so schwach, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten. Ein Löffel Arak fristete jedoch ihr Leben noch.

Ich war wirklich noch munterer, als alle die Andern. Die Hoffnung, unfre Fahrt nun glücklich und bald vollendet zu haben, gab mir neuen Muth. Bloß der junge Perkins machte mir jetzt viele Sorge; weil ich alle Ursache hatte, seinen Tod zu befürchten.

Ein-

Einmal sagte mir der Bootsmann: es käme ihm vor, ich sähe schlimmer aus, als einer von den Andern. Die Einfalt, womit der gute Kerl das sagte, machte, daß ich darüber lachen mußte, und ich war noch so gut launicht, ihm seine gute Gestalt dafür zu loben.

So kamen wir endlich nach sieben schrecklichen Tagen und Nächten, nach einer Fahrt, die alle Beschreibung übertrifft, indem wir bald Süd, bald West, bald Ost, bald Nord auf der See herum geworfen worden waren, zu unserer Erstaunung an die Insel Sumatra; wie es zugegangen war, daß wir hieher getrieben, ist mir unbekannt. Drey bekamen nach unserer Ankunft ein Entzündungsfieber, das sie wegraffte und wir Andern fühlten die Wirkungen dieser harten Prüfung; am meisten litten wir an den Folgen einer Verstopfung, die uns während der ganzen Reise gefesselt hielt.

Die Einwohner nahmen uns gastfrey und höflich auf, besser als wir es erwarten konnten. Als wir das Erstemal wieder warmes Essen sahen, funkelten uns Allen die Augen vor Freude, über den Anblick desselben. Den Insulanern graute vor unserm gespenstlichen Ansehen, und hätten sie nicht die Ursache unserer Abzehrung theils gemerkt, theils gehört, so würden wir sie eher zum Weglaufen, als zum Mitleiden bewogen haben. Wir bestanden im eigentlichen Verstande aus Haut und Knochen; unsre Glieder waren voller Schwären und die Kleider durchaus sehr zerlappt. Kurz, die hiesigen Einwohner sahen uns mit Grauen, Ekel, Neugier und Mitleiden an.

Da

Da wir ohne Geld, ohne Kräfte, ohne Alles waren, so war es ein Glück für uns, daß sich hier ein Freyhafen befand. Wir freueten uns Alle, als wir zwey holländische Schiffe im Hafen sahen. Unfre erste Sorge war diese, Bekanntschaften mit den Capitains zu machen; und dieses glückte uns bald. Ich erzählte Beyden unser gehabtes Schicksal und unsern Wunsch, zu Herrn Quand nach Malborough zu kommen. Der eine Capitain kannte ihn. Ich bat ihn also, uns mit etwas Geld und andern nöthigen Bedürfnissen zu unterstützen und Jemand mit zu schicken, der bey Quand die Wiederbezahlung in Empfang nehmen könnte. Er half uns sogleich aus der Noth; unfre unglücklichen Reisegefährten aber kamen als Matrosen, theils auf sein Schiff, theils auf das andere. Ich ersuchte den Capitain, mir zu sagen, wie lange er noch hier bliebe, um mit ihm, wenn es unfre Gesundheit erlaubte, nach Europa zurückzukehren; woran uns jedoch hernach Unpässlichkeiten verhinderten.

Quand erstaunte über uns, als wir bey ihm anlangten; er hatte aber auch das grösste Mitleiden mit uns, und sorgte, so viel als er nur konnte, für die Wiederherstellung unserer Kräfte. Kaum waren wir zwey Tage bey ihm angekommen, so wurde Isabelle, Perkins und auch ich krank. Alle dreye hatten wir mit dem Tode zu kämpfen; indessen erhohlte ich mich nach zehn Tagen wieder, Isabelle nach drey Wochen, Perkins aber wurde ein Raub des Todes. Sein Körper hatte von der Angst, Hunger, Nässe und so weiter, zu viel gelitten, so daß er schon den drit-

ten Tag nach seiner Ankunft gestorben war, ohne daß ich es in meiner Krankheit erfahren hatte. Dieser Verlust war mir äußerst schmerzhaft und verzögerte meine völlige Wiederherstellung sehr. Auch wurde ich dadurch in einige schlimmere Umstände versetzt, weil ich nun, wenn Richard nicht edel gedacht hätte, die Rückreise auf meine Kosten würde haben machen müssen. Indessen gereichte mir doch dieses zum Troste, daß ich Perkins nicht auf dem Schiffe, sondern in Quands Hause verlohren hatte; und da Quand Alles an Richard ausführlich beschrieb, so erhielt ich auch von ihm, als ich auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung wohnte, alles mein Salarium und so gar noch Perkins sämtliche Sachen.

Isabelle war und blieb äußerst traurig über den Verlust ihres Mannes und aller ihrer Habseligkeiten, und hatte ich mich ihrer jetzt nicht angenommen, so weiß ich nicht, was sie hätte anfangen wollen. Ich versprach ihr also, sie auf meine Kosten mit nach Portugal zu nehmen und ihr Alles zu geben, was sie bedürfte. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich. Vom ersten Augenblicke an, da ich sie sahe, empfand ich eine Zuneigung zu ihr; ihr Betragen gegen ihren Mann, ihre Erzählungen der glücklichen Umstände, in denen sie gelebet, ihre Traurigkeit über seinen Tod, ihre tugendhafte Aufführung nach seinem Ende, unser gemeinschaftlich erlebtes Unglück und dieser Kuß der Freude und der Dankbarkeit, alles dieses vermehrte meine Zuneigung zu ihr. Kurz, sie that mir selbst den größten Gefallen, daß sie mein Anerbieten

bieten annahm. Wir blieben bis zum 24sten December bey Quand und verliessen dann Malborough, das wir als unser zweytes Vaterland ansahen, mit mehreren Thränen des Danks, als mit Worten. Doch ehe ich nun von meiner Rückreise nach Batavia und von da nach Europa etwas weiter sage, will ich zuvor meine Leser mit der Lebensgeschichte der Isabelle und ihres verstorbenen Orbillos bekannter machen.

Orbillo hatte seine Isabelle in Lissabon kennen lernen, während er als Hauptmann in Portugiesischen Diensten gestanden. Er hatte sie heyrathen wollen; weil aber sein Vermögen dem ihrigen nicht angemessen war, so konnte er von ihren Aeltern die Einwilligung dazu nicht erhalten. Beyde liebten sich außerordentlich, und diess bewog Isabelle, auf Zureden Orbillos, den unverantwortlichen und raschen Schritt zu thun, mit Einpackung ihrer Juwelen und anderer Kostbarkeiten, das Haus ihres Vaters heimlich zu verlassen und dem Orbillo, der alles das Seinige zu Geld gemacht hatte, zu folgen. Er miethete sich mit ihr in ein Schiff ein, und verfuhr sich so gut mit den Nothwendigkeiten zur Reise, als möglich war, um in Ostindien in Dienste zu treten. Ehe sie das Vorgebürge der guten Hoffnung erreichten, so ward Isabelle schon tödtlich krank; sie genas aber nahher auf dem Cap, und kam ganz wohl in Batavia an. Allein ihr Mann konnte keinen schicklichen Officier-Platz finden, er wollte nicht wieder als Fahndrich zu dienen anfangen, und fasste daher den Entschluß, nach den Moluckischen Inseln zu fahren, um da etwa ein schickli-

ches Stück Brod zu finden. Da auch dieses nicht glücken wollte, so reiste er mit uns, um, wenn er seinen Tod nicht in dieser Gegend gefunden hätte, wieder mit nach Europa zu gehen. Nun wufste Isabelle nicht, was sie anfangen sollte. Denn wäre sie wieder nach Portugal zurückgegangen, so würde man sie sicher in ein Kloster eingesperrt haben.

Ich suchte daher in Batavia meine alten Bekanntschaften auf; diese verwandten sich für sie bey ihren Aeltern und baten, sie doch in ihrem Unglück nicht zu verlassen, ihr ihren übereilten Schritt zu vergeben, und ihr auf dem Cap, wo sie so lange bleiben wollte, Nachricht von ihrer Verzeihung zukommen zu lassen. Sie selbst schrieb einen äußerst rührenden Brief, worinnen sie alles ihr erlebtes Unglück treulich schilderte. Allein alle diese Bemühungen waren vergebens. Ihre Aeltern waren von den Pfaffen gegen sie eingenommen worden; sie erhielt keine Vergebung, indessen doch Anweisung, auf dem Cap sich an die 12000 Thaler nach unserm Gelde ausbezahlen zu lassen, und dann ihren Aeltern nie wieder zu schreiben, noch unter die Augen zu treten. Diese traurige Nachricht erfuhren wir, als wir etwa zwey Monate auf dem Cap angekommen waren. Unterdeffen stärkte doch die Hoffnung, von ihren Aeltern wieder angenommen zu werden und Verzeihung zu erhalten, so wie der gesellschaftliche Umgang in Batavia, den wir größtentheils ausserhalb der Stadt genossen, Isabellens Gesundheit sehr merklich; ihre Wangen fiengen an zu blühen und die Reitze ihrer Schönheit wurden wieder

der sichtbarer. Isabelle konnte es gar nicht überdrüssig werden, in der Gegend um Batavia spazieren zu gehen, und es ist wahr, ein Europäer muß, wenn er auch die größten Städte besucht hat, sich über die Pracht derselben verwundern.

In Batavia erwies mir Quand noch einen großen Freundschaftsdienst durch ein Geschenk von einer Slavin, die ich für Isabelle halten sollte. Er hatte einem seiner Freunde daselbst den Auftrag dazu gegeben, eine zu kaufen und sie mir zu schenken. Es kam daher an einem Morgen ein niedliches junges Slavenmädchen zu mir, und verlangte mich zu sprechen. „Was willst du,“ redete ich sie in ihrer Sprache an. Mein Herr, antwortete sie, schickt mich hieher, läßt ein Compliment machen und ihnen sagen, daß ich hier bleiben sollte.,, Was für ein Herr?“ fragte ich. Der Herr Permis, sagte sie. — Ich wußte gar nicht, was das zu bedeuten hatte. Ich fragte sie ferner: „Willst du denn bey mir bleiben?“ Sie antwortete ganz dreist: Wenn es ihnen so gefällt, mein Herr; ich weiß, daß sie ein guter Herr sind. „Was willst du denn bey mir machen?“ Was die Madam befiehlt, antwortete sie. „Kannst du was arbeiten?“ Ja, mein Herr! ich kann nähen, waschen und streichen. „Gut,“ sagte ich. — Weil das Mädchen so natürlich und offenherzig war, so kriegte ich Lust, mich mit ihr noch ein wenig zu vergnügen und fragte sie ferner: „Bist du verheyrathet, das will so viel sagen, hast du schon einen Jungen, den du liebst?“ Nein,

mein Herr, antwortete sie. Ich fragte sie darauf: „Bist du noch Jungfer?“ Das wollte sie nicht beantworten. Als ich meine Frage mit einer ernstlichen Miene wiederholte, sprach sie: Ich bin beschämt. Sage es, du mußt es sagen. Sie wollte erst nicht daran. Endlich da ich sehr darauf drang, antwortete sie: Ich bin es nicht mehr! „Wie lange bist du es nicht mehr?“ Sie antwortete ganz offenherzig: Ich weiß es nicht, mein Herr, es ist schon lange.

Dieses Mädchen war höchstens zwölf Jahr alt, und sie wufte es schon nicht mehr, wie lange es her war, daß sie ihre Jungferschaft verlohren hatte. Die Mädchen fangen hier zu Lande schon im neunten oder zehnten Jahre an, dieses Handwerk zu treiben, wissen es auch kaum, daß es Sünde ist. Bey uns würde es eine grose Sünde seyn, mit einem Mädchen von zwölf Jahren eine solche Unterredung zu führen; aber hier find die Mädchen im zehnten Jahre in diesem Stücke schon viel klüger und erfahrner. Dem Himmel sey Dank, daß das nicht überall so ist. Das geht aber auch ganz natürlich zu. Sie lernen und sehen es täglich sowohl von ihren Aeltern, als auch von Andern. Denn in den großen Häusern, wo oftmals hundert und mehrere Slaven find, wohnen manchmal viele Familien zusammen in einer Kammer, wo es denn eben nicht zu züchtig hergeht. Uebrigens hat uns dieses Mädchen, so lange wir hier lebten, die besten Dienste geleistet. Sie war wenigstens 250 Thaler werth; denn die Slavinnen, die etwas arbeiten können,

nen, werden weit theurer, als die Slaven bezahlt. Als ich von Batavia wegriefte, verheyrathete ich sie mit einem Slaven von 15. Jahren, und da verrichtete ich das Amt eines Predigers selbst. Ich liefs beyde Liebende zu mir kommen, und fragte den Jungen: „Willst du das Mädchen haben?“ Ja, Herr, antwortete er. Darauf fragte ich auch das Mädchen. „Wohl-an“, sagte ich, „gebt euch einander die Hände, und gebt auch einander einen Kufs.“ Darauf kriegte der Junge sein Mädchen beym Kopfe, und küßte sie so appetitlich, daß es eine Lust war anzusehen. Hiermit hatte die ganze Trauungsceremonie ein Ende. Wie ich sie mit einander getrauet hatte, gab der Junge seinem Mädchen ein Stück Pinang, woran er gekauet hatte, in den Mund und das Mädchen that ein Gleiches. Dieß sind Gebräuche, welche die Slaven unter sich haben. Ich gab ihnen auch eine Bouteille Wein und etwas Geld, und sagte ihnen dabey, daß sie sich einen fröhlichen Tag machen sollten, welches sie auch auf ihre Weise thaten. Wie ihre sogenannte Hochzeit zu Ende war, kam das Brautpaar zu mir, und bedankte sich bey mir nochmals auf ihre inländische Manier, welche darin bestand, daß sie auf die Knie fielen und ihr Slammat machten.

Vorzüglich gute Dienste leistete mir diese Slavin in einer drey Wochen langen Krankheit von der Mitte des Januars bis Anfang des Februars 1769. In dieser Zeit fiel ich von einer Krankheit in die andere, so daß ich verschiedenemal alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben hatte. Ware ich nicht von Batavia

weggereifet, so würde ich sicher auch nie die rechten vaterländischen Kräfte wieder bekommen haben; denn Klima und Speisen verhindern hier dieses.

Noch muß ich meinen Lesern sagen, daß es außerst schwer hält, sein Vermögen von Batavia nach Europa zu ziehen. Es kann solches nicht anders als durch den Kanal der Compagnie geschehen, welche acht Procent dafür abzieht und von einer jeden Privatperson nicht viel auf einmal nimmt. Das Geld heimlich nach Europa zu schaffen, wird sich Niemand einfallen lassen, weil es acht und zwanzig Procent gegen alles europäische verliert. Die Compagnie läßt die hier in ihren Ländern im Umlaufe üblichen Münzen durch den Kaiser von Java schlagen.

Hier halte ich es auch noch für das Schicklichste, etwas von den Muffons in Ostindien zu erwähnen. Dieses englische Wort stammt von dem Malayischen Mooffin ab, und bedeutet in dieser Sprache Jahreszeit. Diejenigen, welche es überhaupt Jahr übersetzen wollen, irren gewiß; denn das englische town, genau wie es der Engländer ausspricht, bedeutet Jahr, und man spricht im Malayischen von Mooffin baarat (West-Musson) und Mooffin timore (Ost-Musson) an den Orten, wo die Muffons ganz genau in diesen Richtungen wehen, wie in Batavia, Bencoolen, Malacca u. s. w. Eben so redet man in Passir, Soolov, Balambangan und noch vielen andern Plätzen, wo die Lage des Landes oder der Insel, welche die Richtung der Winde bestimmt, diese Ausdrücke erlaubt, von Mooffin attara (Nord-Musson)

Muffon) und von Mooffin falatin (Süd-Muffon). Ich werde daher künftig mich des Ausdrucks, Sommer-Muffon, bey dem bekanntlichen füdwestlichen Winde bedienen, den bekannten füdöstlichen den Winter-Muffon, und den nordwestlichen den mittlern oder den kreuzenden Muffon nennen. Er wehet von der Linie an, bis 10 Grad füdlicher Breite, indess der nordöstliche Muffon nordwärts, in dem nördlichen Theile des indischen Meeres, in der Bay von Bengalen und in den Seen von China wehet. Er erstreckt sich von den Seychels-Inseln, oder von Macka an östlich, bis an die Küste von Neuguinea, und, wie ich glaube, durch die Torresstrasse, zwischen Neuguinea und Neuholland, bis in die Südsee.

Es ist eine sehr begreifliche Sache, daß die tagliche Bewegung der Sonne von Osten nach Westen, die eigentliche Ursach aller Passatwinde in der Welt ist, mit einigen Ausnahmen, welche von den Ländern und Gebürgen, die etwas dazu beytragen, gemacht werden. Diese Winde gehen unaufhörlich in ihrem Kreisse herum; nichts unterbricht ihren Lauf im atlantischen und stillen Meere; und wäre der indische Ocean gegen Norden eben so offen, als gegen Süden, ich meyne das Stück zwischen den Wendekreisen, so würde der Passatwind aus Nordost das ganze Jahr hindurch wehen, ohne von dem füdwestlichen eine Veränderung zu leiden, oder mit andern Worten, es würden hier gar keine Muffons statt finden.

Im stillen und atlantischen Ocean, doch besonders im letztern, hat die Bewegung der Sonne von Norden

nach Süden offenbar einen grossen Einfluss auf die nordöstlichen und südöstlichen Passatwinde; aber der indische Ocean, worunter ich die ganze Strecke zwischen dem Vorgebürge der guten Hoffnung bis nach Nordost hin, östlich bis an die Seen von China und südlich bis nach Neuholland verstehe, eröffnet sich nirgends gegen Norden und nur bey den Philippinen und den Moluckischen Inseln in die Südsee.

Da also dieser Ocean einigermaßen ganz gegen Norden verschlossen ist, so ist er offenbar die Ursach, warum die Wolken, die beym Sommer - Muffon hieher getrieben werden, wieder zurückkehren. Diese Dünste folgen der Sonne, und erzeugen sich bey ihrer Annäherung. So sammeln Inseln in heissen Gegenden gegen Mittag, wenn die Wirkung der Sonne am grössten ist, Wolken auf ihren Hügeln, welche nach Sonnenuntergang sich entweder entladen oder zurück zur See gehen. Deswegen sind solche Hügel des Morgens früh ganz klar und nicht umwölkt, weil die Wolken sich dann schon wieder entfernt haben.

Man nehme an, dass das feste Land von Europa sich von Portugal an westwärts bis nach Amerika erstreckte, oder mit andern Worten, dass das Weltmeer gegen Norden verschlossen würde, so würde auf diesem Ocean ein eben so regelmässiger Muffon wehen, als auf dem indischen Meere. Das östliche Vorgebürge von Südamerika, das unter einer tiefern Breite liegt, eröffnet uns einen bequemen Eingang ins Weltmeer; denn hier gehen die Ströhme beym Sommer-Muffon nordwärts und beym Winter - Muffon südwärts;

wärts; sie folgen der Sonne genau so, wie in Ostindien.

Die Wassermasse, welche der nordöstliche Passatwind im nördlichen Theile des Weltmeers westwärts nach Westindien treibt, wird von dem festen Lande Amerika's aufgehalten, und ergießt sich in den Meerbusen von Florida. Man kennet diesen heftigen Stroh sehr gut, und wahrscheinlich trägt derjenige, welchen der südöstliche Passatwind im südlichen Theile des Weltmeers macht, sehr viel zu seinem Entstehen bey; aber man nimmt wohl nicht ohne allen Grund an, daß von dem östlichen Vorgebürge Brasiliens und seiner Küste, die sich von Süden gegen Westen nach Caphorn zu, herausziehet, der Stroh immer südwärts gehe, eben so, wie der Stroh an der gegenüberliegenden Küste von Afrika immer nahe am Lande vom Cap der guten Hoffnung nach Norden zu läuft.

Bey den drey grossen Vorgebürgen der südlichen Halbkugel, van Domes in Neuholland, dem Vorgebürge der guten Hoffnung in Afrika und dem Cap Horn in Amerika, die mit ihren frostigen, zerrissenen Felsenspitzen den südlichen Orkanen getrotzt zu haben scheinen, welche indess manches Jahrtausend hindurch in den benachbarten, niedrigeren und bewohnbarern Gegenden wütheten, ereigneten sich zwey merkwürdige Erscheinungen, die dem afrikanischen und amerikanischen Vorgebürge ganz eigen, ohne Zweifel gegründet und durch Erfahrung bestätigt sind, daß nämlich die Ströhme vom Cap Horn unaufhörlich ostwärts und die vom Cap der guten Hoffnung
immer

immer westwärts gehen. Vom Gang des Strohms am südlichen Vorgebürge von Neuholland, kann ich wegen Mangel an genauen Erfahrungen nichts Bestimmtes sagen. Ich glaube, man könnte mit Grunde annehmen, daß die beständig westlich wehenden Winde bey Cap Horn den östlichen Strom, und die unaufhörlichen Südostwinde bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung, zugleich mit der Wassermasse, die im indischen Ocean immer westwärts durch den südöstlichen Passatwind getrieben wird, den westlichen Strom bilden. Diese sehr bekannten Erscheinungen berechtigen uns, nach Analogie zu schließen, daß die Wassermasse, welche der südöstliche Passatwind in den südlichen Theil des Weltmeers treibt, südwärts nahe am oben erwähnten östlichen Vorgebürge von Brasilien sich einen Weg bahne, eben so, wie in einem gleichen Falle die Wassermasse im nördlichen Theile des Weltmeers in der nämlichen Richtung sich in den Meerbusen von Florida ergießt.

Ich habe schon eine Art von Veränderung an der Atmosphäre als Ursache des nordöstlichen Mussons angegeben, welche bewürkt, daß die Gebürge von China, von der Tartarey, von Tibet, Pegu, Indostan u. s. w. welche im Sommer bey Annäherung der Sonne mit Dünsten überladen sind, nun, wenn sie sich im Winter nach Süden hinziehet, sich ihrer gehäuften Last entladen, zuweilen nach einer nördlichen, zuweilen nach einer nordöstlichen Richtung, genau der Lage der Küsten nach, bey denen diese Winde wehen. So kommt er z. B. auf dem südlichen Theil von Sumatra aus Nordwest.

Die

Die ungeheure Wassermasse, die nach verschiedenen Richtungen, nach West, Süd, Süd - Süd - Ost, genau nach der Lage der Länder und Inseln ströht, stürzt sich zwischen China und den Philippinen aus dem nordwestlichen Theile der Südsee herein; denn hier allein ist der indische Ocean offen. Der Strom, welcher besonders im November rund um Ceylon herum nach Westen zu gehet, kann unmöglich von einer Anhäufung des Wassers in der Bay von Bengalen entstehen, die ein Cul de Sac ist, wie die Franzosen sagen, sondern er erhält sein Wasser offenbar aus der Straße von Malacca. Dieses Wasser ströht im Sommer aus gedachter Straße nach Nordwest, und Nordnordwest, dicht bey Queda und Junk Ceylon vorbey, etwas in die Bay von Bengalen hinein.

Hier ist es ganz einleuchtend, daß der Strom in der Straße von Malacca aus den chinesischen Seen kommt, welcher dann auch durch die Bankastrasse nach den sundaischen Inseln geht. Eben so klar ist es, daß das Wasser sich unmöglich im nördlichen Theile des indischen Oceans bey Surate und Malabar anhäufen könne, da gegen Norden gar keine Oeffnung und er also ein Cul de Sac ist. Dieß bringt mich näher zu Afrika, wo ich, um nach Analogie zu schliessen, welche durch die Erfahrung bestätigt ist, die Erzeugung des mittlern oder kreuzenden Mussons vermuthe.

Der Südwest - Musson, welcher im Sommer bey Madagascar wehet, verursacht ohne Zweifel eine solche beträchtliche Anhäufung von Dünsten in den Gebürgen von Afrika; denn diese Gebürge in der Nahe
der

der Cataracten des Nils sammeln den Stoff, der jährlich Egypten befruchtet. Ware Afrika von Osten nach Westen kleiner; denn Afrika ist über zwanzigmal grösser als die Halbinsel von Indostan; und wäre das mittelländische Meer und das feste Land von Europa nicht so lang, so könnten vielleicht diese Dünste im Winter, wenn die Sonne südlich gehet, nach West und Nordwest in das Weltmeer einen Ausweg finden; aber wahrscheinlich würde jetzt der Theil, welcher sich von den erwähnten Gebürgen westwärts ziehet, vom brennenden Sande Afrika's ausgefogen. Der grössere Theil aber gehet, wie ich vermuthet, ostwärts, nach der Seite von Indien zu, und bildet im Winter den mittleren Muffon.

Von den angehauften Dünsten in Afrika leite ich also das Entstehen des mittlern Muffons ab. Er wehet zwar von Madagascar an, bis 20 Grad südlicher Breite aus Nordost; denn die Lage der Küste zwingt ihn zu dieser Richtung; aber noch mehr östlich, einige Grade von der Linie, bis zehn Grad südlich, wehet er aus West und Nordwest, wovon mich die Erfahrung mehrerer Jahre überzeugt hat. Ich glaube, diese Erfahrungen sprechen für den Satz, daß der Mittel-Muffon von einer Entwicklung der Dünste entstehet, welche sich im östlichen Theile Afrika's und demjenigen Arabiens, welcher zwischen dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen liegt, im Sommer angehauft hatten.

Ich habe vorher in Absicht des mittleren, kreuzenden Winter-Muffons Namen eingeführt, die ich
vorher

vorher noch in keiner Schrift über diesen Gegenstand angetroffen habe. Jetzt will ich nun versuchen, meine Erklärung derselben, so viel als möglich, deutlicher zu machen. Der Nordwestwind, der im Winter von der Linie an, bis acht oder zehn Grad südlicher Breite wehet, durchkreuzt in seiner Richtung den Nordwest-Musson, und ich habe ihn deshalb den kreuzenden Musson genannt und mittleren Musson, weil ihm gegen Süden der südöstliche Passatwind seine Grenzen bestimmt und er nun zwischen dem nordöstlichen Musson gegen Norden und dem südöstlichen gegen Süden eingeschlossen liegt. Aber auch den Südost-Passat, welcher im Sommer aus seinem Vaterlande nach einer Gegend hin, die ihm im Winter verschlossen bleibt, und also in einer Richtung, wehet, die den Südwest-Musson durchkreuzet, könnte man dieser Eigenschaft wegen, die er mit dem andern gemein hat, den kreuzenden Wind nennen: Giebt man dieß also zu, so mag der eine der kreuzende mittlere Winter-Musson heißen, und der andere der kreuzende Sommer-Musson; denn das Wort mittlere kommt dem letztern, da er nicht auf beyden Seiten eingeschlossen ist, eigentlich nicht zu, oder man könnte mit andern Worten sich so ausdrücken, daß im Winter der Nordost-, Nordwest- und Südostwind in ihren bestimmten Richtungen, im Sommer aber nur der Südwestwind und der Südost, also in jener Jahreszeit drey, in dieser nur verschiedene Winde wehen.

Die Insel Sumatra, welche durch die Linie gerade getheilet wird, ist die Ursache eines besondern

Phae-

Phaenomens. Die mannichfaltigen Reisen, welche ich an ihren Küsten gemacht habe, setzen mich in Stand, etwas Bestimmtes darüber zu sagen. Doch muß ich gestehen, daß ich nicht gleich die Natur der hier wehenden Muffons kannte. Ich glaubte anfangs, daß gewisse Erscheinungen in Absicht des Windes und Wetters, die doch nur die Küste der einen Hälfte der Insel betrafen, sich über die ganze Küste erstreckten; aber Erfahrung zeigte mir bald diesen Fehlschluss, und ich fand nachher, daß, während die nördliche Hälfte der Küste vom Achemschen Vorgebürge bis zum Aequator, vom nördlichen Muffon bestrichen wird, die andere südliche Hälfte von der Linie bis zur Straße von Sunda im Gebiet des mittleren oben erwähnten Muffons liegt, welcher, wie schon angeführet ist, blos während der Dauer des Winter- oder Nordost-Muffons von der Linie an, bis zehn Grad südlicher Breite wehet.

Die südwestliche Küste vom nördlichen Theile der Insel Sumatra wird von ihm, eben so wie die Küste von Malabar, während dem Nordost-Muffon bestrichen, und sie haben beyde dann das heiterste Wetter mit Land- und Seelüftchen; denn der Nordost-Muffon, welcher hinter dieser Hälfte der Insel auf der Straße von Malacca mit voller Kraft wehet, verlihet sich beynahe ganz durch die hohen Gebürge und bekommt sie erst in einer beträchtlichen Entfernung wieder. Südlich von der Linie hemmt ihn der mittlere Muffon ganz und erstickt ihn einigermaßen. Fasset man die halbe Entfernung des Achemschen Vorge-

Vorgebürges von einem Grade nördlicher Breite zwischen dem Zirkel und beschreibt von diesem Theil der Insel Sumatra einen halben Zirkel nach Südwest, so ist hierin die Gegend, wo während dem Nordost-Musson beständige Windstille herrschet.

Während dem Sommer-Musson werden die südwestlichen Winde, welche in der Bay von Bengalen wehen, von den hohen Gebürgen, worauf sie stoßen, aufgehalten und wehen an dieser Küste aus Nordwesten. Sie bringen Regen und übel Wetter bis an die Linie hin, wo in einem kleinen Raum das ganze Jahr hindurch veränderliche Winde herrschen. So ändert die Lage der Küste von Nordwesten nach Südosten ihre ursprüngliche Richtung. Es begleitet sie ein Strohm, der unter dem Winde gehet und ein Theil der grossen Wassermasse ist, welche sich während diesem Musson aus der Strasse von Madagascar dicht bey Ceylon vorbey in die Strasse von Malacca stürzt; sie theilt sich beym Vorgebürge von Achem; ein Theil davon ströhm in die Strasse hinein, und ein Theil gehet zurück zur Küste von Sumatra.

Ich habe schon oben angemerkt, dafs, während dem nordöstlichen Winter-Musson, die Küste des nördlichen Theils der Insel Sumatra der Küste von Malabar ähnlich ist; aber sie unterscheiden sich wesentlich in einem Umstande, nämlich der Nordost-Musson in den chinesischen Seen wird durch die Halbinsel von Malacca gebrochen, erhält aber seine Kraft in der Bay von Bengalen wieder. Ihn hält das Gebürge von Indostan wieder auf, und da er seine Kräfte

im nördlichen indischen Ocean an der Küste von Malabar wieder gewinnt, so wird er endlich in Afrika wieder aufgehalten und wehet nur schwach auf Madagascar. Aber eben der Muffon, welchen die Gebürge des nördlichen Theils von Sumatra brechen, erhält seine Kraft nur sehr schwach wieder und verliert sich endlich, nahe bey seinem Vaterlande in den mittleren Muffon; dieß ist ohne Zweifel die Ursache der Windstille, die in dem erwähnten Halbzirkel herrschet.

Aber man kann auf der andern Seite während des Wehens des Südwest - Muffons in dem erwähnten Zirkel keine Stille erwarten; denn zu der Zeit wehen hier frische Winde. Indefs der nördliche Theil der Küste bey dem Nordost - Muffon schön Wetter hat, so ist der südliche im Gebiet des Nordwest - Muffons, der frische Winde und Regen mit sich führt; im Sommer ist es gerade umgekehrt, weil während des Wehens des südwestlichen Muffons im südlichen Theile dieser Wind mit dem Haupt - südöstlichen Passatwinde zusammentrifft und dann gutes Wetter bringt.

Da ich mich nun über die indischen Muffons erklärt habe, so erlaube man mir, noch einige beyläufige Anmerkungen zu machen. Alles, was ich gesagt habe, entstand aus einer eignen Erfahrung, und ich habe bloß aus vorhergegangenen Erfahrungen diese Theorie zusammengesetzt; ich habe auch freymüthig meine Irrthümer eingestanden, besonders in Absicht der südwestlichen Küste von Sumatra. Ich fand Erscheinungen im Wetter und Winde nur der Hälfte der Küste eigen, die ich zu der Zeit, da ich noch nichts

nichts davon wufste, der ganzen südwestlichen Küste zuschrieb. Die plötzlichen Windstöße, die zuweilen von Nordosten und noch weit feltener aus Norden vom Lande kommen, halten gewöhnlich nur 7 bis 8 Minuten mit Heftigkeit an; denn die Aequinoctiallinie, die mitten durch diese Insel gehet, mäßiget sie, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf. Stürme sind überhaupt selten bey der Linie und die Umanderung des Muffons geschiehet nie an dieser Küste mit der Heftigkeit, die in der Bay von Bengalen an den Molucken und den Seen von China so gewöhnlich ist; denn an diesen Orten erzeugt das angränzende feste Land und seine hohen Gebürge Ungewitter von solcher Stärke, als man sie an der westlichen Küste von Nordamerika findet. Aber Inseln scheinen nicht genug Dünste sammeln zu können, um viele anhaltende Stürme zu bilden; alles, was sie sammeln, scheint in einer gewissen Entfernung zu verschwinden.

Die Stürme in Mauritius, von denen wir hören, wüthen mehrentheils innerhalb und etwa zwey bis drey Meilen im äußeren Umkreiß. Weiter davon, glaube ich, ist während, daß fürchterliche Orkane in der Insel selbst stürmen, die Luft ruhig und unstürmisch. Der Wind verliert seine Kraft umgekehrt, wie die Quadrate seiner Entfernung, wenn der Wind nämlich in der Insel entsteht. Aber in der Breite von Mauritius empfindet man oft heftige Windstöße aus Südosten und diese wüthen mit äußerster Heftigkeit, weit heftiger, als man sie in der nördlichen Breite, in dem indischen, atlantischen oder stillen Meere findet,

ausgenommen in dem kritischen Zeitpuncte, wo die Mussions in Indien aufbrechen oder in den stürmischen Monaten in Westindien. Ebenfalls ist die Kalte in der südlichen Halbkugel weit strenger, als in der nördlichen, wie das die Kalte des Sommers in Terra del Fuego beweiset.

Ehe ich nun von meiner Abreise aus Batavia etwas erwähne, will ich erst noch etwas von der Art erzählen, wie man in Indien die Leinewand mahlet; hiezu hat man verschiedene Wege. Man hat zwey große Rollen, an deren jede man der Länge nach die Leinewand, vermittelst des Saumes, fest machen kann. Diese Rollen haben eine eiserne Achse, die von einem Ende bis zum andern durchgeheth, und davon ein Ende gekrümmt ist und zum Drehgriffe dienet. Dieses Werkzeug, das mit demjenigen eine Aehnlichkeit hat, dessen man sich an vielen Brunnen zum Wassers schöpfen bedienet, ist zu gemein, als das ich mich mit der Beschreibung davon aufhalten sollte. Ich will also nur sagen, das die Böcke, worauf die Achsen liegen, so beschaffen sind, das man den Griff fest machen kann, um dadurch zu verhindern, das sich die Rollen nicht drehen und verändern.

Das Stück Leinewand wird an die Rollen an beyden Enden angeheftet; man rollet es darauf auf die eine Walze, und der Werkmeister stellt sich zu der andern, die gemeiniglich fünf Fuß von der ersten entfernt ist, spannet seine Leinewand so straff aus, als es nur immer möglich ist, und ziehet sie ein wenig durch Gummiwasser. Er hat neben sich eine hölzerne

Forme,

Forme, die so breit als die Leinewand ist. In dieselbe ist das Muster geschnitten, das man auf die Leinewand bringen will. Zugleich hat er auch ein großes vier-eckiges, zur Forme eingerichtetes Kissen bey sich, das mit Baumwolle ausgestopft ist; nicht als ob die Baumwolle hier ausdrücklich nöthig wäre, sondern weil sie in Indien sehr gemein ist. Dieses Kissen ist mit einer wohl zubereiteten Haut überzogen.

Auf die Haut des Kissens trägt er einen sehr dünnen Teig, der von Reismehl, woraus man die Stärke bereitet, von Indigo und Spicköhl gemacht ist, welches gleichsam eine etwas dicke Dinte abgiebt; nach diesem drückt er seine Forme darauf an und trägt sie, nachdem er solche abgewischt, daß die Farbe bloß in den Zügen des Musters zurückbleibt, auf seine Leinewand, welche den Abdruck dieses Musters annimmt. Manchmal bedient man sich bloß der chinesischen Dinte oder des Rouku, einer rothen Farbe von einem sogenannten Baume, anstatt der oben erwähnten Composition. Es giebt erfahrene und geschickte Arbeiter, deren Hand so fest ist, daß sie ihre Muster auf die Leinewand mit dem Pinsel zeichnen und keine Forme dazu brauchen.

Das Muster ist allezeit doppelt, wie man es in allen indianischen Zeugen sehen kann. Die Ausfüllung des leeren Raums darzwischen ist eine andere Arbeit, und wird allezeit aus freyer Hand mit dem Pinsel gemacht; sie füllen diesen leeren Raum mit den Farben, welche sie für dienlich erachten und die alle aus Kräutern, Blättern und Baumrinde oder Wur-

zeln gezogen werden. Es ist merkwürdig, daß diese Farben vielleicht deswegen so fest auf den Zeugen sitzen, weil sie mit ihnen zugleich aus dem Pflanzenreiche herkommen und folglich eine Verwandtschaft haben. Ich zweifle, ob die aus Metallen und Mineralien, die aus der Erde gegraben werden, eben diese Wirkung thun würden. Die Farben, welche man braucht, werden allezeit mit Spicköhl zubereitet. Diefs ist die erste Manier der Indianer.

Die andere bestehet darinnen, daß man auf der Erde eine viereckichte Einfassung von Brettern macht, so groß als man will, oder als es nöthig ist. Diese Einfassung füllt man mit sehr reiner Thonerde, das heist, davon alle Steine und grober Sand abgesondert, und die wohl durchgearbeitet ist. Auf diese Thonerde zeichnet man nach Gefallen Figuren, entweder in bloßen Zügen oder in vollen Bildern, und beobachtet dabey, daß man den Abriss ungefähr nur eine Linie tief mache. Hierauf füllt man den Abriss mit Farben an, die mit Spicköhle zubereitet sind und beobachtet dabey genau, daß solche nicht aus ihrer Vertiefung heraustreten, und sich über die Fläche der Forme ausbreiten.

Alsdenn nimmt man die Leinwand, welche man mahlen will; man nagelt sie mit dem Saume an die Einfassung an, und spannet sie über die Forme sehr stark aus. Neben sich hat man ein Faß mit klarem Gumiwasser; man füllet eine Gießkanne damit, deren Löcherchen ungemein klein seyn müssen, und besprenget damit, so leicht als möglich ist, die Leinwand.

wand. Diese Verrichtung geschieht an der Sonne, welche das meiste dabey thut. Denn da ihre Hitze die Leinewand, welche ungeachtet ihrer Ausspannung durch das darauf gegossene Wasser, noch ein wenig herunter gezogen hat, durchdringet und trocknet, so ziehet sie zugleich die Feuchtigkeit der Farben in die Höhe. Diese Feuchtigkeit, welche noch allezeit von der Farbe, davon sie herkömmt, und von der Fettigkeit des Spicköhls etwas an sich hat, ist viel zu dick, als dafs sie durch die gummichte Leinewand durchdringen und verdrauchen könnte. Sie hänget sich also an die inwendige Fläche der Leinewand an und stellet daran die Figuren, die auf die Forme gezeichnet und gefärbt waren, so gut und dauerhaft vor, dafs sie nimmermehr ausgehen.

Den dritten März 1769 bekam ich endlich die frohe Nachricht, dafs ehestens Schiffe nach Europa abseegeln würden, und dafs ich mich zur Reise fertig machen möchte, wenn ich mitreisen wollte. O! wie angenehm war mir diese Bothschaft! Ich dachte an keine Gefahren und an nichts, als blos, nun bald wieder nach Europa zu kommen. Ich versorgte Isabelle und mich mit allem, was uns zur Reise nöthig dünkte, und verlies den 7ten März Batavia und meine Bekannten. Wir kamen auf das Schiff, die Vrie Farth genannt, und erlebten denselben Abend, als wir in dasselbe gegangen waren, noch ein fürchterliches Gewitter. Der Blitz schlug auch bey einem heftigen Regen in ein Schiff, das nicht weit von dem unsrigen lag. Er nahm seine Richtung in die Küche, tödtete den

R 4

dabey

dabey liegenden Hund und zersplitterte einige Balken. Etwa eine Stunde zuvor war das Feuer zum Abendessen angemacht und ein messingener Kessel mit Reiss darüber gehängt worden. Der Schiffskoch faß etwas zur Seite und gab auf seinen Reiss Acht. Plötzlich kam ihm ein helles Feuer vor die Augen, und es dünkte ihm, als ob er in den Rücken einen Schuss bekommen hätte; zu gleicher Zeit wurde er durch eine sehr schmerzhaft empfindung an seinen Schienbeinen genöthiget, durch geschwindes Reiben derselben sich eine Erleichterung zu verschaffen.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, von seiner Stelle zu kommen, erhohlte er sich endlich von der Betäubung und sahe seinen Sohn ohne alle Empfindung liegen, auch durch den Blitz sehr beschädiget. Der Brand war über das ganze Gesicht, über die Brust, über beyde flachen Hände, Knie und Schienbeine. An der Kleidung, ja nicht einmal an den Haaren des Vorderhauptes, unter welchen doch die Haut verletzt gewesen, war nichts verderbt oder versenget worden; da doch die Hitze zu einem solchen Grad gestiegen war, daß die zinnerne Schuhchnalle des linken Fusses auf die Hälfte geschmolzen, dem Fusse aber, auf derselbigen Stelle, gar kein Schade widerfahren war. Ein Gleiches war auch bey dem Vater dieses jungen Menschen zu bewundern, dessen Schienbeine durch den vorüberfahrenden Wetterstrahl auch etwas verbrannt, die wollenen Strümpfe desselben aber gar nicht versehrt waren.

Durch

Durch den gewaltsamen Druck der Luft wurde das in Flammen lodernde Küchenfeuer in einem Augenblick ausgelöscht; durch die Gewalt des Wetterstrahls aber, der gerade auf den Kessel zugefahren seyn muß, ward derselbe aus seinem eisernen Ring herausgerissen und einige Schritte weggeworfen. Bey dessen nachmaliger Besichtigung bemerkte man ein ausgeschmolzenes zirkelrundes Loch in der Gröſſe eines holländischen Guldens in der Beugung des Kessels. Gegen zehn Uhr des Abends war das Gewitter ganz vorbey, die Luft wurde helle, und die Nacht stille. Den andern Morgen giengen wir unter Seegel und fuhren zwischen den verschiedenen kleinen Inseln durch, welche vor der Rhede von Batavia liegen, z. E. Rotterdam, Horn und Harlem. Den Nachmittag mußten wir wegen Ermangelung des Windes die Seegel fallen lassen, und den folgenden Tag kamen wir erst aus der Straſſe der Sonde und der nördlichen Spitze der Prinzeninsel vorbey. Uebrigens kann man hier längst der ganzen Küste der Insel Java ankern. Die Holländer haben hin und wieder auf derselben kleine Posten, welche einen Soldaten am Bord der vorbey passirenden Schiffe schicken müssen, um sich zu erkundigen, wie solche heißen, wo sie hingehen, und wo sie herkommen. Dieses wird sorgfältig aufgeschrieben, und ob man gleich aufschreibt, was man will, so ist diese Gewohnheit doch nicht zu tadeln, weil man dadurch oft Nachrichten von Schiffen erhält, derentwegen man lange bekümmert gewesen ist. Ueber dieses bringt der Soldat, welcher am Bord

R §

kommt,

kommt, einen guten Vorrath von Hühnern, Schildkröten und andern Erfrischungen mit, die sehr wohlfeil sind.

Auf diesem ganzen Wege ist nichts Merkwürdiges vorgefallen; das schöne Wetter und ein beständiger frischer günstiger Wind kürzten ihn sehr ab, und wir beschäftigten und vergnügten uns, so gut als wir konnten. Am meisten ergötzten wir uns über das Leuchten des Meeres. Schwerlich giebt es in der Natur viel ähnliche oder gar noch schönere Schauspiele. Es läßt sich auch gar nicht beschreiben; man sieht mit Entzücken das stille Feuer auf und über den Wellen der See. Das Schiff durchschneidet diese Glut, die nicht zündet, nicht brennt, und es scheint, als wenn sie dadurch nur noch stärker und prächtiger würde. Hinter ihm bleibt eine flammende Strasse zurück; Myriaden von feurigen glänzenden Puncten fahren alsdenn noch näher zusammen, und verschönern die Nacht. Ist alles ringsum dunkel, und man geht auf das Verdeck des Schiffs, so sieht man Millionen kleine Puncte, die wie funkelnde Sterne aussehen. Es ist ein so schöner, Herz und Seele erhebender, Anblick, daß man sich, wenn man es zum Erstenmal sieht, gar nicht satt sehen kann, und man muß da gar nichts denken können, wenn man da nicht an die Allmacht des Schöpfers denkt. Seegelt das Schiff im unruhigen Meere stark, so machen die vielen Funken vor dem Schiffe gleichsam nur einen einzigen Feuerklumpen aus. Ein Reiben oder Erschüttern des Wassers ist allemal nöthig, wenn man Funken sehen will.

Das

Das Meer sprüht Funken, wenn es an die Klippen, an die Schiffe und an die Ruder schlägt. Es giebt auch Funken von sich, wenn man nur Steine hineinwirft. Schüttelt man aber das Wasser vielmal hinter einander, so äußert sich zuletzt kein Funke mehr; man muß es allemal wieder eine Zeitlang beynahe eine Stunde ruhig stehen lassen. Es verliert diese Eigenschaft, Funken hervorzubringen, in dem Augenblick, da man es an das Feuer setzt, aber nicht kochen läßt. Ist das Seewasser einmal durch Papier oder Tuch durchgeseiht worden, so giebt das durchgelaufene Wasser keine Funken mehr; hingegen das Löschpapier giebt, wenn es trocken geworden und gerieben wird, viele Funken von sich, und auch ohne die mindeste Bewegung sieht man auf demselben in der Nacht von Zeit zu Zeit leuchtende Punkte entstehen. Man schreibt daher dieses Glänzen der See zum Theil gewissen phosphorischen und durch die Bewegung des Wassers nebst der Einwirkung der Luft sich entzündeten Theilen zu; eine Materie, die sich ohne Zweifel im Meer beständig verzehrt und wieder ersetzt. Es kann auch wohl mit von der Fäulniß der thierischen Theile entstehen, die im Meere beständig in Menge anzutreffen sind; auch sind viele Oehle, so wie endlich auch viele Fische und Würmer im Meere vorhanden, die dieses Licht bey sich führen.

Den 21sten März bekamen wir die Insel Rodri-
go und anderthalb Tag darauf Isle de France zu
Gesicht. Den folgenden Tag liefen wir in den Hafen
ein. Unsere Kranken wurden ins Hospital geschicket,
unsre

unsre Taue neu durchgesehen, und was wir an Lebensmitteln brauchten, eingenommen. Diese Insel ist nur vier und zwanzig Stunden von Bourbon entlegen, und ist mit jener zugleich im sechszehnten Jahrhunderte von den Portugiesen entdeckt worden, welche sie Cerne nannten. Nachher setzten sich die Holländer darauf fest und gaben ihr den Namen Morizinsel, verliessen sie aber wieder im Jahr 1712, worauf die Franzosen sich darauf niederliessen, die sich aber lange Zeit damit beschäftigten, dafs sie untersuchten, zu welchem Behufe sich die Insel am besten benutzen lasse, als dafs sie in der That Gebrauch von derselben gemacht hätten. Dem ersten Plane nach, sollte es eine Art von Niederlage für alle asiatische Waaren seyn, welche in indischen Schiffen hieher gebracht und nachher erst in französische geladen werden sollten. Diese Einrichtung schien mit grosser Ersparniss verbunden zu seyn, weil nicht allein die Besoldung und Kost indischer Matrosen weit wohlfeiler ist, als die der europäischen, sondern weil auch dabey viele Leute gerettet wurden, die theils schon durch die blofse weite Reise, noch öfterer durch die ungesunde Witterung in den arabischen und bengalischen Gewässern drauf gehen. Indessen ward doch aus dem ganzen Unternehmen nichts, weil man fürchtete, die Compagnie würde verächtlich werden, wenn sie in diesen Gegenden keine beträchtliche Seemacht erscheinen lasse.

Man kam nun auf den Einfall, den Einwohnern der Insel Frankreich den indischen Handel frey zu geben,

geben, der ihnen vorher unterlagt gewesen war. Die Insel hatte aber weder Schiffe, noch Geld, weder Gegenstände der Ausfuhr, noch Mittel zur Consumtion. So fiel auch dieser Plan, und die Colonie ward bloß auf den Ackerbau gesetzt. Das verursachte denn abermals wieder neue Fehler; man schickte Menschen aus Frankreich her, welche weder Lust, noch Geschick zur Arbeit hatten. Die Ländereyen wurden auf Geradewohl vertheilet und die Vorschüsse, welche die Pflanzer erhielten, wurden ihnen nicht nach Verhältniß ihrer Arbeitsamkeit, sondern nach Maaßgabe des Schutzes ertheilt, den sie genossen. Die Compagnie, welche an den europäischen Waaren Hundert auf Hundert, und Fünfzig auf Hundert an den indischen gewann, foderte, daß die Producte der Insel um sehr niedrige Preise in ihre Magazine geliefert werden sollten. Dadurch und durch ähnliche schlechte Anstalten mehr, verfielen die Pflanzer in den höchsten Grad der Unthätigkeit, und diejenigen, denen noch einige Thätigkeit übrig geblieben war, hatten entweder keine Mittel, oder keine Standhaftigkeit, die ihnen im Wege liegenden Hindernisse zu übersteigen. Im Jahr 1764 endlich nahm sich die Regierung der Colonie unmittelbar an, und seitdem hat sich der Zustand der Insel merklich verbessert, welche, da sie gewissermaßen am Eingange des indischen Meeres liegt, für Frankreich von sehr großer Wichtigkeit ist.

Die ganze Insel soll 90,668 Ruthen im Umfange haben. Gegen Nordwesten ist sie ziemlich eben; allein auf der andern Seite sind ganze Ketten von Bergen.

gen. Sie wird von mehr als sechs-
zig Bächen bewas-
sert. Im Innern der Insel sind viele Teiche, und Re-
gen fällt dort beynahe das ganze Jahr durch, weil die
Wolken sich an den Gipfeln der Berge und der darauf
wachsenden Walder verweilen. Der Boden ist fast
allenthalben von röthlicher Farbe, und mit Eisenarten
vermischt. In der trocknen Jahreszeit muß die Erde,
wenn man Graben machen will, oft mit Aexten von
einander gehauen werden. Ueberall ist das Erdreich
mit Felsen bedeckt, von der Gröfse einer Faust an,
bis zur Gröfse einer Tonne und drüber. Sie sind
voller Löcher und viele bestehen aus geschobnen La-
gen, welche wie Nieren aussehen, und man könnte
beynahe sagen, daß die ganze Insel mit diesen Felsen
gepflastert sey.

Gras findet man von dreyerley Arten; das eine
hat ein feines Blatt, so spitzig, daß es durch die Klei-
der sticht; das Vieh frisst es nicht. Ferner eine Art
Hundsgras, das in der Länge fortläuft, und aus feinen
Knoten Zweige treibt. Das beste Gras wächst in den
kühlen Gegenden und hat breite, saftige Blätter, wel-
che das ganze Jahr durch grün und zart bleiben. An-
dere einheimische bekannte Gewächse sind, ein Kraut,
dessen Frucht aus einer Hülse besteht, welche mit ei-
ner Art Seide angefüllt ist, ferner eine Art stachlich-
ter Spargel, der höher als zwölf Schuh schießt, eine
Art Pappeln und eine Art Disteln; lebendiges Basili-
cum, dessen Geruch dem Nelkengeruch ähnlich ist
und bey Wunden mit Nutzen gebraucht wird. Die
Raketten, aus welchen man Hecken macht, welche
sehr

sehr gefährlich sind, tragen eine gelbe, mit Roth gesprengte, Blume. Die Dornen stehen dicht bey einander und sind äusserst spitzig. Der Sammetartige wächst im Sande am Meerufer. Seine Zweige sind mit einem weichen Wesen bedeckt, das sich wie Sammet anfühlt, und die Blätter stehen voll glänzender Haare. Der Strauch und die Blumenbüschel, welche er trägt, geben in der Entfernung einen angenehmen Geruch von sich, der, je näher man kommt, immer mehr abnimmt, bis er zuletzt ganz unausstehlich widrig wird.

Man findet hier eine Pflanze, welche, in sehr stachlichten Schalen, eine harte Nuss, perlgrau von Farbe und so groß als eine Flintenkugel, hervorbringt. Diese Nuss ist sehr bitter, und wird von den Negern wider venerische Krankheiten gebraucht. In den Waldern wächst ein holzichtetes Kraut, Korbkraut genannt. Man hat Faden daraus gesponnen und Zeug davon verfertigt, der nicht ganz schlecht gerathen ist. Die Blätter desselben werden als Ptisane bey Brustkrankheiten gebraucht. Lianen giebt es eine sehr große Menge. Sie hängen sich an die Bäume an und erhalten dieselben gegen die Wuth der Orcane. Auf den Wiesen entdeckt man auch nicht eine einzige Blume.

Die vorzüglichsten einheimischen Bäume sind der Mapu, ein großer Baum, der aber so weich ist, daß man ohne Mühe ein Messer bis an den Hest hineinstossen kann. Man hält ihn für giftig. Das Rundholz ist ein kleiner harter krumm gewachsener Baum.

Man

Man macht Fackeln daraus und hält das Holz für unverweslich. Das Zimmetholz ist einer der größten Bäume auf der Insel, dessen Holz an Farbe und Adern dem Nussbaum gleicht und zur Tischlerarbeit sehr tauglich ist. Gleich nach der Verarbeitung hat es einen Geruch, der mit dem Geruch der Zimmetblüthe einige Aehnlichkeit hat. Das Mattenholz giebt das schönste rothe Holz und wird zu Zimmerarbeiten gebraucht, wozu auch das Olivenholz dienet. Das Aepfelholz, ein rothes Holz von mittelmaßiger Güte. Der Baum trägt eine Frucht, die man Affenapfel nennt und einen auferst kraftlosen Geschmack hat. Der Benjoinbaum, das biegsamste Holz auf der Insel, wächst sehr dick und splittert niemals. Der After-Tatamaka giebt gutes Bauholz, ist sehr geschmeidig, hat zuweilen funfzehn Schuh im Umfange und giebt ein Harz von sich. Der Milchbaum hat einen milchweissen Saft bey sich. Der Eisenbaum, der ein so hartes Holz hat, daß es im Wasser untersinkt, und sich das Eisen der Beile daran umleget. Der Feigenbaum, ein sehr großer Baum, der aber weder Blätter, noch Holz mit dem unsrigen gemein hat. Die Feigen gleichen den ächten, sind aber nicht besser als Affenapfel. Sein Saft ist milchicht, und giebt, wenn er getrocknet ist, das bekannte elastische Gummi. Der Ebenbaum, der Zitronenbaum, der Sandelbaum und andere mehr, werden hier alle häufig angetroffen.

Ferner findet man hier eine Art Indigo, die aber zu nichts genutzt wird, an sandigen Orten
Portu-

Portulak, Kresse in allen Bächen, auf dem Felde Maniok, Mais, Korn, Reiss, kleine Hirse, schlechten Tobak, harte und süsse Zuckererbsen und Schminkbohnen, Artischocken, eine Art Kürbiss, Giromon genannt, schlechte Melonen und hie und da Erdbeeren. Spinat ist selten, Petersilie, Fenchel, Kerbel, Sellerie, bekommen saftige Stengel und vermehren sich nicht stark. Lattig, Blumenkohl und Cichorien, sind weder gross noch gut; aber der Kohl kommt sehr gut fort. Der Spargel, Pastinaken, Steckrüben, Radies und Rüben werden nicht stark, auch die Erdapfel nicht viel grösser als eine Nuss; aber der Erdapfel aus Indien, Cambar genannt, wiegt manchmal über ein Pfund. Seine Haut hat eine schöne violette Farbe, inwendig aber ist er weiss und sehr fade von Geschmack. Der hiesige Ingwer ist schlecht, und die hiesige Pimpernuss braucht man, um Oehl daraus zu schlagen.

Von Blumen giebt es hier Tuberosen, Nelken, Rittersporn u. s. w. sehr schöne Sonnengoldblumen, Tulipanen, Aloen, Rosen, Jasmin, Granaten und Mirthen, schwarze Johannisbeeren, Pfefferstauden, Baumwollenbäume, Zuckerrohr, Fichten, Tannen, Eichen u. s. w.

Von Thieren giebt es Affen von mittelmässiger Grösse, die graurothes, dichtes Haar und lange Schwänze haben; ungemein viele Ratten und fast eben so viele Mäuse. Einheimische Vögel sind Flamingos, Tropikvögel, viele Arten Papagoyen, Amseln, Holztauben, Fledermäuse, Sperber, Hühnerfresser, Meer-

schildkröten, Krabben, Skorpionen, Heuschrecken, Ameisen, Wespen, Bienen, Fliegen, Eydechsen und so weiter.

Im Einzelnen sind die Lebensmittel hier sehr theuer. Der gesellschaftliche Ton ist grob; nichts wird hier mehr als die Falschheit geschätzt, und um einen klugen Mann zu bezeichnen, sagt man, daß er fein sey. Für Künste und Wissenschaften ist man hier fühllos; die Empfindungen der Menschheit sind so schwach, daß Kinder bey dem Tode ihrer Aeltern, Männer bey dem Tode ihrer Weiber, auch nicht eine Thräne vergießen. Ihre Gassen und Höfe sind weder gepflastert, noch mit Baumen besetzt; ihre Häuser sind hölzerne Hütten, ihre Fenster haben weder Glasseiben, noch Vorhänge, und ihr Hausgerathe ist nicht viel besser, als das, was man bey den Negern in Guinea findet.

Verheurathete Weisse giebt es nur wenig auf der Insel. Die nicht reich sind, entschuldigen sich mit ihrem mittelmäßigen Vermögen, und die Reichen geben vor, daß sie sich in Frankreich setzen wollen. Die wahre Ursache aber ist diese, weil sie sich so leicht Beyschläferinnen unter den Negerweibern halten können. Wer noch verheurathet ist, lebt auf seiner Plantage, und die Weiber kommen nur in die Stadt, um zum Abendmahl zu gehen, oder zu tanzen; denn den Tanz lieben sie bis zum Unsinne. Die Frauenzimmer haben wenig Farbe, sie sind aber wohlgebaut und von guter Bildung. Sie haben von Natur Anlage zum Witz, und wenn ihre Erziehung weniger vernachla-

nachlässigt wäre (denn sie ist so schlecht, daß viele nicht lesen können), so würde ihr Umgang sehr angenehm seyn. Ihre Keuschheit ist zu bewundern, und ihre Kleidung ist sehr sauber. Ihre Kinder lieben sie außerordentlich; sie lassen sie nackend auf der Erde herum kriegen, baden sie oft und halten sie zu keinem Lernen an. In kurzer Zeit sind sie stark und Handfest, und es giebt Mädchen, die mit eilf Jahren schon mannbar sind.

Man zählt höchstens vierhundert Pflanzer oder Landeigenthümer auf der Insel, den übrigen Theil der Bewohner dieser Insel machen die Indianer und Neger aus. Die erstern sind Malabaren, die von Pondichery kommen, fast alle stille, fleissige Handwerker; sie wohnen in einer eignen Vorstadt, das Lager der Schwarzen genannt. Die Neger, welche das Land bauen, kommen von Madagascar; ihre Anzahl beläuft sich auf 24000. Ihr Schicksal ist traurig; drey Peitschenhiebe geben mit Anbruch des Tages das Signal zur Arbeit. Jeder muß nun mit seiner Hacke aufs Feld, wo sie in der Sonnenhitze beynahe nackend arbeiten. Ihre Speise ist im Wasser zerriebener Mais oder Brod von Maniok; ein Stück Zeug ist ihre Kleidung. Des geringsten Verfehens wegen, werden sie mit Händen und Füßen an eine Leiter befestiget, und von dem Aufseher mit hundert, ja wohl gar mehreren Peitschenhieben auf den Hintern gezüchtigt. Jeder Hieb nimmt ein Stück Haut mit weg. Männer und Weiber werden auf gleiche barbarische Weise behandelt; und damit auch die Religion mit ins Spiel ge-

bracht werde, laßt man sie Abends, wenn sie wieder in ihren Löchern angelangt sind, zu Gott für das Wohl ihrer Herren beten. Man taufet welche, sagt ihnen dann, sie wären Brüder der Weißen geworden, und würden ins Himmelreich kommen, was ihnen aber nur einen schwachen Trost bey der Behandlung giebt, der sie auch noch als Christen ausgesetzt bleiben.

Port Louis ist der Hauptort der Insel, der zugleich im unangenehmsten Theil der ganzen Insel liegt. Die Wohnungen, welche zusammen kaum das Bild eines elenden Fleckens geben, sind im Grunde des Hafens an der Oeffnung eines Thals angebaut, das durch eine Kette steiler Felsen in der Form eines Winkels gebildet ist. Die Seiten dieser Gebürge sind sechs Monate im Jahr mit einem verbrannten Kraute bedeckt, so daß die ganze Landschaft schwarz, wie eine Kohlenhütte, ist. Die Stadt selbst besteht aus hölzernen Hütten, die nur ein Stockwerk haben. Jedes Haus liegt einzeln und ist mit Pallisaden umgeben. Der Boden ist allenthalben mit Felsen bedeckt und daher so höckerig, daß man keinen Schritt thun kann, ohne Gefahr zu fallen. Sie hat weder Mauern, noch sonst eine Befestigung; nur zur Linken, nach dem Meere zu, liegt eine schlechte Verschanzung aus schlecht über einander gelegten Steinen, die ohne Mörtel und Kalk befestiget sind.

Am großen Fluß, der aber nichts weiter als ein breiter Bach ist, liegt wieder ein kleiner Ort, der aus einem Spital und einigen Vorrathshäusern besteht, wo
auch

auch die Wasserleitung anfängt, welche das Wasser in die Stadt bringt. Eine Stunde weiter davon ist eine Höhle, die dreyßig Schuh in der Breite und zwanzig in der Höhe hat; man hält sie für das Bette eines unterirdischen Flusses. Weiter sind keine ordentlichen Flecken auf der Insel, sondern die Einwohner leben in ihren Pflanzungen zerstreuet, wo die Lebensart oft wenig von der Lebensart der Wilden verschieden ist.

Die auf dieser Insel von Rossing und Herrmans angelegte Eisenfabrik verdient alle Bewunderung. Man trifft wenige in Europa an, die so schön sind. Das darin verfertigte Eisen ist von der besten Güte; es hat aber auch unglaubliche Mühe und Kosten verursacht, ehe man es dahin gebracht hat. Es arbeiteten nahe an die tausend Schwarze dabey, von denen Herrmans zweyhundert in den Waffen geübt und ein ordentliches eingerichtetes Bataillon daraus gemacht hat. Sie sind unter sich in Ansehung der Wahl ihrer Kameraden sehr eigensinnig, und nehmen keinen auf, der die geringste Untreue oder Diebstahl begangen hat. Man hat hier also die Ehre mit der Slaverey zu verbinden gewußt.

Den 28ten März giengen wir wieder unter See-
gel. Wir hatten etliche Tage Nebel, Regen und kleine Stofswinde; je mehr wir uns aber von der Insel entfernten, desto mehr besserte sich das Wetter, der Wind war günstig und frisch. Den 7ten May sahen wir wieder mancherley Vögel, Vorboten des festen Landes und den 9ten das Vorgebürge der guten Hoffnung. Alles freuete sich; es wurde gefangen

und gepfiffen; es dünkte uns, als ob wir schon am Ziele unserer Reise wären. An diesem Tage machten wir noch eine sonderbare Bemerkung an einem Vogel, der die Grösse einer Taube hatte.

Er kam an unser Schiff geflogen, brachte sein Junges mit, schlug mit den Flügeln und blieb stille sitzen. Wir nahmen den kleinen Vogel in die Hand, betrachteten ihn, und fanden seine Beine mit kleinen Fäden und harter Erde so mit einander verwickelt, daß die Mutter sie unmöglich hätte losmachen können. Wir nahmen Wasser, um die Erde loszuweichen, zogen die Fäden einen nach dem andern heraus, wuschen die Beine und brachten so eine gute Viertelstunde damit zu. Darauf setzten wir den Vogel auf das Verdeck, wo er ruhig blieb und nicht wegflog. Den Abend und den andern Morgen brachte die Mutter ihrem Kleinen etwas zu fressen und schlug allemal vor uns, als ihren Wohlthätern, mit den Flügeln, gleichsam als ob sie uns damit ihre Dankbarkeit beweisen wollte.

Ich hätte gewünscht, diesen Vogel noch näher beobachten zu können; allein wir kamen schon den 10ten May in den Hafen, und über diese Freude, so wie über das Glück der geschwinde bis hieher zurückgelegten Reise, achtete ich nicht mehr auf diesen Vogel. Hier lagen an die 20 Schiffe von allerley Nationen vor Anker; Alles munterte mich zur Freude und zum Dank gegen Gott auf, und fröhlich und vergnügt

gnügt nahm ich Isabelle, so bald wir geankert hatten, bey der Hand, um mit ihr, so geschwind als sichs thun liefs, ans Land zu treten.

Drittes Kapitel.

Aufenthalt auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, und Zurückreise nach Europa.

Es war der eilfte May 1769, als ich an einem schönen Morgen mit Isabellen in der Capstadt ankam, und meine erste Sorge war, eine Wohnung zu suchen, so wie ich sie während unsers hiesigen Aufenthaltes nöthig zu haben glaubte. Da es die hiesigen Holländer, wenn sie auch im Ansehen und im Wohlstande sind, nicht unschicklich halten, bey der Ankunft eines fremden Schiffes, einen Theil ihres Hauses in einen Gasthof zu verwandeln, so fand ich auch gleich zwey bequeme Stuben. Diese Sitte ist hier so allgemein und hat so wenig Schimpfliches, dafs, aufser dem Gouverneur und noch ein Paar andern Personen,

es alle hiesige Einwohner thun. Um der Sache mehr Anstand zu geben, hat man folgende Methode erfunden, die zugleich ganz einträglich ist. Ein Schiffscapitain und andere Leute vom Stande logiren in einem Hause, frühstücken und essen zu Mittag und Abend mit ihren Wirthen, und bezahlen bey der Abreise, jede Person, eine spanische Matte, oder einen Thaler drey Groschen für jeden Tag. Dieser Preis ist so festgesetzt, daß er weder erhöht noch erniedriget wird, und für den Fremden ist diese Einrichtung auch ganz angenehm. Man wohnt ziemlich gut, isset recht gut, genießt der Hausgesellschaft, und am Abend hat man im Hause eine Assemblée oder einen Ball, denen man als Glied der Familie beywohnet. Man kann sogar selbst Fremde zu Tische einladen, und obgleich die Häuser nicht schön sind, so ist doch ihre Einrichtung bequem und artig. Gleich bey dem Eintritt kommt man in eine Art von Gallerie, wo Tische und Stühle stehen; dieß ist der Gesellschaftsaal. Dann folgt eine noch größere, wo zu Mittag und Abend gegessen wird. Links und rechts sind Schlafzimmer und Wohnstuben für Fremde. Die Bedienung wird von Slaven, meist Negern, verrichtet; sie sind zierlich gekleidet, müssen aber, weil der Strumpf oder Schuh das Zeichen der Freyheit ist, bloße Füße tragen. Vielleicht rührt diese Gewohnheit, Kostgänger oder, wie man es hier nennet, Pensionnaire anzunehmen, noch von den ersten ursprünglichen Anbauern her, so daß dadurch das Principium
des

des Stolzes auf diese Weise durch Gewohnheit eingeschlafert worden ist.

Da man es jeden Fremden außerst schwer macht, sich hier lange aufzuhalten, und ich sowohl Isabellen als meiner Umstände wegen nicht wissen konnte, wie bald oder wie spät, Briefe von Portugal oder von England ankamen, so begab ich mich gleich nach der ersten genossenen Ruhe zum Gouverneur, den ich während meines hiesigen Aufenthaltes im Jahr 1766 hatte kennen lernen, und bat um die Erlaubniß, so lange hier zu wohnen, bis ich Briefe erhielt. Nachdem er meine und Isabellens Umstände vernommen hatte, bewilligte er mir mein Gesuch. Auch war er schon, ehe ich zu ihm kam, von meiner Ankunft unterrichtet. Denn jeder Hauswirth ist verbunden, alle Abende dem Herrn Fiscal von jeder Person, die er unter seinem Dache bewirthe, bey Strafe nicht nur eines Verweises, sondern auch sogar an baarem Gelde, Nachricht zu ertheilen.

Da nun ein äußerlicher Anschein von Andacht und feyerlicher Moralität in den Gesichtern, in der Kleidung, im Gange und im Gespräch dieser Leute herrscht; so war ich schon auf dem Wege, dergleichen Einrichtung aus einer oder der andern von diesen beyderley Ursachen herzuleiten. Ich bildete mir ein, man hätte dabey entweder die Absicht, einer gewissen Art von lustiger Immoralität in Privathäusern Einhalt zu thun, oder auch, wie in Amsterdam, die pünctliche Bezahlung einer Taxe, nach der scrupulösesten Proportion zu der Menge der Kundschaft und

der Gäste, von einer gewissen autorisirten Classe gutwilliger und patriotisch gesinnter Jüngferchen sicher zu stellen, die gelegentlich das Ihrige zum Zeitvertreib der Fremden beytragen. Allein ich fand bey meinem längern Aufenthalte und bey näher eingezogener Erkundigung, daß der Zweck dieses Gesetzes einzig und allein darauf hinaus lief, alle Gemeinschaft mit Fremden so gut, als möglich, zu erschweren, und den Fremden zugleich abzuschrecken, sich nicht auf dem Cap niederzulassen.

Wir mochten so etwa zwey Monate hier gelebet haben, als ich an einem Morgen durch einen Schiffscapitain von Richard aus England Briefe erhielt, worinnen er mir seinen Antheil, den er am Tode des jungen Perkins nahm, zu erkennen gab; zugleich versicherte er mich auch seiner Zufriedenheit und Erkenntlichkeit, wenn ich nach England kame. Ueber die Sachen des verstorbenen Perkins möchte ich disponiren, diese sollten meine seyn, und da er ein sehr ansehnliches Vermögen hinterliefs, so würde er auch suchen, mir, nach meiner Ankunft in England, die mit ihm ausgestandnen Gefahren zu verfüßen. Diesen Brief, der mir so viele Freude machte, zeigte ich dem Gouverneur; dadurch sicherte ich mich im ungestörten Aufenthalt auf dem Cap. Ich hatte nun nach wenigen Tagen eine Gelegenheit finden können, mit nach Irland zu fahren; da aber Isabelle noch keine Briefe hatte, und durch meine Abreise in die größte Noth und Elend gekommen seyn würde, so gab ich ihrem Bitten nach und blieb.

Die

Die gute Frau bekam endlich einen Brief von ihrem Vater, der äußerst hart war. Weder ihre Reue, noch die Vorstellung unserer Batavischen Freunde, hatten die hartherzigen Aeltern bewegen können, ihrer Tochter ihren übereilten Fehltritt zu vergeben. Der Vater erklärte sich gerade zu, daß er sie nicht mehr für sein Kind erklärte, daß er sie, wenn sie es wagte, bey seinem Leben jemals wieder nach Portugal zu kommen, ins Gefängniß würde setzen lassen und sich da nie um sie bekümmern. Damit sie indessen doch noch etwas zu leben hatte, so schickte er ihr einmal für allemal ein Capital, das nach unserm Gelde etwa 12000 Thaler betrug. Den richtigen Empfang davon sollte sie ihm bescheinigen und es dann nie wieder wagen an ihn zu schreiben; im Uebertretungsfalle würde er sie sonst, sie möchte auch seyn, wo sie wollte, einziehen und auf seine Kosten im Gefängniß unterhalten.

Daß dieser harte Brief der Isabelle unzähligen Kummer verursachte, kann man sich leicht denken! Ich hob ihr Geld, und beantwortete dem Vater den Brief, wobey ich ihm zugleich schrieb, ich würde seine Tochter mit nach England oder Deutschland nehmen, damit er fernerhin keine Gelegenheit mehr hätte, sein unverföhnliches Herz an seiner unglücklichen Tochter zu zeigen. Isabellen aber suchte ich, so gut ich konnte, zu trösten und zu beruhigen.

Nachdem die ersten Aufwallungen des Schmerzes und der Traurigkeit vorüber waren, so entdeckte ich ihr meine Absicht, sie zu heyrathen und mit ihr nach
Deutsch-

Deutschland zu reisen, wo wir, wegen der wohlfeilern Lebensart, von unserm Vermögen recht gut leben könnten. Sie antwortete mir, sie wäre zwar nie gesonnen gewesen, nach dem Tode Orbillos sich jemals wieder zu verehlichen, indessen gäbe sie mir, als ihrem Erretter, mit Vergnügen ihre Hand und ihr Herz. Ich machte darauf unser Vorhaben bekannt, und nachdem ich einige Schwierigkeiten von Seiten der Regierung gehoben hatte, so liefs ich mich den 28. August mit Isabellen trauen. Da die Lutheraner damals noch keinen Lutherischen Prediger hatten, ob sie gleich schon manches Jahr sehnlich darum gebeten, aber wegen des Druckes, den die reformirten Prediger den augsburgischen Confessionsverwandten auf alle Weise zufügten, immer nicht gehöret wurden, so liefs ich mich von einem reformirten Prediger copuliren. Seine ganze Beschäftigung dabey war von der Art, dafs ich es deutlich merken konnte, die gefällige und in Europa so beliebte Toleranz habe den Weg nach diesem Vorgebürge noch nicht gefunden. So feyerlich mir sonst ein Trauactus ist, so argerlich war mir derjenige, der an mir selbst vollzogen wurde; denn der Mann unterhielt mich im eigentlichsten Verstande mit einer Controversrede.

Durch unsere Verbindung, durch die gesunde Luft, die hier herrschet, und durch unser glückliches häusliches Leben wurde Isabelle in kurzer Zeit wieder wie neu gebohren. Sie vergafs den Kummer, von ihren Aeltern verstoßen zu seyn; sie genoß den Umgang verschiedener Freundinnen und die Achtung
Aller,

Aller, die sie kannten. Da ich mich mit zu der hiesigen Freymaurerloge hielt, so kam auch ich in eine genauere Bekanntschaft mit den Ersten und Vornehmsten des Caps; sie lernten mich und meine Gesinnungen nach und nach näher kennen, und ich wurde, nachdem ich mich etwa sechs Wochen verheyrathet hatte und schon alle Anstalten machte, nach Europa zu reisen, einmal ganz unvermuthet gefragt, ob ich Lust hätte, eine vakante Secretairstelle anzunehmen? Da sie sehr einträglich war, meine Frau auch nichts dagegen einwendete, so stimmte ich, zumal da es mir auf dem Cap des schönen Klimas wegen gefiel, in dieses feltne Anerbieten ein, und ich erhielt sogleich zur Verwunderung Vieler eine Stelle, die mir vielleicht Manche mißgönnten. Auf diese Art wurde ich ganz unerwartet genöthiget, auf dem Cap zu bleiben; und da mir mein Amt und die Zinsen von meinem Vermögen bey einer ordentlichen Haushaltung so viel abwarfen, daß ich bequem davon leben konnte, so genoß ich wirklich ein sehr glückliches Leben.

Nun benutzte ich die erste Gelegenheit, dem Herrn Richard Nachricht von meiner Veränderung zu geben, und ihm meinen Entschluß bekannt zu machen, auf dem Cap zu bleiben. Er schien dieses aber in seiner Antwort nicht zu billigen, weil er andere Plane mit mir vorgehabt hatte; indessen ließ er sich weiter nicht darüber aus, sondern versicherte mich seiner fortdaurenden Freundschaft, und machte mir noch ein in der That englisches Geschenk für die Gefahren, die ich mit Perkins ausgestanden hatte.

Nun

Nun giengen meine Lebenstage ihren gewöhnlichen Gang; ich war fleißig in meinen Geschäften, erhielt viel Zutrauen, und wurde nach zween Jahren an die Waisenhammer zum Nutzen alternloser Kinder versetzt, durch welche Veränderung ich mich wiederum sehr verbesserte. Da meine Leser also wissen, daß ich jetzt sehr glücklich war, so will ich von meinen Angelegenheiten etwas abbrechen und ihnen nun vom Cap, dem merkwürdigsten Platze im Lande der Hottentotten, und so weit ich das Land selbst habe kennen lernen, eine Beschreibung mittheilen. Ich hoffe, sie soll meinen Lesern nicht unangenehm seyn, da diese Colonie in unsern Tagen durch den Krieg ein neues Interesse erhält.

Ich habe es schon im ersten Theile gesagt, daß die Pflanzstätte, welche die holländisch-ostindische Compagnie hier angelegt hat, sich auf 450 englische Meilen nach Osten und Westen, und auf 250 nach Norden erstreckt. Daß die sogenannten Kreuzzüge den Grund zur europäischen Handlung gelegt haben, ist bekannt. Die nächste Folge dieser an sich so traurigen Kriege war diese, daß die Europäer in eine nähere Gemeinschaft mit den Völkern des Orients kamen, und sich folglich eine richtigere Kenntniß von der Lage, den Früchten und dem damaligen Zustande der asiatischen Länder verschafften. Die erstaunlichen Eroberungen des mogulischen Monarchen Jenghiz-Chan, oder Thingis Chan, trugen nicht wenig zu diesem Zwecke bey. Die christlichen Fürsten, die den heiligen Krieg hitzig fortsetzten, wurden begierig,
die

die Freundschaft dieses Eroberers zu gewinnen, und dieß veranlaßte sie, Gesandtschaften in die große Tartarey zu schicken. So fertigte der Papst den Franziskaner - Mönch, Johann dü Plant Carpin, im Jahr 1246 dahin ab. Dadurch wurde die Begierde, fremde Länder zu sehen, erweckt, und viele Privatpersonen giengen theils aus Neugierde, theils aus Hoffnung, am mogulischen Hofe ihr Glück zu machen, dahin. Besonders sind die Reisen des Marco Polo aus Venedig merkwürdig, welcher viele Jahre am Hofe des Chans zubrachte, und seine Reisebeschreibung gab deutlich zu erkennen, daß ein Weg über das Meer nach Indien möglich und thunlich wäre. Nun entstand bey vielen Fürsten das Verlangen, einen Versuch zu machen, ob nicht übers Meer eine Gemeinschaft mit dem Orient erreicht werden könnte. Und wie nun die Spanier gar eine neue Welt im Westen entdeckten, so wurde mit dem Verlangen nach Gewinn auch die Eifersucht rege und die Portugiesen suchten eine neue Welt in Osten.

Sie schickten daher im Jahr 1493 eine Flotte unter dem Befehl des Bartholomaeus Diaz dahin; und dieser Mann war es, welcher das sogenannte Cap, unter der Regierung Johannis II., zuerst entdeckte. Er nannte es, der vielen Stürme wegen, Capo dos todos Tormentos, das Vorgebürge aller Plagen; allein König Johann II. gab ihm den Namen Capo du bonne Esperanca, weil er nun zu hoffen anfieng, seine Flotte werde Ostindien glücklich finden und mit großen Schätzen zurückkehren. Diaz
war

war nicht kühn genug ans Land zu treten, welche Schwachheit auch der vom König Emanuel abgeschickte Vasco de Gama bewies; denn Reyde glaubten, daß hier abscheuliche Menschenfresser wohnten. Sie begnügten sich also damit, auf der Robbeninsel, die vor dem Cap liegt, zu landen, und da frisches Wasser einzunehmen. So ganz unrecht hatten die Portugiesen den damaligen Hottentotten nicht gethan; denn als sie auf ihrer Rückreise hier landeten, und bey ihrem Mangel an Lebensmitteln von den Einwohnern Ochsen und Schaafte kaufen wollten, so wurde eine große Anzahl von ihnen, nebst ihrem Unterkönig Almyda umgebracht. Allein dieß schreckte sie nicht ab, sondern es giengen neue Schiffe dahin, welche Indien entdeckten und unermessliche Schätze daher hohlten. Wie nachher Philipp der Zweyte Portugal mit Spanien vereinigt hatte, so zogen auch seine Unterthanen in den Niederlanden große Vortheile von diesen Schätzen dadurch, daß sie die indianischen Reichthümer aus portugiesischen Häfen abhohlten und durch ganz Europa verführten. Nun aber erwachte der spanische Verfolgungsgeist, und da Philipp den Niederländern, mit dem einen Arm, ihre geistlichen Rechte zu entreißen suchte, so nahm er ihnen mit dem andern auch ihre natürlichen; er verbot ihnen die Schifffahrt in die portugiesischen Häfen. Die listigen Niederländer wagten es zwar, den spanischen Tyrann unter fremder Flagge zu hintergehen; allein man entdeckte sie, nahm ihre Schiffe weg, legte das Schiffsvolk in Ketten, und verbot ihnen den Handel.

als

als die Seele ihres Reichthums, mit doppelter Strenge. Nun machten die Niederländer Versuche, die Waaren aus Ostindien selbst zu hohlen. Diefs durften sie aber nicht auf dem von den Portugiesen befahrnen Wege thun. Es schossen daher im Jahr 1595 einige Kaufleute von Amsterdam ein Capital zusammen, wovon sie vier Schiffe ausrüsteten, welche auf der Nordseite eine neue Strasse nach Japan und China suchen sollten; allein sie kamen fruchtlos zurück. Zween andere Versuche von eben dieser Art waren gleichfalls vergeblich, und die armen Niederländer mußten nun ihr Project aufgeben. Endlich versprach ihnen ein zu Lissabon gefangen sitzender Schiffer Cornelius Houtmann, der den Weg nach Ostindien von den portugiesischen Matrosen genau ausgeforscht hatte, seine gemachten Entdeckungen mitzutheilen, wenn sie ihn aus dem Gefängniß loskaufen wollten.

Diefs geschah; man errichtete eine Compagnie für entfernte Länder und schickte den Houtmann im nämlichen Jahre 1595 mit vier Schiffen ab, welcher den Weg ums Vorgebürge der guten Hoffnung herum glücklich nach Indien fand. Nun vergrößerte sich die Compagnie durch Kaufleute aus Amsterdam und Rotterdam, und man schickte mehrere Schiffe ab, welche alle, mit reichen Schätzen beladen, aus diesen glücklichen Ländern zurückkehrten. Die Spanier wollten vor Verdruss rasend werden, und schickten eine Flotte von dreyßig Kriegsschiffen ab, um die ersten nach Ostindien gehenden holländischen Schiffe wegzunehmen. Allein die muthigen Hollander schlu-

gen sich durch, und vermehrten ihre Schätze und ihre Macht. Nachdem die Generalstaaten im Jahr 1602 die entstandenen kleinen Compagnien in eine einzige verwandelt und derselben eine Octroy, oder Privilegium, ertheilt hatten, so waren sie nun so glücklich, die Spanier und Portugiesen nach und nach aus den vornehmsten Besitzungen in diesen reichen Ländern zu vertreiben. Vergeblich hetzten die eiferfüchtigen Spanier andere Mächte gegen diese glückliche Gesellschaft auf; sie nahm im Gegentheile immer an Macht zu, eroberte die mehrsten Gewürzinseln, bauete das prächtige Batavia auf der Insel Java, und nahm sogar im Jahr 1653 den Portugiesen das Cap weg. Die Holländer hatten zwar beständig an dieser Küste, wenigstens auf der Robbeninsel gelandet; allein sie kannten doch das Land noch nicht. Endlich im Jahr 1650 entdeckte (wie ich schon im ersten Theile gesagt habe) der Schiffswundarzt Jan van Riebeck, den Generalstaaten, daß dieses Land überaus fruchtbar sey, und der Besitz desselben den Holländern ungemein viele Vortheile gewähren müßte. Man machte ihn also zum Admiral einer Flotte und er nahm das folgende Jahr dieses herrliche Land in Besitz. Riebeck kaufte von den Einwohnern ein Stück Land, (siehe den ersten Theil) legte eine Festung an, und in derselben bequeme Wohnhäuser und Waarenlager und ein Gasthaus für Kranke.

Nachdem er diese Anstalten gegen die Anfälle der Einwohner und Feinde getroffen hatte, bauete er sich etwas Land zu Garten an, die er mit europäischen Same-

Samereyen befaete; und als diese die Bemühungen des Admirals reichlich belohnten, so beschloß die Compagnie aufs neue, eine Colonie anzulegen. Man versprach den Colonisten die besten Bedingungen und schickte nun eine ziemliche Anzahl Schiffe mit Einwohnern, Ackergeräthen, Zugochsen, Pferden, Korn und andern nöthigen Sachen dahin ab. Die große Fruchtbarkeit des Landes bereicherte diese Colonisten in kurzer Zeit so sehr, daß sie nicht allein ihren Vorschufs bezahlen konnten, sondern sich auch noch Geld gesammelt hatten. Weil aber diese neuen Bewohner des Caps größtentheils ohne Frauen waren, so las man aus den Waisenhäusern der großen holländischen Städte die artigsten und klügsten Mädchen aus und schickte sie den Colonisten zu. Nun vermehrten sich die Holländer in dieser Weltgegend in kurzer Zeit, bis zu einer erstaunlichen Anzahl, so, daß man genöthiget war, noch mehr neues Land von den Einwohnern anzukaufen. Und so entstand nun diese so berühmte holländische Colonie, die an Fruchtbarkeit wenige ihres Gleichen hat, die einen Erdboden besitzt, der vermögend ist, alle nöthige Bedürfnisse des menschlichen Lebens und sogar nicht wenig zu den Schwelgereyen desselben herzugeben.

Es liegt aber dieses Vorgebürge der guten Hoffnung, oder das Cap, auf dem 33ten Grad 55 Minuten südlicher Breite, und 35 Grad 2 Minuten Länge nach dem Meridian von Teneriffa. Das ganze Land hat die Gestalt eines Triangels und ist allenthalben mit Reihen von hohen Bergen befaet, wovon einige ganze Ketten

bilden, die mehr als eine Tagereise lang sind. Unter diesen Gebürgen ragen besonders drey Spitzen hervor, die vorzüglich merkwürdig sind. Sie heißen der Tafelberg, der Löwenberg und der Teufelsberg, wovon ich nachher reden werde. Der erste Anblick der äußerlichen Gestalt des Landes verspricht daher eben so wenig, als der Boden selbst, etwas Außerordentliches; denn die reichsten Thäler und Gegenden sind mit Bergen und sandigen Wüsten untermengt und zuweilen gar damit umringt; allein die ebenen Thäler, der sandige steinerne Boden und die zahlreichen Heerden von Hornvieh und Pferden machen auch, daß die Communication zwischen einem Platz und dem andern weder schwierig, noch kostspielig ist. Da nun das Land auf solche Weise von der Hand der Natur selbst buntfarbig gewebt, und in abgesonderte Districte geformt ist, so wird es dadurch in der That anmuthiger, als wenn es eine bloße unermessliche, nur vom Weltmeer begränzte Ebene wäre.

Ohnedieß sind die Menschen schon von Natur den Orten und Gegenden, wo sie gebohren oder zu wohnen gewohnt sind, dann bey weitem mehr ergeben, wenn diese Orte zwischen Wüsteneyen und Hügeln und in einsamen Thälern liegen, als wenn sie in großen Städten oder volkreichen Landschaften zu Hause sind. Das Feld oder der Busch, worinnen die Heerde ihres Vaters allein geweidet und wo seine Familie allein beyammen gewesen ist, werden vom Gemüthe, nach langwieriger Abwesenheit und mannichfaltiger Unruhe in der Welt mit heißer Zuneigung umfaßt

umfaßt und die Scenen unsrer jugendlichsten und unschuldvollsten Jahre erwecken in der Seele manches, von Liebe und Wehmuth zusammengesetztes, Bild. Bey weitem nicht so hitzig ist diese Liebe zum Geburtsort bey denen, die ihr ganzes Leben in großen Städten, oder auch in jenen weiten Strecken zugebracht haben, wo die Einwohner so zahlreich, wie Bienenschwärme, sind, wo jedwede Scene von Tausenden zugleich gesehen wird, und wo keine natürlichen Begränzungen das eigenthümliche Lager, das Gebürge, das Thal, den Bach, die Holzung oder auch den Morast bezeichnen, der dem ländlichen Besitzer und seinen Verwandten und Bedienten geheiligt ist.

Das hiesige reine und gemässigte Klima ist für die Gesundheit sehr vortheilhaft; ob das Land gleich nahe bey dem Wendezirkel des Steinbocks liegt, und also nahe bey dem heißen Erdgürtel, so werden doch die Menschen hier sehr alt. Die Sonnenstrahlen fallen gerade herab, und weil ganze Striche des Landes mit Sand bedeckt sind, so wird die Hitze dadurch natürlich verstärkt. Die Strahlen werden zurückgeworfen und verdoppelt. Indessen wird doch diese übermäßige Hitze, die an einigen Orten gefährlich ist, durch die Höhe der umliegenden Berge, durch den vielen Regen, der von diesen Bergen entstehet, durch die beständigen Winde, die von drey Seiten über große Seestriche kommen und abwechselnd wehen und endlich durch die abkühlenden Nebel und Dünste, die sehr oft an den Bergen hangen, wieder sehr gemässigt. Der Südost- und der Nordwestwind herrschen hier

fast beständig. Es wehen Winde im Sommer, die am Morgen früh anfangen und bis Mittag dauern. Wenn wieder andere blasen, so sind immer Nebel und Wolken dabey, wodurch der Dunstkreis kühler wird. Von einigen Winden weiß man gewiss, daß sie Regen bringen. In den vier ersten und in den vier letzten Monaten des Jahrs kann man mit Zuverlässigkeit den Südostwind erwarten. Regelmäßig wehen einige Winde in den Stunden vor, und andere nach Mitternacht. Zuweilen werden die Winde so stark, daß sie Wolken von Sand und Staub mit fortreißen. Das Meer von Dünsten kann also hier nie ganz stille stehen. Wenn daher einige ankommende Schiffe wegen des Windes nicht gleich nach der Rhede fahren können, so weiß man, daß mit dem Anbruch des Tages eine Kühlung weht, womit die Schiffe bis zu dem Platz, wo sie anlegen, aufseegeln können. Das Innere des Capschen Districts ist, wie ich schon gesagt habe, wie mit Bergen besäet; zwischen diesen liegen viele Thäler, und diese werden von vielen kleinen Bächen und Flüssen, die von den Bergen herabströmen, durchschnitten. Dazu kommt noch der nützliche Schatten, den die häufigen Berge auf das heiße Land werfen, die Nebel, die an den Bergen hängen und die Hitze dämpfen, und die Fruchtbarkeit, die die abfließenden Bäche in dem sonst trocknen Boden verbreiten. Wo nur irgend ein kleines Wasser läuft, da wachsen gleich einige Büsche, deren Schatten schon ein Vortheil für das Land ist. Denn auf dem offenen Felde vertrocknet in dem heißen Klima zur Zeit
des

des Sommers jedes Gewachs. Ein Baum wird nicht über sechs oder sieben Fuß hoch, daher stellen die Büsche nur kleine niedrige Gesträuche vor. Aber die Hottentotten nähren sich doch von ihren wilden Früchten und Wurzeln. Sie sammeln im November und December eine Wurzel von der Art, schälen sie im Wasser, lassen sie hernach gähren und vermengen es nun mit Honig. So entsteht ein Trank, womit sie zuweilen abwechseln, wenn sie nicht immer Kuhmilch oder Schaafmilch trinken wollen, und womit sie sich bisweilen berauschen. Selbst im Winter sieht man hier nicht allein alle europäische Gemüse, sondern auch Mandeln, Citronen, Pommeranzen, Sinaäpfelbäume, voller Blüten und grüner, reifer Früchte, und überhaupt das schönste Wetter.

Unter den vielen Gebürgen ragen besonders drey Spitzen hervor, die vorzüglich merkwürdig sind. Die erste heist der **Tafelberg**, welches die höchste ist. Dieser Berg scheint, ob er gleich eine Meile von der Stadt liegt, von weitem gerade über ihr, und über der Festung, zu hängen. Er ist 3353 Fuß und folglich über 300 Fuß höher, als der Brocken. Weil seine Spitze abgestutzt ist, so hat man ihm den Namen **Tafelberg** gegeben. Die Aussicht von diesem sowohl als von den übrigen Bergen ist überaus reizend; denn das Auge stößt, die östliche Seite ausgenommen, auf keine Gränzen und hat die ganze Fläche des Meeres, mit allen seinen abwechselnden prächtigen Auftritten vor sich. Die Erzählung, daß auf diesem Berge ein großer See befindlich ist, gehört unter die Mährchen.

Er ist oben fast ganz unfruchtbar; aber es sprudeln aus den in der Mitte herabhängenden Felsen und ihren Ritzen kleine Quellen hervor, die in der Tiefe hundert Pflanzen und Sträuchern Nahrung und Leben geben. Der Teufelsberg, der 2095 Fuß hoch ist, wird von dem erstern nur durch eine tiefe Kluft getrennt, so wie auch der Löwenberg, dessen Höhe 1100 Fuß beträgt, Verbindung mit demselben hat. Dieser bedeckt die ganze Westseite der Stadt bis nach Norden hin. Er macht in der Ferne die Figur eines liegenden und auf Raub laurenden Löwen, wovon er auch den Namen bekommen hat.

Zwischen diesen Gebürgen giebt es viele Sandfelder, die um desto beschwerlicher sind, weil der Sand beweglich ist, und ihn die Winde aufhäufen und so umher wehen, daß die Dornen und Disteln bedeckt werden und diese nun auf eine heimtückische Art die Reisenden verwunden. Im Sande selbst halten sich viele giftige Schlangen auf, gegen deren Bisse sich jedoch die Einwohner, vermittelst gewisser kleiner Zwiebeln, bewahren. Dieser Sandgegenden ungeachtet, ist das Land überaus fruchtbar. Getraide hat es im größten Ueberfluß, wovon die Ausfuhr nach Europa der unläugbarste Beweis ist. Ganze Schiffsladungen mit Korn und Wein gehen nach Holland und sonst auswärts.

Sandige Ebenen, Holz, hohe Berge, Thäler, Bäche und Flüsse, wechseln in dieser Gegend mit einander ab, und der erste Ort, wo die Hollander angebauet haben, war im Tafelthale. Die ganze Pflanz-

stadt

stadt erstreckt sich also südwärts bis an die falsche Bay, deshalb so genannt, weil die holländischen Schiffe, vom May bis zum August, wegen der Stürme nicht in der rechten Bay einlaufen können, sondern in dieser, welche vier und eine halbe Meile von der rechten entfernt ist, und dabey mit allen zur Schiffahrt nöthigen Dingen versehen ist. Von der äußersten Landspitze des Vorgebürges bis zur Stadt, erstreckt sich eine Kette von Bergen, die in der Gegend der Simonisbay dem Strande näher laufen, bis zur falschen Bay fortgehen, von da sich nördlich wenden und endlich mit dem Tafelberg vereinigen. Das ganze flache Land auf der Ostseite der Stadt, welches aus Sand und Heide besteht, ist wahrscheinlich nach und nach angesetzt, und das Vorgebürge ehemals eine Insel gewesen, die erst nachher mit dem Tiegergebürge und den Bergen im hottentottischen Holland verbunden wurde. Der Weg zwischen dem Cap und der falschen Bay ist sehr beschwerlich und mehr noch, äußerst gefährlich. Denn zu eben der Zeit, da der Südostwind stark wehet, pflegt in dieser Bucht so heftige Fluth zu seyn, daß die See, selbst bey der niedrigsten Ebbe, an einigen Stellen bis an den Fuß der nächsten Berge hinaufsteigt. Man muß daher einen langen Weg dicht am Wasser hinnehmen, und schwere feste Wagen nebst geübten Ochsen mitnehmen, und doch sind die Beyspiele des Unglücks sehr häufig. Die Art des Fuhrwerks ist sonderbar und folgende: Es ziehen die Ochsen den Wagen mit den Knochen, wobey zwey und zwey neben einander, unter einem Joche gehen, das sich mit

feinen hölzernen Schienen ihnen um den Hals legt, und Einschnitte hat, an welchen die Halsriemen leicht festgehakt werden können. Das Joch des hintersten Paares ist in der Mitte an der Deichsel, bey den übrigen aber an einem Stricke oder Riemen, der zu dem Ende zwischen den Ochsen hergezogen wird, befestiget. Man macht auf diese Art sehr weite Reisen und auch ziemlich schnell.

Sechs Meilen vom Vorgebürge liegt das K u h g e - b ü r g e , welches zunächst nach den Tiegerbergen angebaut ward; es ist aber wegen Wassermangels und ungünstigen Bodens, nicht sehr angebaut. Acht Meilen vom Vorgebürge liegt das b l a u e G e b ü r g e ; es ist ebenfalls schlecht mit Wasser versehen und nicht sehr bewohnt. Auf dem K o n s t a n t i a b e r g e wächst der berühmte Wein gleiches Namens, der aber in gewöhnlichen Jahren kaum 120 Legger in allem liefern kann. Ein Legger hält ohngefähr 600 Pinten Pariser Maafs. Man hat rothen und weissen Konstantia- wein; aber der meiste, der in Europa diesen Namen hat, ist verfälscht. Der Boden ist ein steinartiger Sand, und es sind nur Pflanzen von spanischem Muskatwein, die man hieher gebracht hat. Würde die Cultur der vortrefflichen Capweine aufgemuntert und verbessert, so würden die hiesigen Weine keinem andern in der Welt an Geschmack, Geruch, Farbe, oder Delikatesse etwas nachgeben; und da sie weder zu feurig, noch der Gährung sehr unterworfen sind, so würde sich finden, daß sie übrigens alle heilsame Eigenschaften des alten Rhein- und des Madera- Weines an sich hätten.

hätten. Es wird indessen jährlich eine beträchtliche Menge Wein nach Osten und nach Westen ausgeführt. Das Land ist an sich so ergiebig, daß die Schnittlinge von Weinstöcken, die man aus Spanien, aus den Kanarischen Inseln und aus der Levante hierher bringt, schon im dritten Jahre so viel Trauben tragen, als in Europa im fünften Jahre. Im August, wo der Frühling anfängt, schneidet man die Weinstöcke, im September kommen die Blätter, und am Ende des Januars fängt die Weinlese an, die bis zu Ende des Märzès dauert.

Einige Berge im Lande heißen die Honigberge, weil sich in den Ritzen der Felsen eine Menge Bienen aufhalten, die dort ihren Honig zusammentragen. Die Landeseingebohrnen klettern auf die Berge und sammeln den Honig. Man findet so viel, daß sie ihn selbst nicht ganz genießen können; sie bringen ihn nach dem Cap und tauschen dagegen allerhand Kleinigkeiten ein. Auf einem andern Berge wächst den Hottentotten ein Gestrauch, das sie Kaporoc nennen, und das ihnen deswegen wichtig ist, weil die Blume dieses Strauchs eine Art Watte trägt, die man in Indien statt der Vogelfedern zu Betten braucht.

Unter den Flüssen ist der vornehmste der Salzfluß; er hat seinen Namen davon, weil die Fluth sein Wasser gegen die Mündung zu salzig macht; er ist übrigens süß, hell und gesund. Sein Ursprung ist auf dem Gipfel des Tafelberges. Hier vertrocknen die meisten Wasser im Sommer ganz; aber dieser Salzfluß, den viele Wasser bilden, die an der Südostseite
des

des Berges herabfließen und sich an seinem Fuß vereinigen, hat das ganze Jahr hindurch Wasser. Er läuft nach der See zu, wird auf diesem Wege noch durch andere Bäche verstärkt und ergießt sich endlich in die Tafelbay. Obnstreitig haben es die Einwohner der Verbindung dieses Flusses mit der See zu verdanken, daß dieser Fluß nie ganz versiegt. Und weil auch der Tafelberg, der seine vorzüglichste Geburtsstätte ist, so hoch ist, daß die Luft oben kälter ist, und sich also dort alle Dünste gleich verdicken und zusammenfließen müssen, so muß der Salzfluß auch deswegen immer strömen. Die Natur macht also auf dem höchsten Berge schon die erste Anstalt zu einem Strom, der unten im Thale immer Fische haben und verschiedene Länder und Gärten benetzen muß. Andere Flüsse, die hier ihr Wasser nur von niedrigen Bergen haben, vertrocknen ganz, sobald die Regenzeit vorbey ist. Diese ist im Winter, im May, Junius, Julius und August; allein die ganze Stärke des Winters machts kaum so kühl, als bey uns im September. Daher friert es hier niemals, oder doch nur äußerst selten, und der Winter ist daher die angenehmste Jahreszeit. Der Sommer fällt in die Monate Januar, Februar und März, welche sehr heiß und trocken, und folglich sehr beschwerlich sind. Gewitter giebt es hier selten, und wenn es geschieht, so geben sie nur gelinden Donner. Einige andere Flüsse sind, der Ohnende, der Seekuhfluß, der Schwarzkopffluß, der Sonntagfluß, u. a. m.

Der

Der größte Mangel, den diese Gegend leidet, ist das Holz zum Bauen und sogar zur Feuerung. Die schiffbaren Ströme sind durch weite Entfernungen von einander getrennt; Kanäle hingegen ließen sich hier leichter anlegen, als in den niedrig liegenden Ländern von Europa. Die Ostseite des Vorgebürges und die inländischen Gegenden sind die ergiebigsten und wären der vollkommensten Cultur fähig. Die zwey hauptsächlichsten Gegenden in Absicht auf die Handelsgeschäfte, sind die Tafel- und die falsche Bay. Hier pflegen gewöhnlich die ankommenden Schiffe zu ankern. Weil sie aber nicht gegen heftigen Nordwind schützt und bey diesem Winde die in der Bay liegenden Schiffe Gefahr laufen, an die Klippen geworfen zu werden, welches Unglück im Jahr 1737 acht aus Indien kommenden Schiffen begegnete, wobey fast alle Güter und 400 Menschen verunglückten, so pflegt man zur Zeit dieses Windes in die Falsbay einzulaufen. Am Munde der Tafelbay, die dicht unter dem Tafelberge liegt, ist die Robbeninsel, wohin die Missethäter verbannt und bey den Kalköfen und Muschelfischereyen gebraucht werden. Robben aber werden hier nicht mehr so viele, als sonst gefangen. Es giebt auch noch andere Bayen, die der Schiffahrt sehr gut zu statten kommen könnten; allein die Politik der privilegierten Beherrscher, der Ostindischen Compagnie, hat über die wahre Kenntniss derselben einen Schleyer gezogen. Eben die Mißgunst, aus welcher die Compagnie die Kenntniss der Hafen verheelt, die ich hier im Sinne habe, verbietet auch sogar

gar den Einwohnern, ihre Producté und Effecten, es geschehe unter was für einem Vorwande es wolle, zu Wasser, längst der Küste hin zu transportiren. Von der Schiffahrt bey dem Cap kann man sich übrigens einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dafs, ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich gewifs vierzig grofse Ostindienfahrer von verschiedenen Nationen anlegen.

Dafs das Land reich an Getraide ist, habe ich schon gesagt; es ist in keinem Stücke geringer als das Sicilische. Eben so reich ist es an Vieh, wovon man besonders grofse Heerden Rinder und Schaafte in den Wiesen weiden siehet. Man trifft daher manchen holländischen Bauer an, der acht bis zehn tausend Schaafte und fünf bis sechs hundert Rinder hat. Zu dieser ansehnlichen Viehzucht helfen auch die Berge sehr. Die Bauern haben ihre Plantagen rund um den Fuß derselben angelegt, die eine Menge kleiner Flüsse haben. Selbst die hohen Berge haben oben grofse Ebenen, die mit dem vortrefflichsten Grün bekleidet sind. Im Sommer schickt man die Ochsen hinauf. Auch in der heifsesten und trockensten Jahreszeit sieht man hie und da sehr saftvolle Pflanzen, die auf einmal viel Wasser in sich saugen können, und diese sind für die Schaafte, die nie das dürre Gras, sondern immer die feuchten Blätter dieser Pflanzen fressen, ein herrliches Futter. Auf diese Art können Pflanzen und Thiere den Regen zu gewissen Zeiten im Jahre entbehren. Wo man auch wegen Mangels des Wassers und wegen der brennenden Hitze nicht immer mit
den

dem Heerden leben kann, da kommen die Hottentotten doch in der Regenzeit hin, und durch die Nahrung der alsdann mit Salz und Wasser schnell angefüllten Stauden wird das Vieh in kurzer Zeit fett. Alsdenn entsteht hier eine Menge von Pflanzen, die man nach der Regenzeit gar nicht mehr findet. Man kann oft keinen Schritt thun, ohne neue in Europa noch unbekannte Pflanzen zu entdecken; wer sie kennen lernen wollte, der müßte sie auf der Stelle abzeichnen und beschreiben. Die Hottentottischen Schaafte fressen auch alle Arten von Stauden, und viele unter diesen sind gar gewürzhaft und geben dem Fleische einen vortrefflichen Geschmack. Für diese Thiere scheint das Land recht geschaffen zu seyn. Denn das Salz, das die Schaafte so gerne lecken, ist hier im Ueberflusse. Alle Berge scheinen damit angefüllt zu seyn, der Regen wäscht es heraus und löst es auf; nach der Regenzeit verdunstet das Wasser und auf dem Boden bleibt das Salz, als ein freyes Gut, für Jeden, der sammeln will, zurück. Diejenigen Wasser, die am Fuß des Berges, von dem sie ihren Ursprung haben, durch sandichte oder steinichte Districte laufen, reinigen sich davon, und führen klares, helles Wasser.

Weiter hinein in das Hottentottenland würden die Colonisten ihre Schaaf- und Rindviehzucht sicher noch um die Hälfte vermehren können, wenn sie nicht so sehr oft von den sogenannten Buschmännern überfallen würden, die ihnen das Ihrige rauben. Diese Leute sind gewöhnlich solche Hottentotten, die
sich

sich den Gesetzen ihrer Dorfschaft nicht unterwerfen, und lieber frey und elend, als glücklich und unter den Gesetzen, leben wollen. Zu diesen Raubern gesellen sich oft solche Hottentotten, die aus dem Dienste der Compagnie entlaufen sind. Sie haben weder Vieh, noch feste Wohnungen, ja nicht einmal Felle, sich zu bedecken, und leben in Felsenhöhlen, wie die Paviane. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Wurzeln von gewissen Kräutern, Schlangen, Eidechsen, Scorpionen und alle Arten von Insecten. Auch machen sie von der Raupe, die sich an der *Mimosa nilotica* aufhält, ein leckeres Gericht. Der Elefantenfluß, der zwischen 120 bis 150 Fufs breit und an einigen Stellen sehr tief ist, hat am Gestade undurchdringliche Gebüsche von einer Mimose, und auf diesem Laube sitzt gewöhnlich diese Mottenraupe, die sich oft so sehr vermehrt, daß alle Bäume ihrer Blätter beraubt werden. Ferner essen sie die Eyer einer großen Ameise, die sie in Menge aus der Erde hohlen, im Wasser abwaschen und nachher kochen. Man nennt dieß Gericht gewöhnlich Hottentottenreis.

In den Gebürgen des Landes, die viel Sand haben, wächst auch der Wachsbau, den man schon aus Carolina, Virginien und Pensylvanien kennt. Im dürrn Sande, wo sonst nichts wachsen will, wächst eine Staude, deren Beeren, wenn man sie im October und November sammelt und in Wasser leget, schönes weißes Wachs liefern, das zu allen den Endzwecken, wozu man sonst Bienenwachs gebraucht hat, vollkommen dienlich ist. Man macht in Amerika, seit langer Zeit,

Zeit, Lichter aus diesem Wachs, und schickt es in der Gestalt von runden Kuchen in der Welt herum. Der vierte Theil einer holländischen Last von diesen Beeren giebt funfzehn bis fünf und zwanzig Pfund Wachs. Das Baumchen wird nur fünf bis sechs Schuh hoch, und doch haben einige Holländer aufserhalb der Stadt einige hundert Pfund von diesen Beeren gesammelt. Wenn man sie nicht gegen die Zeit der größten Wärme abpflückt, so schmelzt das Wachs durch die Sonne, und die Sperber fressen sie auf.

Die von den Holländern auf dem Cap verpflanzten Gemüsearten, kommen hier eben so gut fort, als in Frankreich, besonders schmackhaft aber sind die Rüben. Auch die Baumfrüchte sind hier in großer Menge, Aepfel und Birnen ausgenommen, wovon die Colonisten nur die Renette und Calville und die Bergamotte besitzen. Sonst giebt's Orangen, Granatapfel, Feigen, Melonen und vortreffliche Erdbeeren. Unter den vielen andern Früchten und Wurzeln, die hier wachsen, sind freylich auch viele schädliche, giftige und betäubende. Aber die Eingebornen folgen in der Wahl der Speisen dem, was sie an den Stachelschweinen und Pavianen sehen; was diese Thiere nicht nehmen, das essen sie auch nicht. Manche Früchte verlieren auch durch wiederholtes Kochen und Trocknen die Bitterkeit, die sie an sich haben. Aloe, Sucotra, Myrten, Wachs, Salz und Schminken ist das Land im Ueberflusse zu liefern vermögend, und so auch Indigo, Baumwolle und Toback. Dieses Vorgebürge ließe sich sogar zum Stapelplatz eines eintraglichen

chen Thran -, Elfenbein - und Straußfedern - Handels machen.

Es enthält das feinste Kupfererz und schon das äußerliche Ansehen des Bodens deutet an vielen Stellen das Daseyn der edlern Metalle an. Diese und andere Artikel könnten der Gegenstand eines weit ausgebreiteten Handels nach Ostindien, nach Amerika und nach Europa werden, und könnten eben sowohl zur Verbesserung und Erhöhung der Ausfuhr eines großmüthigen Mutterlandes an Manufacturwaaren von den rohen Materialien, als zur Beförderung der Handelsbilanz in den wichtigsten Artikeln, insonderheit in dem Handel mit Frankreich und Portugal das Ihrige beytragen. In den Gebürgen der Hottentotten-Ketten bricht Kupfererz, das sie zu schmelzen und in Stangen zu gießen wissen. Nach einer Probe, die ich sah, zu urtheilen, so scheint es, daß in den Stücken mehr als ein Drittheil reines Kupfer enthalten ist. In den härtesten Steinfelsen, die grünem und weißem Marmor ähnlich sind, laufen Adern, als wenn sie lautes, gediegenes Kupfer wären.

Allein die holländisch - ostindische Compagnie verhinderte damals die Entdeckung der Erzgänge aus Gründen der Politik, und zwar aus den Bewegungsgründen, durch die sie die Verbesserung des Landes hemmte. Diese Compagnie weiß zuvörderst: wenn man den Bewohnern des Caps gestatten wollte, die Vortheile, die ihnen von der gütigen Hand der reichen und freygebigen Natur in so großem Ueberflusse dargeboten werden, im höchsten Grade zu benutzen und

und zu erhöhen, so würde dieses Land binnen weniger Zeit viel zu volkreich und mächtig werden, als daß es unter der bedrückenden Herrschaft einer privilegierten Kaufleute-Gesellschaft bliebe; und da es nächstdem nicht in ihrer Gewalt steht, eine so weit ausgedehnte Küste mit dem dazu gehörigen Lande sicher zu besitzen, so glaubt sie, die größte Sicherheit für ihren Besitz bestehe darinnen, daß sie dieses Land nicht zum Gegenstand der Versuchung für andere Mächte anwachsen lassen darf. Gleichwohl ist das Volk hier unter einer despotischen, niederdrückenden, und über jede Verbesserung mißgünstigen Regierung, bey der es von Manufacturen sowohl, als vom Handel, ja sogar von vielen Zweigen der Agricultur gänzlich zurückgehalten wird, erstaunlich angewachsen; und ohne allen Zweifel würde die Bevölkerung noch viel größer seyn, wenn nicht die asiatischen Pflanzstätten der Holländer manche junge Leute aus dem gesündesten Lande in die tödtlichsten Länder zu gehen verleiteten.

Vor der Ankunft der Holländer war diese Gegend voller wilder Thiere, die sich aber nach und nach Landeinwärts ziehen. Die merkwürdigsten sind:

1. Der Elephant, der aber hier nur 12. Fuß hoch wird; er soll auch nicht so geschickt seyn, als die asiatischen, vermuthlich deswegen, weil die Führer sehr ungeschickt sind. Denn daß die Elephanten in diesem Welttheile Geselligkeit besitzen, haben die ehemaligen Karthaginer bewiesen, welche diese

Thiere sehr gut zum Kriege und zu häuslichen Diensten abrichteten.

2. Das Flusspferd, Hippopotamus. Auch dieses Thier, das bekanntlich nächst dem Elephanten das größte vierfüßige Thier ist, war sonst sehr häufig; seitdem es aber die Holländer sehr stark weggeschossen haben, läßt sich selten eins sehen. Man findet sie jetzt nirgends, als im Bergfluß.

3. Die Giraffe oder Kameloparder. Von diesen schönen und eben so sanften Geschöpfen, die, wie bekannt, die höchsten vierfüßigen Thiere sind, giebt es noch viele in den innern Gegenden; sie haben röthlicht weisse, braungefleckte Haare, zwey kleine Hörnerchen an der Stirn, einen langen Hals und noch längere Vorder- als Hinterfüße; denn die erstern sind fünf und die letztern kaum vier Ellen hoch. Ihr Gang ist langsam und schaukelnd, und wenn sie laufen oder Gras fressen wollen, so müssen sie niederknien. Sie werfen alle Jahr ein Junges, werden, wie man glaubt, 30 Jahr alt, und sind auferst fromm und unschädlich, aber sehr furchtsam und angstlich.

4. Das Nashorn, Rhinoceros; es ist dem Elephanten fast an Gröfse gleich. Es sieht wegen seines anderthalb Ellen langen Hornes auf der Nase, deren es bisweilen auch zweye hat, fürchterlich aus, zumal da sich sein Kopf in ein kleines Rüsselchen endiget; denn seine Oberlippe ragt ein wenig über die untere hervor, und endiget sich in einen spitzigen, schnabelförmigen, sehr beweglichen Haken, den es verlängern und

und verkürzen kann. Es hat lange steife Ohren, sehr kleine Augen, eine schwarzgraue, haarlose faltichte Haut, kaum anderthalb Ellen hohe dicke Beine und einen fast bis auf die Erde hängenden Bauch. Es bringt alle Jahr ein Junges zur Welt und lebt vierzig bis funfzig Jahr. Sein Aufenthalt ist bey Flüssen und Sümpfen; es wühlt gern im Schlamm, und fürchtet sich weder vor Menschen, noch vor Thieren. Wird es beleidigt, so tobt es entsetzlich und reißt Alles nieder, was ihm begegnet. Eben darum kann man es weder zum Ziehen, noch zum Tragen brauchen, sondern man schlägt es gewöhnlich todt und ißt sein Fleisch. Seine Haut, welche die harteste unter allen Thierhäuten ist, wird zu Peitschen, Riemen, Kannen, Schüsseln, Zelten und Kleidern gebraucht. Das Geschrey dieses Ungeheuers tönt fast, wie das Grunzen eines Schweines.

5. Büffel, wovon hier einige von fürchterlicher Gröfse gesehen werden, besonders in der südöstlichen Gegend der falschen Bay; sie sind so scheu, daß man sich ihnen nicht nähern kann. Der Vorderkopf dieses Thieres ist mit langen schwarzen Haaren, das Kinn, die untere Seite des Halses und die Wamme aber mit langen herabhängenden groben, von eben der Farbe bedeckt. Von den Hörnern längs der Höhe des Halses, bis in die Mitte des Rückens, ist eine sehr dünne schwarze Mähne. Der Leib ist mit kurzen dunkelaschfarbigen Haaren bedeckt, die Spitze des Schwanzes beynahe bloß und aschgrau, der übrige Theil aber voll langer schwarzer Haare; die Haut ist dick und zahe. Nicht einer der grössten ist von

der Nase bis zu dem Schwanze acht Fuß lang. Die Höhe beträgt fünf und einen halben, der Umfang des Leibes aber drey Fuß, die Länge des Kopfs einen Fuß neun Zoll, die Länge des Schwanzes über drey Fuß. Den Kopf lassen die Büffel hängen und ihr Ansehen ist wüthend und böartig; den Reisenden sind sie sehr gefährlich. Sie lauschen heimlich in den Wäldern und stürzen dann unerwartet auf den Reisenden, den sie mit feinen Pferden und Zugochsen unter die Füße treten; man muß sie daher stets vermeiden. Sie kehren sogar zu dem Kampfe zurück und finden ihr Vergnügen daran, den getödteten Leichnam zu lecken. Sie sind sehr schnell und so stark, daß ein junger Büffel von drey Jahren, der mit sechs zahmen Ochsen vor einen Wagen gespannt ist, nicht durch ihre vereinte Kraft, aus der Stelle gebracht werden konnte. Der Löwe, der dem stärksten zahmen Ochsen das Rückgrat mit einem Schlage der Tatze zu zerbrechen im Stande ist, kann diese Gattung nicht tödten, außer wenn er ihr auf den Leib springt, und sie dadurch ersticket, daß er seine Klauen in ihre Nase und in ihr Maul schlägt. Der Löwe unterliegt diesem Versuche öfters; aber er läßt die Zeichen seiner Wuth auf der Nase und dem Maule des Thieres. Der Büffel wühlt gerne im Schlamm, sein Fleisch ist grob, aber sehr saftig, es schmeckt wie Wildpret.

6. Coedoes oder Condoma, eins der schönsten Thiere auf der Welt; es gleicht dem Kopfe und den Füßen nach einem Hirsch, von dem es auch die Größe hat, trägt aber zwey gedrehte, drey Fuß hohe

hohe Hörner, und am Kinn einen langen Bart, weswegen es auch die Capische Ziege genannt wird.

7. Die Gazelle, wovon man hier acht bis neun Arten zählt. Sie ist ein schönes flinkes Thier, das dem Reh an Grösse, Farbe und Bildung gleicht; es hat aber keine Geweyhe mit Enden, sondern nur einfache hohle Hörner, wie der Ziegenbock; die Haare sind so fein wie Seide. Die Einwohner fangen sie jung, machen sie zahm, und ziehen sie unter andern Hausthieren groß; die erwachsenen aber fangen sie auf der Jagd mit List und mit Gewalt, sie lassen auch wohl zahme abgerichtete Falken und Leoparden auf sie los. Jene hacken ihnen die Augen aus, diese aber zerreißen sie, oder halten sie wenigstens so lange fest, bis der Jäger kommt und sie tödtet.

8. Das Zebra, oder wie es einige nennen, der Capische Esel, gleicht nur in Absicht der langen Ohren, des groben Mauls und des Schwanzes dem Esel, übrigens geht es wegen seiner Gestalt, Schönheit und Leichtigkeit von diesem Thiere sehr ab. Es hat einen schwarzen Streif über dem Rücken, von welchem schwarze und weisse Striche über die Seiten laufen, die dem Thiere in der Ferne das Ansehen geben, als wäre es mit lauter Gürteln geschnürt. Bekanntlich ist diess Thier eins der schönsten auf der Erde.

9. Geon, ein Thier von der Grösse eines Esels, das von dem Stiere die Stärke des Kopfes und der Hörner, vom Hirsch die Leichtigkeit und das Haar, und vom Pferde die Schönheit der Mahne, des Leibes und des Schweifes in sich vereinigt.

10. Der grofse Gerbo oder die grofse Springratte, bey den Hottentotten Erdmännchen genannt; ein Thier von der Gröfse eines Haafen, mit afchgrauen Haaren. Es hat viel längere Hinter - als Vorderpfoten, und muß daher immer springen, wovon es auch den Namen hat. Es foll Sätze von dreyfsig Fuß machen können. Aufser diesen wilden Thieren, giebt es hier noch eine Menge anderer Arten, als Tieger, Hyänen u. f. w.

Es giebt zweyerley Arten von diesen gefrässigen und räuberischen Hyänen. Die eine heist die Wolfshyäne, weil sie viel ähnliches vom Wolfe hat; sie ist klein, zottig, grau, hinten über dem Rücken und an den Hüften schwarz gestreift, mit einem stumpfspitzen Wolfsmaul und einem schweinsborstigen Rückenkamm versehen. Die andere ist die gefleckte grofse tiegerartige Hyäne, mit einem langlichtern Kopfe und gröfseren Maul; sie hat auch eine Art borstenartigen Rückenkamm oder Mähne, daran die Haare viel weicher sind, als bey der vorigen. Die Wolfshyäne hat die Gröfse eines ziemlichen Hirtenhundes, einen wolfsähnlichen Kopf, aufrechtstehende steife, ganz nackende Ohren, einen dicken bemähnten Hals, schwarze Queerstreifen am Leibe und an Beinen, einen steifen aufrechtstehenden Rückenkamm, einen Schwanz mit einem geringelten Haarbusch, eine Queerspalte und Moschusbeutel zwischen dem Schwanze und After, eine kreischend katzenartige Stimme und eine weifsgrauliche Farbe. Der gefleckten tiegerartigen Hyäne ihre Kennzeichen sind, dafs sie gröfser als ein starker

ker Hund ist, einen flachen grossen Kopf, kurze spitze Ohren, schwarzes Gesicht und Obertheil des Kopfes, einen röthlichtbraunen mit runden schwarzen Felsen versehenen Körper, einen kurzen und haarichten Schwanz, fürchterliches Gebiss und eine Stimme hat, die dem Lachen der Menschen ähnlich ist. Sie sind beständig wild und unruhig, und die Gefrassigkeit siehet ihnen aus den Augen. Ich bin etlichemal auf einer Hyänen-Jagd gewesen; man muß sie wegen der vielen wilden Thiere, besonders der Tieger, zu Pferde machen.

Das Cap hat auch beynahe alles unser Wildpret, wenigstens Schweine, Hirsche und Haasen, Dammbirsche und andere Hirsche, habe ich in Rudeln, von Zweyhundert stark, beysammen gesehen. Besonders häufig sind die Strausse. Sie haben die Grösse eines Menschen und wiegen 70 bis 80 Pfund; seine Eyer sind so gross, daß sich mehrere Personen an einem satt essen können, und deren legt der Strauß jährlich wenigstens 25. Er frisst Kraut und Gras, Saamenkörner und Nüsse, auch andere Baumfrüchte, und weil er selten davon satt wird, so frisst er noch Steine, Holz, Knochen, Leder, Eisen, Kupfer, Messing, Zinn, Bley und Glas. Wird er nicht gefangen, und seiner Federn beraubt, so kann er, wenn ihm sonst kein Unfall begegnet, 60 bis 70 Jahre alt werden. Der Kopf hat sehr viel Aehnlichkeit mit einem Gänsekopf, der Schnabel ist kurz, krumm und spitzig, die Oeffnung der Ohren liegt ganz unbedeckt, die obern Augenlider sind beweglich und wie beym Menschen mit langen Augenwimpern versehen; er kann auch, wie der

Mensch, einerley Sache mit beyden Augen zugleich sehen. Der Hals ist sehr lang und dünn und nebst dem grössten Theil des Körpers mit dicken weissen Haaren bedeckt; im Schwanze und in den Flügeln sind grösstentheils schöne weisse, zum Theil auch schwarze und graue Federn. Um dieser Federn willen wird er so entsetzlich geängstigt und jämmerlich zu Tode geprügelt. Die Füße sind kahl und sehr lang und haben nur zwey Zehen; aber laufen kann er entsetzlich geschwind. Aus den Schaaalen der Eyer macht man allerhand Trinkgeschirre.

Ein sehr häufiges Insect sind hier die Scorpione, die beständig auf Fliegen und Spinnen Jagd machen. Sie haben in der Bildung und Lebensart viel mit dem Krebs gemein und werfen auch, wie dieser, jährlich ihre Schaaale ab. Allein in Absicht des Schwanzes und in einigen andern Kennzeichen sind sie doch wesentlich von ihm unterschieden. Der Scorpion hat acht Füße, ausserdem an der Stirn, die nicht spitzig zuläuft, wie ein Thurm, sondern breit abgestumpft ist, ein Paar dicke Scheeren, wie Krebscheeren, und noch zween scheerenförmige Fühler. An jeder Seite des Bruststücks, woran der Kopf sitzt, stehen drey und auf dem Rücken noch zwey Augen. Man hat aber auch bloß sechsaugige Scorpionen. Das merkwürdigste Stück an den Scorpionen sind die Brustkamme, deren Absicht man noch nicht kennt. Einige halten sie für bloße Fortsätze der Brust, wo der Hintertheil anfangt; allein, wenn der Scorpion lebt und kriecht, oder wenn er zornig ist, so flimmert er

bestän-

beständig mit den Bärten dieser Kämme wie mit ein Paar kleinen Flügeln, die ihre bestimmte Zahl von Strahlen oder Bärten haben. Denn sie sehen gerade aus wie Federbärte, er muß sie also zu gewissen Absichten gebrauchen können. Bey einigen hat der Kamm sechs, bey andern acht, bey andern vierzehn und noch bey andern über dreyßig Bärte. Da also die Zähne nicht immer gleich sind, so lassen sich auch darnach die Arten nicht richtig genug bestimmen. Denn es giebt Scorpionen von einer Art, da der eine nur sechs, der andere acht Bärte hat. Sogar ist an einem und eben demselben einzelnen Stück die Zahl der Bärte nicht gleich. Der eine Kamm des Scorpions hat sieben, der andere desselben Thiers acht Bärte.

Der Hinterleib bestehet aus sieben Ringen. Am letzten sitzt der Schwanz, der aber aus lauter Wirbel- oder Kugelgelenken zusammengesetzt ist, recht wie ein Kugelarm, an dem man das Vergrößerungsglas einschraubt, um ihn auf alle Seiten drehen zu können. Zu dieser Absicht sind die Gelenke mit muskulösen Häuten verbunden. Alle bisher bekannte Scorpionen haben nicht weniger als sechs Gelenke. Das letzte Kugelgelenke ist etwas länglichter, als die übrigen, und an demselben sitzt der furchtbare Stachel, eigentlich ein krummer, überaus fein zugespitzter Haken, der mit der länglichten Kugel, woran er sitzt, wie eine kleine Retorte ausieht. An diesem Stachel sind auf beyden Seiten zwey kleine ovale Oeffnungen; diess sind die Giftlöcher. Die Art, wie der

Scor.

Scorpion sticht, ist diese; er ergreift z. E. mit feinen Scheeren eine Spinne oder kleine Eydexe, beugt den Schwanz über den Rücken und Kopf nach dem gefangenen Thiere zu, und sticht es. Ist die Wunde gemacht, so fließt auch in dem Augenblick, daß der Stachel darin steckt, das Gift aus der länglichten Kugel hinein; denn diese ist das Giftbehältniß, worin sich das Gift sammelt. Man darf nur die länglichte Kugel etwas drücken, so wird man das Gift auf beyden Seiten in zwey Tröpfchen, aus dem Stachel hervorquillen sehen. So bald das Gift ins Blut gekommen ist, schadet es hier auch den Menschen.

Merkwürdig ist es, daß dieses Gift nicht bey allen Arten, nicht zu jeder Jahreszeit, auch nicht in gleichem Grade schädlich ist. Die größten Scorpionen sind in den heißesten Gegenden die giftigsten. Allein die Erfahrung hat gelehrt, daß sie nur eine bestimmte Menge von solcher giftigen Feuchtigkeit bey sich führen. Der erste Stich ist allezeit der gefährlichste; hat er sich erschöpft, so schadet sein Stich nicht mehr, und er muß warten, bis sich wieder Vorrath gesammelt hat. Junge Tauben, die von ihm gestochen waren, starben nach fünf Stunden an Convulsionen. Die gewöhnliche Nahrung dieser Thiere sind Fliegen, Kellerwürmer und andere Insecten, vorzüglich Spinnen. Kommt eine dicke Spinne unter sie, so fallen gleich drey oder viere über sie her, und fangen sie aus. Das aber zeugt noch mehr von ihrer Gefräßigkeit, daß die Alten nicht nur ihre heranwachsenden Jungen, sondern sich unter einander selbst, ohne

ohne Rücksicht des Alters auffressen. Diefs ist desto auffallender, wenn man damit ihre seltne Treue gegen ihre kleinen und noch nicht lange gebohrnen Jungen vergleicht. Ist Gefahr vorhanden, so sperrt die Mutter das Maul auf, die Jungen kriechen hinein, sie verschliesst es, und nachher, wenn Alles sicher ist, giebt sie solche wieder von sich. Ihre Fruchtbarkeit ist erstaunlich. Sie bringen ihre Jungen, und zwar oft funfzig, auf einmal lebendig zur Welt.

Beynahe noch merkwürdiger ist der Honigsucher, Rattel oder Honigdachs, auf dem Cap. Dieses sonderbare Thier hat die Natur bestimmt, die Bienen, die ihre Nester in der Erde anlegen, aufzufuchen und einzuschränken. Er folgt entweder dem Zuge der heimeilenden Bienen bey Sonnenuntergang, oder der Anweisung des Honigkukuks, der auch den Hottentotten zum Verräther dient. Damit er geschickt miniren kann, hat er kurze Füße mit fünf Zehen. An diesen sind lange herausstehende Klauen, deren vordere Hälfte ausgehöhlt ist. Damit das Bienenfrettchen aber auch gegen den Stich der Bienen gewaffnet ist, schenkt ihm die Natur ein zottiges Fell, das gleich einem Sack über dem Körper hängt und so dicke und zähe ist, daß das Thier fast nicht einmal vom Bisse eines Hundes verletzt werden kann. So gekleidet und gerüstet, lebt das Thier allein von dem Honig, den die unzähligen Schwärme der wilden Bienen von unendlich vielen Blumen zusammentragen. Den Fleiß dieser Thiere braucht die Natur, um ein vierfüßiges Thier zu ernähren. Es hat dazu ein besonderes

deres Talent, die Oerter zu entdecken, an welchen die Bienen ihren Honig niederlegen. Die unterirdischen Bienennester fällt es häufiger an, als die auf den Bäumen, weil es diese nicht ersteigen kann; aber es beißt wenigstens in die Bäume und entdeckt sie dadurch den Menschen. Dieß Verfahren des Thieres ist für die Hottentotten immer ein sicheres Kennzeichen, daß sie auf solchen Bäumen Honig finden werden.

Dieß leitet mich ganz natürlich auf die Geschichte des Honigweisers, *Cuculus indicator*, der einerley Vaterland, einerley Speise und denselben Nutzen mit dem Frettchen hat. Seine Farbe und Zeichnung hat nichts Merkwürdiges; er ist auch viel kleiner als der europäische Kukuk, zu dessen Geschlecht er gehört; aber seine Nahrung sucht er auf eine wirklich bewundernswürdige Art. Seine Lieblingskost ist auch der Honig in den Nestern der wilden Bienen. Am Morgen und Abend hört man ihn besonders stark rufen, und da ist es, wo er auf seine Nahrung ausgeht. Wenn der Hottentotte, der Holländer oder sonst ein Reisender sich dieses Vogels bedienen will, so muß man seinem etwas einförmigen Ton mit sachten Flöten antworten. Alsdenn schreyt der Honigweiser immermehr, und hüpfet indessen immer näher zu der Stelle, wo das Bienennest ist. Kommt man ihm wegen Flüssen, Gebüsch u. s. w. nicht so schnell nach, so kommt er zurück, ruft immer stärker, und endlich sieht man den Vogel einige Minuten lang über einer gewissen

gewissen

gewissen Stelle schweben; dann verbirgt sich der Kukul in einen Busch und ruht aus.

Auf der Stelle, die der Vogel zuletzt bezeichnete, kann man ganz gewiss versichert seyn, daß man ein Bienennest finden werde. Der gewöhnlichste Ort ist die Erde selber, oft aber haben es die fleissigen Insecten in einem Baum, oder in einer Felsenritze angelegt. Oft werden sogar die Honigsuchenden Frettchen, auf diese Art zu den Bienennestern hingeführt. Man kann unter der Anführung des Vogels kaum irren gehen. Denn er wird immer heftiger, je näher er dem Neste kommt, und wenn man ihm nur einen kleinen Theil von der Beute läßt, so wird dadurch seine Begierde nur rege gemacht. Er fliegt gleich wieder voran und wird von neuem Verräther. Man giebt ihm daher nie so viel, als er braucht, um seinen Appetit ganz zu stillen. Die Hottentotten schätzen deswegen diesen Vogel hoch, und zürnen sehr, wenn Jemand einen todt schießt. Durch einen bloßen Zufall kann es auch oft geschehen, daß ein Mensch, der dem Geschrey dieses Vogels nachgeht, zuweilen an Oerter kommt, wo Raubthiere und giftige Schlangen sich aufhalten. Allein diess ist nicht die Absicht des Vogels; er geht seiner Nahrung nach, und der Schöpfer hat ihn ohne Zweifel deswegen in diese Gegend gesetzt, weil hier die Bienen ganz zahllos sind, und weil man hier öfters auf langen Strecken und Wegen kein Wasser findet, und also den in der Erde oder in Baumlöchern versteckten wilden Honig als eine wahre Erquickung in der schrecklichen Hitze ansehen muß.

Sein

Sein Nest hat die Gestalt einer Flasche, aber der Hals und die Oeffnung geht nach unten herab. Es ist aus dünnen Fäden von Baumrinden zusammengewebt. Queer vor der Oeffnung ist an beyden Seiten ein Strick in Gestalt eines Bogens befestigt, ohne Zweifel, damit der Vogel darauf ruhen kann. Der Honigweiser hat übrigens kurze Schenkel, schwarze Füße zum Steigen und dünne Nägel. Grofse, der Länge nach geöffnete Nasenlöcher hat der Vogel im Schnabel, er riecht ohne Zweifel die Bienen. Vielleicht hört er auch ihr Summen und am Morgen und Abend sieht er vermuthlich scharf nach den Gegenden hin, wo Bienen in Menge aus- und einfliegen.

Unter den wilden Vögeln ist hier auch noch der Rohrvogel merkwürdig; sein Leib ist von Karmosinfarbe und seine Flügel schwarz und grün. Wenn er auf dem Rohre sitzt, gleicht er einer rothen Lilie. Besonders fürchterlich ist, vorzüglich im Lande der Buschmänner, ihres Bisses wegen, die Cobra de Capella. Diese Schlange, aus deren Kopf die Hottentotten ihre Haslagayen oder Lanzen vergiften, ist von gelber Farbe und ohngefähr acht Fufs lang; ihr sehr flacher Kopf ist im Verhältnifs zu der Gröfse des Körpers sehr grofs und über den Augen erheben sich kleine Schuppen, welche die Einwohner Hörner nennen. Sie ist auch in den Nimiqua-Hottentotten häufig. Die Buschmänner, deren Unterhalt allein von ihrem Bogen abhängt, scheinen von der Natur dieses Gift, als ihr einziges Vertheidigungsmittel gegen ihre zahlreichen Feinde, erhalten zu haben. Vom Hun-
ger

ger angetrieben, verlassen sie oft ihre Berge und rauben den holländischen Bauern ihr Vieh. Hatten sie nun nicht diese vergifteten Waffen, so würden sie nicht im Stande seyn, den in diesem Fall gegen sie ausgesandten Partheyen zu widerstehen, oder ihnen zu entfliehen; allein so bewaffnet haben sie manchen Holländer getödtet, und viele sind von ihren Wunden nur kaum mit dem Leben davon gekommen. Ausser dieser Schlange giebt es noch die Coulebande oder Strumpfband Schlange, die gehörnte Schlange, die Puffotter, die Springotter und die Nachtschlange. Sie sind alle höchst gefährlich und zum Theil sehr giftig.

Unter dem Geflügel giebt es hier viele Knorrhähne, eine Art Trappen, wilde Pfauen, Fasanen, wilde Gänse und Enten, Wasserhühner, Rebhühner und Schnepfen. Mit der Schnepfenjagd kann man sich manche Stunde vergnügen. Die hiesigen Schnepfen sind von den europäischen sehr verschieden, und die Fasanen sind eine Art Rebhühner; sie haben drey Reihen von weissen Rändern um jede braune Feder. Der Hahn hat unten einen starken Sporn, oben aber noch einen warzigen Ansatz zu einem zweyten. Diese halten sich mit den Schnepfen zwischen den Büschen und dem Heidekraute auf; man findet sie auch häufig zahm. Um sie in Gegenden zu bringen, wo sie noch nicht gewesen sind, nimmt man im Monat September ein oder mehrere Paare dieser zahmen Vögel, bringt sie zu dem Busch, wohin man sie verpflanzen will, taucht sie in

einen Eimer voll Wasser, bestreut sie mit Asche, um sie wieder zu trocknen, steckt dann ihren Kopf unter die Flügel und drehet sie so einigemal im Kreisse herum, daß sie ganz schwindlich werden, und setzt dann allezeit einen Hahn und eine Henne unter einen Busch; diess macht, daß sie sich an den Ort leicht gewöhnen, da brüten und sich stark vermehren.

Endlich muß ich auch noch einer Art Affen gedenken, die es auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung giebt; sie haben einen Kopf wie ein Hund und ein sehr häßliches, fürchterliches Gesicht. Der Vordertheil ihres Körpers hat zwar viel Menschenähnliches; aber die Zähne sind viel grösser und spitziger. Die Vorderfüsse sind wie Hände und die Hinterfüsse den menschlichen ähnlich. Der ganze Leib ist mit Haaren bedeckt, ausgenommen die Lenden, welche ganz nackend und über und über zerkratzt oder voll Narben sind. Wenn sie in grosser Noth sind, z. E. wenn sie mit Hunden gehetzt, oder mit Schlägen gestraft werden, so können sie seufzen, jammern, heulen und weinen, wie ein Mensch, der in grosser Angst oder Schrecken ist. Sie sind grosse Liebhaber von Weintrauben, Aepfeln, Obst u. s. w. und allen dergleichen Baum- oder Gartenfrüchten. Kommen sie in einen Weinberg, wo die Trauben reif sind, so pflegen sie so unmässig sich damit anzufüllen, daß man eben in solchem Fall sie am leichtesten fangen kann. Ihre Finger, oder die Zehen an den Vorderfüssen, sind mit scharfen Nägeln und Klauen versehen, daher sich die Hunde nicht gern mit ihnen abgeben, welche deswegen
nicht

nicht sonderlich gegen sie zu brauchen sind. Wenn in diesen Gegenden ein Fußgänger, etwa unter freyem Himmel essen will, dem ist zu rathen, daß er sich sehr in Acht nehme; denn gleich merken es diese schlauen Thiere, und ehe man sichs versiehet, stehlen sie einem ein Stück vor dem Munde weg. Sie sind darin nicht nur erstaunlich behend, schlau und diebisch, sondern, wenn ihnen ein solcher Streich gelungen ist und sie etwas erhaschet haben, so pflegen sie auch solche Grimassen und Männchen zu machen, und so erzkomische Posituren zu schneiden, daß einer in der That sehr niedergeschlagen seyn müßte, der das Lachen dabey lassen könnte.

Diese Thiere haben eine gewisse Zucht und Ordnung unter sich, und greifen ihre Sachen mit einer solchen Kunst, List, Verschlagenheit und Vorsichtigkeit an, daß es zum Erstaunen ist. Z. E. wenn sie einen Obst- oder Küchengarten oder Weinberg bestehlen, so gehen sie zu einer solchen Expedition nie anders als in großer Gesellschaft; dann begiebt sich ein Theil von ihnen hinein in den Garten und einer muß Schildwache stehen, die übrigen aber bleiben draussen, jenseit der Mauer, des Zauns u. s. w. und stellen sich in eine Linie, die von dem Ort, den sie plündern wollen, bis zu ihrem Sammelplatz geht. Wenn dieses alles in Ordnung ist, so fangen die Affen drinnen im Garten an, die Aepfel und Früchte, so wie sie sie abpflücken, geschwind den draussen Stehenden zuzuwerfen; ist die Hecke oder Mauer ein wenig hoch, so sitzen ihrer einige darauf, die die

Aepfel von jenen auffangen und den Auswärtigen wieder zuwerfen, und das so immer fort bis zu Ende der Linie, die gemeiniglich auf einem Berge ausläuft. Der geschickteste Ballspieler kann seinen Ball nicht behender und hurtiger fangen, als sie ihre Aepfel. Während der Zeit, daß dieses geschieht, wird das strengste Stillschweigen beobachtet, und die ganze Plünderung geschieht, ohne das geringste Geräusch. Sobald aber die Schildwache wahrnimmt, daß Jemand kommt, so fängt sie laut an zu schreyen, und dann ist, wie der Blitz, die ganze Affengesellschaft verschwunden. Die Holländer auf dem Cap fangen bisweilen die Jungen von solchen Affen, und füttern sie mit Ziegen- oder Schaafmilch. Wenn sie denn zahm geworden und groß sind, so bewachen sie das Haus so gut, als der beste Hund in Europa.

Das Land wird in folgende Districte eingetheilet.

1. Der Capdistrict, welcher die erste und merkwürdigste Colonie enthält. Die holländisch-ostindische Compagnie nahm den Plan zur Anlegung einer Pflanzstätte hier zu dem Zwecke an, damit sie zum Erfrischungsplatze für ihre Schiffe, die den asiatischen Handel trieben, dienen sollte. Diesen Zweck haben sie auch standhaft vor Augen behalten. Die Ländereyen hier so fruchtbar als möglich zu machen, ist ihre Absicht nie gewesen. In diesem District liegt die Hauptstadt und Festung gute Hoffnung. Diese Stadt stößt von vorne dicht an die See, übrigens an die nördliche Seite des Tafel- und Löwenberges. Am Fuße dieser Berge ist ein großer Umfang mit vielen

len unordentlich hingeworfenen Steinen, welche man für Stücken hält, die von dem nördlichen Theil des Berges herunter gestürzt sind. Im weitläuftigen Sinn, wenn man die Gärten und Höfe dazu rechnet, ist die Stadt ziemlich groß, aber auf der einen Seite ist sie abschüffig. Die Strassen sind breit, luftig und regelmäßig in rechten Winkeln angelegt, und es scheint, als ob die Einwohner hierinnen die Sauberkeit von Haarlem und Delft geerbet und beybehalten hätten; aber sie sind nicht gepflastert, weil es von keiner Dauer seyn würde, indem die Südostwinde zu Zeiten so stark wehen, daß sie die Steine losreißen würden. Daraus entsteht eine Unbequemlichkeit, welcher sich bey aller Industrie nicht abhelfen läßt. Denn die heftigen Wirbelwinde, die oft durch enge Pässe zwischen den umherliegenden Gebürgen eindringen, erregen auf den Strassen Staub in beschwerlicher Menge, der denn auch trotz des häufigen Gebrauchs des Wassers aus den Kanälen und Traufrinnen nicht wegzubringen ist. Aus eben diesem Grunde sind auch die Dächer auf den Häusern nicht mit Steinen gedecket, sondern von Rohr geflochten, ohnerachtet hier ein großer Ueberfluß von Steinen ist.

Die Häuser, deren Anzahl sich über 1200 beläuft und sich immer noch vermehret, sind alle von Ziegelsteinen erbaut und weiß angestrichen; sie werden alle Jahr renoviret, weshalb sie allezeit neu scheinen. Sie sind mehrentheils nur von einem Stockwerk; man hat jedoch auch angefangen, sie von zwey und drey Stockwerken zu bauen. Von vorn haben sie meistens

einen artigen Vorhof und hinten kleine Gärten. Inwendig sind viele prächtig, und man siehet durchgehends prächtigere Meubeln als in Europa, ohnerachtet sie sie daher kommen lassen und zwey - bis drey mal so theuer, als in Europa, bezahlen müssen. Insonderheit trifft man die prächtigsten Schildereyen an, welche von den berühmtesten Meistern in Europa gemacht sind.

Die Festung, welche die Stadt und das ganze Thal bestreicht, auch zugleich die Wohnung des Statthalters und der Officiere der Compagnie ist, heisst die gute Hoffnung, ist von grossem Umfange und liegt einige hundert Schritte nordwärts von der Stadt, von welcher sie durch eine mit Kanälen und Wegen durchschnittene grüne Ebene getrennt wird, und überdem sind zu beyden Seiten der Stadt, wie am Strande, Batterien angelegt. Sie macht ein regelmässiges Fünfeck und hat einen Graben. Einige Batterien bestreichen die Schiffsrhede und schützen also den Hafen gegen feindliche Anfälle. Hier sind auch die grossen Magazine für die Güter der Compagnie und ein schönes und wohlverforgtes Pflegehaus für die Kranken. Damals bestand die ganze Besatzung auf dem Cap aus fünf Compagnien, jede hundert Mann stark. Der commandirende Officier hat den Rang und die Befoldung eines Generalmajors; die unter ihm stehenden Officiere sind Capitains, Lieutenante und Fahndriche, die ihre Compagnie allezeit vollzählig halten müssen, so dafs sie im Fall eines Angriffes wenigstens 5000 Mann stellen können, die wohl bewaffnet sind.

Ein

Ein jeder Bauer weiß, wo er sich einfinden muß, um unter seine Fahne gestellet zu werden. Ein Fahndrich stand sich monatlich auf einige 60 Gulden; hiervon kann er aber noch nicht leben, wenn er nicht einen kleinen Handel dabey führt, wie sie alle thun. Der Staat, welchen der Officier führen muß, die Pracht in Kleidern und dergleichen nehmen ihm das mehrste Geld weg. Die Officiere sind daher alle verheyrathet; denn es wird keinem schwer, ein Mädchen von 40 bis 50000 Gulden zu kriegen.

Nicht weit von der Stadt liegt der groſse Garten der Compagnie; er ist 1400 Schritte lang und 235 breit; durch ihn fließet ein schöner, vom Berge herabkommender Bach. Er ist in vier Quartiere abgetheilet, in welchen Obst, Gemüse und Blumen aus allen vier Theilen der Welt mit dem glücklichsten Erfolge gebauet und gepflanzt werden. Hier macht man häufige Promenaden. Ein anderer Garten der Compagnie liegt zwey Meilen von der Stadt, in der Gegend, die das neue Land heißt; er wird durch die Slaven der Compagnie, deren nie weniger als 500 sind, in der schönsten Ordnung erhalten.

Die Religion war damals vermischet; die Zahl der Lutheraner war größer als die der Reformirten, aber die letztern waren die herrschende Kirche. Ihre Kirche ist von Steinen aufgebauet; aber auſser der Reinlichkeit, hat sie weiter nichts Besonderes. Erst nach meiner Abreise haben die Lutheraner eine Kirche bekommen, die ein Patriot Martin Melk Oudheemraad zu Stellenbosch auf seine Kosten hat errichten lassen.

Er gab auch eine beträchtliche Summe zur Predigerwohnung und zum Kirchhof, und überdem noch zum Fond für den Gehalt des Predigers 1500 Gulden her; außerdem ist noch ein Capital von 90000 Gulden zu dieser Absicht gesammelt worden, wodurch denn auch der Wunsch der Lutheraner, einen eignen Prediger zu haben, befriedigt worden ist. Der Kirche gerade über stehet das Hospital, das Raum genug für fünf bis sechs hundert Kranke hat. Auf der Südseite der Stadt, welche etwas höher als die andern liegt, sieht man die Gräber der zu Cap sich aufhaltenden Chineser und freyen Malayen, wie auch den mit einer Mauer umgebenen, eigenthümlichen Begräbnisplatz der Holländer.

Man findet hier durchgängig ziemlich bemittelte Leute, sowohl unter der Bürgerschaft, als im Bauernstande. Der Landmann führt eine Art Nomadenleben, voll Gastfreyheit und ohne Complimente. Der Bürger ernährt sich mit dem kleinen Handel von den Schiffen und durch die Lieferungen von Provisionen an die fremden Nationen, welche er selbst von dem Landmanne einkauft. Ohne die Erfrischungen, die die Holländer hier auf dem Cap immer zu rechter Zeit haben können, würden sie ihr Monopolium nicht so lange haben forttreiben können. Gemüse, Wurzelgewächse und Obst finden sich nicht nur im Ueberfluß, sondern auch wohlfeil, und was Rind- und Hammelfleisch betrifft, so ist dieses noch besser. Ich bin in der That der Meynung, es haben alle Nationen, die dahin handeln und reisen, der holländischen Pflanz-

Pflanzstätte in diesem Winkel der Welt, wie es wohl buchstäblich heißen kann, eine Zeitlang außerordentlich viel zu danken gehabt; denn weder Madagascar, noch Johanna können Hammelfleisch oder Gartengewächse liefern, und sogar die Weine auf dem Cap sind so leidlichen Preisses, daß sich der gemeine Seemann darin wohlfeil erfrischen kann. Kaufleute im eigentlichen Verstande, oder solche, die Comptoirs halten, speculative Unternehmungen wagen, oder ganze Ladungen aufschlagen, findet man hier gar nicht, sondern nur kleine Umsetzer, die von dem einen Schiffe so viel erhandeln, als sie denken bey der Ankunft eines andern wieder absetzen zu können, und dadurch so viel Geld in Händen zu haben, um das Neu-erhandelte wieder zu bezahlen. Sonderbar klingt es, wenn man einen ehrlichen alten Bauer ganz ohne Umstände von allen Königen in Europa sprechen hört, die von seinem Weine haben wollen; er verfährt in der Vertheilung desselben nach der Gunst, worin sie bey ihm stehen. Damals wurde der König von Preussen von ihm zum Besten bedient, weil dieser am höflichsten schrieb und am richtigsten bezahlte.

Die mehrsten Familien gerben hier ihr Leder, machen ihre Röcke, Westen, Hosen, Strümpfe, Hemden und Mannschuhe, so wie die langen und kurzen Frauenzimmerkleider, Röcke, Hemden, Schürzen, Strümpfe, Hüthe, Schuhe u. s. w. sammt den mehrsten Artikeln des Wirthschaftsgeräthes selbst. Daher sind sie auch nur genöthiget, aus Europa und Asia die Materialien, als wollene und baumwollene Tücher,

seidene Zeuge und einige wenige von den simpelsten Artikeln zur Bequemlichkeit, und noch etwas weniger zur Ueppigkeit kommen zu lassen. Sie haben wenig Handwerksleute nöthig, weil grösstentheils alle mechanischen Dienste, wie vor Alters bey den Griechen und Römern, zu Hause von Slaven verrichtet werden. Eben der Bediente, der hier bey Tische aufwartet, ist auch in seinem Dienste bey der Stricknadel und Nähnadel, bey der Scheere, dem Schnitzmesser, der Pfrieme, der Axt, der Säge, dem Hobel, der Kelle und dem Anstreichepinsel ein tüchtiger Arbeiter. Im Ganzen sind die hiesigen Einwohner in Kenntnissen noch weit zurück; auch fehlt es ihnen an guten Schulen und Erziehungsanstalten. Die hiesigen Damen übertreffen die Männer daher bey weitem. Die Erstern besitzen eine feine Lebensart, sie sprechen, ausser dem Holländischen, auch alle Französisch und Englisch, wegen der vielen Fremden beyder Nationen, die hier immer ankommen. Dafs sie völlig Französisch gekleidet und aufgesetzt sind, versteht sich von selbst; wohin wäre nicht diese Herrschaft Frankreichs gedrungen? Oft mögen sie ihre Haare altmodisch genug getragen haben; damals aber fand ich sie so aufgesetzt, wie es zu meiner Zeit in Europa war.

Der Umgang auf dem Cap ist sehr steif und gezwungen. Auf den Rang wird so fest gehalten, dafs man genug zu thun hat, um nicht dagegen zu sündigen. Es würde eine Todsfünde seyn, wenn man z. E. die Gesundheit eines jüngern Fährdrichs eher tränke, als

als die eines altern; es würde aber noch ein größeres Verbrechen seyn, wenn man eine ältere Frau Fähdri-chen einer jüngern nachsetzte. Ich nehme die wenigen Gesellschaften aus, wo man auf einen sehr freundschaftlichen Fuß mit einander umgehet; es darf aber kein einziger darinnen seyn, mit welchem man nicht eben so vertraut ist, sonst muß ein Jeder fest auf seinen Rang halten. Auch wird hier außerordentlich geklatscht, und dieß ist natürlich; der Ort ist nicht sehr groß, und gespielt wird in Gesellschaften auch nicht, sondern immer gesprochen, oder stumm gelesen wie die Statuen. Die Gespräche in den Gesellschaften sind so trocken, daß ich oftmals dabey eingeschlafen bin; denn die Mannspersonen reden von nichts als vom Handel und der Schifffahrt. Wenn man bey den Damen angenehm seyn will, muß man immer mit ihnen badiniren, küssen und tanzen. Sie sind sehr verliebt; doch muß ich es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie sich nicht leicht in einen verbotenen Liebeshandel einlassen, und es ist hier ein seltenes Beyspiel, wenn eine Frau oder Demoiselle ihren Pflichten ungetreu wird; dahingegen heyrathen sie eben so gern, wie die europäischen Frauenzimmer. Ein Mädchen von 13 bis 14 Jahren ist hier schon vollkommen mannbar und bisweilen noch früher; dahingegen werden sie auch früher alter, wie in Europa. Ein Mädchen von 20 Jahren ist hier schon eine alte Jungfer. Sie sind mehrentheils gut gewachsen, groß und einige sehen nicht übel aus. Dieß alles aber ist nur von den weißen Afrikanern, welche alle Abkömmlinge

linge von Europäern sind, zu verstehen. Schwarze giebt es hier nicht aufser den Slaven, welche von Indien und andern Ländern hieher zum Verkauf gebracht werden. Der eigentliche Aufenthalt der Hottentotten ist noch wohl 200 Meilen von dem Cap; jedoch sieht man hier verschiedene, welche bey den Bauern auf dem Lande dienen, und zu Zeiten an das Cap kommen. Es giebt in diesen Gegenden so wenig Dörfer, als Städte, sondern die Bauern, welche man aber wegen ihrer Reichthümer wohl Edelleute nennen könnte, wohnen auf einzelnen Höfen, welche sich auf die 200 Meilen ins Land erstrecken. Wirthshäuser findet man auf dem Lande gar nicht; dahingegen kann man allenthalben dreiste einkehren, essen, trinken und schlafen, so lange und so viel man will, und es würde übel genommen werden, wenn man Geld dafür anbieten wollte; denn die Gastfreyheit ist hier überall sehr Mode.

Die Lebensart auf dem Cap ist sehr einförmig und einen Tag so wie alle Tage. Des Morgens mit Anbruch des Tages steht man auf und trinkt Kaffee, gleich darnach wird die Tafel gedeckt und mit kalter Küche und allerley Früchten servirt, wobey man ein Paar Gläser Wein trinkt. Dann geht ein Jeder an seine Arbeit. Um 11 Uhr wird wieder ein oder zwey Gläser Wein getrunken und dabey eine Pfeife Toback geraucht. Um 12 Uhr præcise wird sowohl bey den Vornehmen, als Geringern gespeiset, man mag Gäste haben oder nicht. Ehe man an die Tafel geht, wird einem Jeden durch die Slaven ein Waschbecken und Hand-

Handtuch gegeben, um sich zu waschen, und sobald man von Tische aufsteht, wieder. Dieß geschieht in Gegenwart der ganzen Gesellschaft. Um halb zwey Uhr, oder einige Minuten früher oder später, steht man gewöhnlich von der Tafel auf, es mag eine Gasterey seyn, oder nicht. Alsdenn wird eine Pfeife Toback geraucht und nach zwey Uhr gehet die Gesellschaft allezeit ohne Ausnahme aus einander. Von zwey bis vier Uhr ist Niemand zu sprechen; denn da hält ein Jeder Nachmittagsruhe. Um vier Uhr wird Thee getrunken; dieß dauert bis gegen sechs Uhr. Alsdann stattet man entweder Visiten ab, oder man bleibt zu Hause. Geht man in Gesellschaft, so wird dem Chapeaux Wein und eine Pfeife Toback gereicht, und den Damen Thee, Kaffee und allerley eingemachte erfrischende Sachen, Confect und dergleichen. In den Gesellschaften wird nie gespielt, sondern die Zeit wird, wie ich schon gesagt habe, mit allerley leeren Gesprächen zugebracht, wobey sonderlich von den Damen manchem ehrlichen Namen der Hals gebrochen wird. Sobald es neun Uhr schlägt, so bricht man auf den Glockenschlag sogleich auf, und wenn man auch eben eine Pfeife angezündet hätte, so würde einen der Wirth doch nicht einladen länger zu bleiben, es wäre denn, daß man zum Abendessen gebeten würde. Dahingegen würde es auch für eine grose Unhöflichkeit gehalten werden, wenn man vor 9 Uhr die Gesellschaft verlassen wollte. Nach 9 Uhr geht man wieder an die Tafel, und man ißt des Abends allemal warm und beynahe mit so viel Schüsseln wie des Mittags.

tags. Nach der Tafel wird wieder eine Pfeife geraucht, und alsdann geht man zu Bette.

Die Familien bestehen in diesem Lande gemeiniglich aus sieben bis siebenzehn und manche auch wohl aus achtzehn bis etlichen zwanzig Kindern. Aus Mangel an Umgang und Gemeinschaft mit Fremden sind sie allesammt durch Heyrathen unter einander verwandt, ohne daß sie jedoch deshalb irgend etwas von der zwischen Blutsfreunden sonst so gewöhnlichen Liebe und Zuneigung, oder auch nur diejenige Sympathie und Vertraulichkeit empfanden, die in andern Ländern zwischen Nachbarsleuten so sehr herrschen. Was ihren Wuchs anlangt, so sind sie meistens über die gewöhnliche Statur groß, indem die Männer fast durchgehends über sechs Fuß hoch und die Weiber nach Proportion ebenfalls lang sind. Das unverheyraethete Frauenzimmer giebt hübsche Figuren und hat eine vorzüglich gute Farbe der Haut; aber wenn sie geheyraethet haben, so werden sie hernach binnen weniger Zeit korpulent und alle ihre Schönheit schwindet schnell hinweg, nachdem sie einmal in den Ehestand getreten sind. Ueberhaupt ist das weibliche Geschlecht zahlreicher, als das männliche. Es sind gewiß zum wenigsten fünf Sechstel der ganzen Menschenzahl von europäischer Abkunft Weibsleute und junge noch nicht mannbare Bursche. Ungefähr der vierte Theil von denen, die von Europäern abstammen, wohnt in der Capstadt, und bey diesen befinden sich zugleich ungefähr zwey Fünftel von der sammtlichen Slavenzahl.

Die

Die Leute, die auf dem Vorgebürge wohnen, sind indessen nicht alle Abkömmlinge von Holländern; viele sind Nachkommen von Emigranten aus Frankreich, die nach Wiederaufhebung des Edictes von Nantes ausgewandert sind, aus allen protestantischen Staaten in Deutschland und aus den österreichischen Niederlanden. Die Compagnie hat sich einige Erb- und Grundzinsen von gewissen Pflanzörtern auf dem Lande und einige Etablissements in der Stadt vorbehalten, da hingegen andere unter einer Art von immerwährendem Erbpacht gehalten werden. Da nun nirgend weiter Ausfuhr gestattet wird, als von der Tafel- und falschen Bay, so müssen Weine, Getraide und einige andere Artikel gewisse Zölle bey der Einfuhr in die Stadt bezahlen. Es wird da eine beträchtliche Quantität Weizen jährlich von der Compagnie nach Batavia, nach Ceylan und selbst nach Holland verschifftet. Rind- und Schöpfenfleisch werden gegen Contracte von Pachtern geliefert, die für dieses ausschließliche Privilegium eine gewisse Abgabe entrichten. Aufserdem giebt es da noch verschiedene andere Aus- und Einfuhrzölle. Alle diese Taxen dienen zur Bestreitung der Regierungskosten, die an und für sich in der That mäßig sind; allein die Raubgier und die ungebührlichen Erpressungen von Seiten des Gouverneurs hatten das Volk beynahe zu dem Entschlusse gebracht, schon damals sich gegen die Regierung der Compagnie zu empören und Hülfe wider sie bey den Generalstaaten zu suchen.

Der Obrichter oder Fiskal vereinigt in seiner eignen Person die drey sonst ganz verschiedenen Regierungszweige; denn er ist nicht nur Gesetzgeber, sondern auch Richter und zugleich Vollstrecker seiner eignen Urtheilsprüche. Dieser Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker besitzt bey seiner grossen Gewalt auch noch überdiess wichtige Privilegien und persönliche Nutzungen. Er kann Steuern zu seinem eignen Behuf auflegen und aufheben, kann neue Verbrechen erschaffen, kann Vergleiche für schon begangene Verbrechen von jeder Benennung und Beschaffenheit schliessen, und kann überhaupt in allen Stücken über das Leben und Vermögen des ganzen Volkes nach Belieben gebieten. Es giebt da zwar eine Art von controllirender Gewalt, die freylich höher ist, als dieser so hoch privilegirte Mann; aber wehe dem, der sich unterstünde, an dieses Tribunal zu appelliren.

2. Der zweyte District ist die Colonie Stellenbosch. Sie hat ihre Stiftung dem Statthalter Simon van Stell zu verdanken, der ihr zugleich 1670, als die Einwohner in der Colonie Cap nicht Platz genug hatten, den Namen Stellenbosch oder Stelsbusch gab, welche die Holländer auch den wilden Wald nannten, weil hier fast nichts als Gestrauche und Buschwerke anzutreffen waren. Nachdem aber die Hottentotten diesen Ort verlassen hatten und die rauhe Gegend in eine freundlichere war umgeschaffen worden, glich das Land in kurzem seiner Nachbarin, dem Cap, sowohl an schönen Häusern, Kornfeldern und Gärten, als machte es ihm auch

in manchen andern Stücken den Vorzug streitig. Zwar trennen diese beyden Pflanzstätte einige sandige Landstriche, deren Urbarmachung die Natur verhindert, und man theilt diese Gegend gewöhnlich in vier Quartiere, welche die Namen Stellenbosch, Mottergate, Hottentotten - Holland und Bottelary führen. Der erste von diesen Districten ist der fruchtbarste. Die Thäler sind mit Weinbergen und Wiesen geschmückt und die Berge liefern eine Menge Holz, besonders ist das hier befindliche Staudengewächs, dessen Beeren vollkommenes Wachs liefern, und wovon ich schon geredet habe, merkwürdig. An den Flüssen liegen schöne Landgüter. Der Fluß, welcher die Fruchtbarkeit befördert, entspringt auf dem Stellenboschischen Gebürge, wird durch die Mottergateströhme verstärkt und ergießt sich endlich in die falsche Bay. Der Fluß hat auch gute Fische. Der Flecken Stellenbosch hat 30 Häuser, eine schöne Kirche und ein Versammlungshaus, die aber 1710 abbrannten. Damals hatten sich nur die Wohnungen der Privatpersonen wieder aus der Asche erhoben, jene Gebäude aber sind noch nicht wieder so schön erbauet worden.

Das Mottergaten oder morastige Quartier erhält seinen Namen von den Wassern, die nach dem Regen noch sehr lange in den Thalern stehen bleiben und also die ganze Gegend sehr unwegsam machen. Diese Abtheilung liegt nördlich vom Hottentotten - Holland, und ist von dieser Colonie, dem vorigen Quartiere und dem Flusse ganz eingeschlossen.

Die Anzahl der Häuser, so wie ihre Schönheit, nebst hie und da Ergiebigkeit des Bodens, giebt übrigens den andern Gegenden nichts nach und empfängt vom obigen Flusse, nebst verschiedenen andern, die er mit aufnimmt, seine Bewässerung.

Hottentotten - Holland ist der beste Platz um das Vorgebürge, sowohl wegen der besten Lage zur Viehzucht, als auch, weil er der fruchtbarste und wasserreichste ist. Es führen zween Wege vom Vorgebürge dahin, einer über die Sandhügel, im grossen Tiegerthale und einem Theil von Stellenbosch, der andere, zwar beschwerlicher, aber desto angenehmer an Ausichten, geht in das Land hinein. Etwa eine Stunde von der Seite der falschen Bay, die sich hier vortrefflich zeigt, liegt das Seekuhthal, und in demselben befindet sich ein Teich, der eine Meile im Umfang hat, und in welchem so hoher und dichter Schilf wächst, dafs man nicht darüber wegsehen kann, und der auch der Aufenthalt einer erstaunlichen Menge Wildprets, Enten und anderer Vögel ist. Den Anfang des Hottentotten - Hollands, welches in einer waldigen Gegend besteht, rechnet man ostwärts vom grossen salzigen Flusse an, und von da bis zum, in die Algoabay fallenden, Flusse. Gegen Norden wird dieser District durch eine lange Reihe sehr hoher Berge vom langen Thale getrennt. Längst diesem Gebiete breitet sich ein Wald aus, in welchem hohe und schlanke Bäume wachsen, deren Holz zu Balken genommen wird. An der Westseite sind an dem Wald und an der Küste, grosse Grasreiche Ebenen und in den Thälern

lern unweit des Strandes, trifft man auch einige mit Waldung besetzte Bezirke und frische Wasserbäche an. Der Bezirk zwischen dem Kehrum- und Keurebomflusse macht das Innere des Landes aus und hat nirgends Mangel an Holzungen. Sonst war diese Gegend der Sammelplatz von wilden Thieren, die aber der anwachsenden Menge Menschen und ihren Feuerge- wehren haben weichen müssen und ihre Zuflucht über den Keurebomfluss in das waldichte und beynahe noch gar nicht untersuchte Sizikamma genommen haben. Unter den Bergen in dieser Landschaft ist die sogenannte Hanglippe einer der vornehmsten, und soll, der Sage nach, noch höher als der Tafelberg seyn. In der Mitte des Landes befinden sich auch noch andere, als z. B. der Schaafberg, der reich am Grafe ist, die größten Heerden Schaafse unterhält, und noch einige andere. Zu Anfang der Besitznehmung von dieser Gegend hatte man hier ein viereckichtes Fort von Erde, nicht weit von der Seite der falschen Bay, errichtet. Die Absicht war, sich gegen die Ueberfälle der Hottentotten zu sichern und durch etliche Kanonen dem Cap Nachricht zu geben; jetzt aber ist diese Vorsicht unnöthig und also eingegangen.

Die hier am Seekuhflus wohnende Nation ist ein Gemisch von Hottentotten und Kaffern; denn ihre Sprache ist mit den Sprachen dieser beyden Nationen verwandt. Allein in Ansehung ihrer männlichen Aussprache, ihrer von Natur schwärzlichen Farbe und ihrer viel stärkern und gröbern Gliedmassen, wie auch ihres überhaupt ansehnlichern und schlankern Wuch-

ses, haben sie doch mit den Kaffern die meiste Aehnlichkeit. Ihre Pelze bestehen aus breiten Kuhhäuten, die ungemein weich sind, weil sie solche auf der un-rechten Seite mit Steinen sehr stark reiben und glat-ten, auch mit vielem Fett beschmieren. Mit messin-genen Ringen an Armen und Beinen, ingleichen mit messingenen Plättchen von verschiedener Gestalt und Gröfse, die sie in den Haaren und Ohren befestigen, schmücken sich beyde Geschlechter, und die Weiber bedecken sich mit Schürzen, wie die Hottentotten, die Männer ebenfalls, doch gehen sie noch nackter. Hier sind gewissermassen auch Ackerleute; denn sie bauen etwas Korn, Kaffernkorn genannt. Der Stergel oder Halm ist von der Höhe eines Mannes, hat die Dicke eines Schilfrohrs, und endiget sich in einen, anderthalb Schuh langen, zweigartigen Bü-schel Aehren, welche die Körner, die etwan so grofs als Reiskörner sind, enthalten. Ihre Saatzeit ist im Monat August, oft auch im Anfange des Novem-bers. Es wird zwischen Steinen zermalmet und in runden flachen Broden gebacken, die sie unter der Asche verdecken.

Das warme Bad verdient hier auch noch einer Anzeige, ob es gleich in einer waldigen und unbe-wohnten Gegend lieget. Es hat seinen Namen von dem Districte, worin es liegt; manchmal heifst es auch das Bad jenseits oder hinter dem Ber-ge, auch das Eisenbad, weil es sehr eisenhaltig ist. Es ist hier ein steinernes Gebäude angelegt, und ste-het hundert Schritte davon. Das eigentliche Bade-
haus

haus aber, oder vielmehr die Hütte, so eine Klafter lang und drey breit ist, macht dagegen einen sehr auffallenden Abstand. Das Wasser ist sehr heiss und soll vorzüglich den Schweiß befördern. Auch sind in dieser Gegend nicht weit aus einander, theils warme, theils kalte Quellen, und fast eben so oft auch Bauernhöfe.

Das vierte Quartier ist endlich Bottelary, hat südlich auch Stellenbosch, Drackenstein ost- und westlich und den Muschelbankfluß nördlich. Man hält dafür, daß die übergroße Menge Heu, die hier geerntet wird, und mehr als in den übrigen Gegenden zusammen genommen beträgt, den Namen der Landschaft zu Wege gebracht habe. An Bergen leidet diese Gegend für den übrigen Ausnahme; denn die wenigen kleinen Hügel verdienen kaum diesen Namen, ob sie schon reich an guten Viehweiden sind. Hier wird das Wasser, welches während der Regenzeit in kleinen Gräben gesammelt wird, salzig, und dennoch bleibt den Einwohnern, aus Mangel bessern Wassers, kein anderes Mittel übrig, als dieses zu trinken. So auch ist das Brennholz sehr selten, weil fast nichts als Strauchwerk wächst; daher ist diese Gegend unter den übrigen die unerheblichste.

3. Die dritte Colonie heisst Drackenstein; woher sie ihren Namen hat, läßt sich nicht gewiß sagen. So viel weiß man, daß sie der Statthalter Simon van Stel 1675 anlegte, als den Einwohnern in der Colonie Stellenbosch der Platz zu mangeln anfieng. Sie ist so groß als die gesammten Niederlande

in Europa, und gränzt südwärts an den Berg Kehrum, gegen Osten an eine lange Kette von Bergen, nordwärts an die Saldannabay und westwärts an den Pferdeberg, der sie von den Bottelary absondert. Ueberhaupt hat diese Gegend viel Berge und meistens alle sehr rauh und hoch. Man theilt diese Pflanzstadt in zwey Bezirke ein: der 1. Theil zwischen dem Kehrumberge und der Kirche; der 2. Theil zwischen der Kirche und dem Wagnerthale; denn ob man gleich ehemals das Wagnerthal selbst mit hierher rechnete, so besteht es jetzt doch für sich selbst, nebst Tierra de Natal, in einer eigenen Landschaft, davon der eine Theil alles in sich begreift, was innerhalb den Gränzen der Pflanzstadt liegt und der andere die dazu gehörigen Ländereyen auferhalb derselben in sich fasset. Diese Colonie hat weder Stadt, noch Dorf, sondern lauter einzelne Wohnungen, die längst den Bächen angelegt sind, und bey welchen man gewöhnlich Weinberge bauet. Bey der Drackensteinischen Kirche wird sonntäglich ein Markt gehalten. Nach Südwesten der Kirche liegt ein großes Thal, Franschehoek genannt, welches von Hugonotten bewohnt wird, die sich nach Aufhebung des Edicts von Nantes bis in diese entfernte Ecke von Afrika gerettet haben. Sie haben diesem Thal den Namen la petite Rochelle gegeben, zum Andenken ihres Vaterlandes, das sie dennoch lieben, ob es sich gleich als die grausamste Stiefmutter gegen sie bewiesen hat. Auch hier findet man die Früchte des Fleisses, den diese verfolgten Rechtschaffenen allenthalben beweisen, und das Thal übertrifft alle andere
Gegen-

Gegenden an Fruchtbarkeit und Reitz. Nur wenige von ihnen sprechen noch Französisch; sie haben bey dem täglichen Umgang mit den Holländern und Deutschen, und wegen der mit ihnen gestifteten Heyrathen, wenig Gelegenheit ihre Muttersprache zu reden.

Auf dem Wege nach Drackenstein, etwa acht Meilen vom Cap lernte ich auf einer Reise eine durch mancherley Leiden unglücklich gewordene französische Dame kennen, deren Umstände mich sehr dauerten. Ermüdet von der Reise, kam ich an die Thür ihrer Wohnung, um mir eine Erfrischung auszubitten. Das Aeussere derselben schien ganz einfach; aber ich erstaunte, als ich hineintrat und ein weitläufiges unbewohntes Gebäude erblickte. Alles kündigte unter den Ueberbleibseln ein zerfallendes Haus an, öde und unmeublirte Stuben und die stillste und traurigste Einsamkeit fand ich hier. Mein Wegweiser eilte vor mir her, und ich folgte ihm langsam nach. Wir kamen zu einem Garten, der hie und da noch zerstreute Meisterstücke der Kunst aufwies, der eine vortreffliche Aussicht und ein wohllangelegtes Feld hatte. Am Ende lag ein kleines Haus, wo mich mein Führer hineinführte, und hier traf ich eine bejahrte Dame an, die mich nach den nöthigen Entschuldigungen meiner Freyheit, auf ihren Sopha setzen liess, und mich folgendermassen unterhielt.

„Ein krankes und gekränktes Frauenzimmer, das Sie für einen rechtschaffenen und menschlichen Mann halt, wagt es Sie zu ersuchen, sich ihrer anzunehmen. Ich war ehemals reich und glücklich. Urtheilen Sie

von meinem alten Wohlstand, nach den Ueberbleibseln, die sie noch davon erblicken, nach diesem öden Haus, das ich bewohne, weil ich es nicht los werden kann, und dessen Anblick für mich eine Last mehr ist, die meine Leiden erschwert. Mein Sohn, den sie dort in der Entfernung gehen sehen, und der den Verstand und die Sprache verlohren hat, setzte nach dem Tode seines Vaters die Aufsicht über einen sehr beträchtlichen und vortheilhaften Handel fort, der uns ansehnlich bereichert hatte. Er nahm Abschied von mir und reiste nach Spanien, wo er die köstlichsten Waaren verhandelte. Mein Sohn associirte sich mit einem Andern und war schon im Begriff, den Handel aufzugeben, sein erworbenes Vermögen in Ruhe zu genießen und eine vortheilhafte Heyrath zu treffen. Jetzt wagte er noch eine letzte Reise, wozu er all sein Geld anwendete, um es zu den Summen zu thun, die ihm sein Handlungsgenosse zugestellt hatte, ja, er borgte noch, um das Capital recht ansehnlich zu machen.“

„Wenig Tage vor seiner Abreise erhielt er die schmerzliche Nachricht, dass ein von ihm erwartetes Schiff gescheitert und zu Grunde gegangen sey. Zu gleicher Zeit verlor ich auch eine geliebte Tochter in der Blüthe ihres Alters. Schmerz und Gram, sie überleben zu müssen, war nun mein Loos. Mein Sohn hatte seine Reise geendiget, er theilte meinen Kummer und nahm sich vor, nichts zu vergessen, was mich über meinen Verlust trösten könnte. Er hatte seinen Compagnon die reichliche Ausbeute seiner glück-

glücklichen Geschäftsführung übermacht, und mit seiner Rückkehr bloß gezögert, um nichts zurückzulassen.“

„Aber was glich seinem Erstaunen und seiner Verzweiflung, als er bey seiner Wiederkunft hören mußte, daß sein Handlungsgenosse, der habfüchtigste und niederträchtigste Betrüger, sich der Reichthümer und Briefschaften, die mein Sohn seiner Verwahrung überlassen, bedient hatte, um ihn durch bestochene Zeugen und ein ungerechtes Urtheil für seinen Factor und Agenten zu erklären. Er nahm auf diese Art Alles zu sich, stahl meinem Sohn öffentlich sein ganzes Vermögen, und speiste ihm bloß mit einem mäßigen Gehalt ab, der kaum zur Bezahlung der von meinem unglücklichen Sohn aufgenommenen Gelder hinreichte. Mein Sohn wurde über diesen unerwarteten Schlag so heftig angegriffen, daß er alles Gefühl und den Gebrauch des Verstandes verlor.“

„Meine Thränen fließen nun Tag und Nacht um meine Tochter, die nicht mehr ist, und um meinen Sohn, der vor mir lebt, aber so lebt, als ob er nicht mehr wäre. Unfre Verwandten, unfre Freunde, haben uns nach und nach mit unserm Wohlstande verlassen, wie es niedrige Seelen immer zu machen pflegen. Ich bin selbst ein Beyspiel der Kette von Unglücksfällen, die wir tragen müssen, wenn die Widerwärtigkeiten sich häufen und ihre Last auf einen Einzigen fällt. Verzeihen Sie es mir, fuhr sie fort, daß ich Sie aufgehalten und Ihnen mein Unglück erzählt habe. Ich finde stets eine Beruhigung, wenn ich mein

beklommenes Herz gegen Jemanden ausschütten kann!“

Thänen unterbrachen sie hier; sie verschafften mir Zeit die Wirkung auszudrücken, die sie auf mich gemacht hatte, und der unglücklichen Dame Alles zu sagen, was ich glaubte, das ihr Trost und Hoffnung für die Zukunft einflößen könnte. Ich versicherte mich von der Wahrheit ihrer Erzählung, und ließ es nach meiner Zurückkunft im Cap mein erstes Geschäft seyn, den Gouverneur davon zu unterrichten, welcher denn auch auf das liebe reichste für die Unglückliche sorgte.

Die ganze Gegend dieser Colonie ist etwas steinig und bergicht, jedoch fruchtbar; die Luft ist rein und gesund, und das Wasser sehr gut und in Menge. Die hiesigen Berge sind im Juni und Juli, oft auch im August mit Hagel und Schnee bedeckt, wo denn der Schnee aufgeht und die Kanäle anfüllet. Auf dem Wege vom Kehrumberge nach der Kirche geht ein Weg nach Stellenbosch, der wegen der Gefahren der Weg der Furcht genennet wird. Er ist oft wegen der wilden Thiere, die sich zuweilen hier sehen lassen, unsicher, dabey ist er tief, enge und steinig, und führt auf Abstürze an Wassergraben, und man hat Beyspiele gefunden, daß, wenn Pferde zur Nachtzeit diesen Weg gegangen sind und die Löwen und Tyger wahrgenommen haben, sie sogleich nebst ihren Reitern in den Abgrund gesprungen sind. So gefährlich er aber auch ist, so liegen doch verschiedene schöne Landgüter an und auf demselben.

4. Viertens die Colonie Wavaren liegt am weitesten gegen Osten von der Capstadt. Auch dieser District besteht aus lauter einzelnen Wohnungen und einer Kirche. Ehedem war er unter dem Namen der rothe Sand bekannt, von einem Berge, welcher rothen Sand liefert, und zugleich die Gränze von Drackenstein ist. Das Land ist hier so hart, daß man zuweilen 20 Ochsen an den Pflug spannen muß, und doch ist es sehr fruchtbar; denn es liefert gewöhnlich zwanzigfältige Frucht. Diese Colonie legte der Statthalter van Stahl 1701 an, und nannte sie nach dem Namen eines gewissen Geschlechtes in Amsterdam, zu dem er gehörte, Wavaren. Die Colonisten sind arbeitssame und geschickte Leute und verbessern ihre Landereyen mit jedem Verlaufe der Zeit. Sie werden in weltlichen Dingen von der Stellenboschischen Obrigkeit gerichtet. Diese Gegend hat zwey warme Bäder, und das Quartier heist auch von der Zahl seiner Ströhme, die vier und zwanzig Flüsse.

5. Fünftens Tierra de Natal ist diejenige Gegend, welche die Holländer zur Erweiterung ihrer Bevölkerung ankaufen mußten. Es halten sich hier einige Colonien Kaffern auf, welche in ihren Gebräuchen, und selbst in ihrem Anzuge, ganz verschieden von den Hottentotten sind. Sie schmieren ihre Leiber nicht, wohnen in viereckichten leimernen Hütten, flammeln nicht so wie die Hottentotten, bestellen ihr Feld ganz anders, brauen auch und tragen Kreutze an einem Stricke, der ihnen über den Hals hängt. Sie handeln mit den Seeräubern auf dem rothen

then Meere, die ihnen seidene Zeuge für Elephantenzähne vertauschen und sind in aller Rücksicht fast eine ganz andere Nation. So weit erstrecken sich die Besitzungen, welche die Holländer damals auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung hatten. Noch gehörte das schwarze Land dazu. Diese Pflanzung besteht ebenfalls in einer Parochie, die also ihren eigenen Prediger, Kirche und Pfarrhaus hat, übrigens aber mit der Colonie Wavaren übereinkommt. Zu dieser Pflanzung ist nachher noch die dazu gekommen, welche der Gouverneur Zwellinggrebel angelegt und ihr den Namen Zwellendam gegeben hat; sie besitzt aber weder Kirche, noch Prediger.

Es giebt auf dem Cap acht Gerichtshöfe, unter welche Alles, was zur Regierung gehört, vertheilt ist. Diese sind: der hohe Rath, der die allgemeine Aufsicht über die Handlung und Schiffahrt hat, Gesetze giebt und aufhebt, Krieg anfangt und Frieden schliesset. Acht Mitglieder, unter denen der Statthalter der Präsident ist, und allemal zwey Stimmen hat, machen dieses Tribunal aus. Das zweyte ist das Justizcollegium, welches alle peinliche und Civilprocesse entscheidet; jedoch kann man wider diesen Ausspruch nach Batavia oder nach Holland appelliren, welches aber sehr erschwert ist, weil zuvor hundert Gulden niedergelegt werden müssen und alsdenn verlohren sind, wenn es bey dem ersten Urtheil bleibt. Die Stellen werden mit eben den Personen bekleidet, die im hohen Rathe sitzen, wozu noch drey

drey Burgermeister der Capstadt gehören. Unter diesen steht noch ein anderes Gericht, welches Schulden und Streitigkeiten richtet und aus Bürgern der Compagnie bestehet, die einen Beyfitzer aus dem hohen Rathe haben. Dann folgt der Gerichtshof, welcher Ehesachen entscheidet, ferner die Waysenkammer, zum Nutzen alternloser Kinder. Der geistliche Rath, der die Verwaltung der Pfarrkirchen zu besorgen und zugleich auch das öffentliche Allmosen mit so viel Ehre besorgt, daß kein einziger Bettler angetroffen wird. Dann folgt der Rath des allgemeinen Wesens, dessen Besorgung die Einhebung der vom grossen Rathe vorgeschriebenen Abgaben ist. Endlich der Kriegsrath. Ausser diesen obrigkeitlichen Personen sind noch eine Menge Ober- und Unterbediente, die alle in sehr grossem Gehalt stehen. Die Colonie bestreitet ihre Abgaben aus der Einnahme des Zehnden von allen liegenden Gründen, von den Abgaben des Tobacks, Weins, Brandeweins u. s. w. Auf dem platten Lande thut der Droffard alle Kleinigkeiten ab; was aber von Wichtigkeit ist, muß vor den Gouverneur und seinen Rath gebracht werden, dessen Ausspruch wird sodann gleich in bürgerlichen und Criminalsachen unverzüglich vollstreckt.

Im September des Jahres 1773. bekam ich eine unerwartete Veranlassung in das Innere des Landes zu reisen. Ein französisches Schiff hatte das Unglück gehabt zu stranden. Von der Equipage waren Etliche verunglückt, die Andern aber nebst vier Damen und meh-

mehrern andern Passagieren fielen in die Hände der Kaffern oder Hottentotten. Diese ließen ihnen zwar das Leben; aber sie hatten ihnen Alles geraubt, und ihnen nicht erlauben wollen, den Weg herwärts zu suchen. Vornehmlich hat ihnen die Schönheit der Damen so gefallen, daß sie sich haben müssen gefallen lassen, sich ganz zu entkleiden, sich besichtigen und auf Hottentottische Weise, das ist, mit einem einzigen Schaafsfelle, welches um den Hals befestiget wird, kleiden zu lassen. Doch haben es Einige gewagt zu entweichen und sind glücklich ins holländische Gebiet gekommen. Die Regierung bekam von diesem Vorgange Nachricht und der Gouverneur schickte ein Commando von 150 Bauern Cavallerie, nebst zwey Mitgliedern des Kriegsraths und mich dahin. Wir hatten eine äußerst vergnügte Reise; unser Weg führte uns durch Constantia, Sandfliet, Zwellendamm, Ried Vallei u. s. w. und wir machten einen Weg unter manchen Beschwerden und Gefahren, von 120 Meilen, bis wir die Verunglückten antrafen. Die Kaffern hatten alle Schätze dieser Personen verachtet, und sich allein mit ihrem Eisen, Korallen und andern Kleinigkeiten begnügt und selbige in die Haare und an die Nase angemacht. Wir machten hier zugleich einen glücklichen Handel, kauften sehr viel Vieh und verhandelten dagegen Arak, Tobak, Hanf und Samen, und ich lernte den Hottentotten bey dieser Gelegenheit von einer sehr guten Seite kennen.

Die Hottentotten sind keine vollkommenen Neger, sondern sie machen den Uebergang von der
weissen

weissen Farbe zur schwarzen. Vielleicht würden sie weifs seyn, wenn sie nicht die hässliche Gewohnheit hätten, sich beständig mit schwarzem Schmalz und mit Ruß zu schmieren. Man erzählt wenigstens, daß die Holländer einst ein hottentottisches Mädchen gleich nach der Geburt weggenommen und unter sich erzogen haben, und daß es so weifs als eine Europäerin geworden. Sie haben alle eine sehr aufgeworfene Oberlippe, weisse Zähne und eine sehr platte und breite Nase; denn die Mütter, die diese Form für eine grosse Schönheit halten, drücken ihren neugebohrnen Kindern den Nasenknochen ein. Ihr Haar ist wollicht und schwarz, und ihre Nagel gleichen den Klauen der Thiere; denn sie schneiden sie nie ab.

Die Weiber haben sammtlich eine besondere Art von Auswuchs, oder ein Stück hartes breites Fleisch, das ihnen über die Schaambeine wächst und in Gestalt einer Schürze bis an die Lenden herunter geht. Die Männer sind halbe Verschnittene; denn sie lassen sich im achten oder neunten Jahre einen Testikel nehmen. Die Handlung ist feyerlich und auf gewisse Art heilig. Wenn man den jungen Menschen, mit dem Fett eines zu dem Ende getödteten Schaaßs, wohl eingeschmiert hat, so legt man ihn auf den Rücken zur Erde, bindet ihm Hände und Füße, und einige seiner Freunde halten ihn fest. Dann macht der Priester mit einem scharfen Messer einen Einschnitt, nimmt den linken Testikel weg und legt an seine Stelle ein Stückchen Fett von derselben Grösse, das mit heilenden Kräutern bestreut ist; hierauf nähert er mit dem Knochen

Knochen eines kleinen Vogels und mit einer Schaafs-
 nerve — dießs sind hottentottische Nadeln und Zwirn
 — die Wunde zu. Wenn dießs geschehen ist, laßt
 man zwar den Patienten los, aber der Priester verläßt
 ihn noch nicht, sondern begießt mit dem heißge-
 machten Fett seinen Körper so reichlich, daßs das Fett,
 wenn es kalt wird, eine Art von Rinde macht; zu-
 gleich reibt er ihn so hart, daßs der arme Mensch, der
 ohnedem viel gelitten hat, in großen Tropfen schwitzt.
 Nun gräbt der Verschneider mit seinen langen Nageln
 Furchen ins Fell, von einem Ende des Körpers, bis
 zum andern, in welche Furchen er, so reichlich er
 nur kann, seinen Urin laufen läßt. Hierauf reibt er
 ihn aufs neue und bedeckt die gemachten Furchen
 wieder mit Fett. Nun verläßt der Priester den Patien-
 ten, und dieser mehr todt als lebendig, muß sich nach
 einer nahen Hütte schleppen lassen, wo er zu seiner
 Pflege nichts anders findet, als das Fett an seinem Kör-
 per, das er, wenn er Lust hat, ablecken kann. Nach
 zwey Tagen ist er, wenn die Operation nicht gefahr-
 lich abgelaufen ist, gewöhnlich wieder hergestellt,
 und nun kann er ausgehen und sich öffentlich zeigen.
 Die Absicht dieser Operation ist, den Körper schnell
 zu machen.

Die Wohnungen der Hottentotten sind in einer
 Zirkellinie angelegt und bestehen aus schlechten Hüt-
 ten mit Thierfellen oder auch mit geflochtenem Rohr
 bedeckt. Sie haben nur eine Oeffnung, welche die
 Stelle der Fenster und der Thür vertritt, und durch
 welche man nicht anders als auf den Knien hinein-
 kriechen

kriechen kann. Ihr Hausgerathe ist einfach und selbst bey den Reichen gar bald zu zählen. Sie haben nichts zum Sitzen, sondern sie hucken zum Ausruhen nieder, und diese Lage finden sie so bequem, wie wir einen Lehnstuhl. Zwey oder drey Töpfe machen ihr ganzes Gerathe zum Kochen aus, und eben so viele haben sie zum Trinken, zum Buttermachen und zur Aufbewahrung ihrer Milch. Nimmt man dazu noch ihre Garderobe und Waffenrüstung, so hat man alle Meubeln eines Hottentotten.

Ihre Bettstellen sind nichts als tiefe Gruben, die an der Ecke der Hütte in die Erde gegraben sind; der Rauch geht durch die Thür nach aussen, und kein Europäer kann es in ihrer Hütte aushalten, ohne zu ersticken. Der Hottentotte hingegen findet Vergnügen am Rauch, daher sind seine Ausdünstungen dieser Art viel stärker, als bey uns der Geruch eines geraucherten Schinken.

Ihre Beschäftigung ist die Viehzucht und die Jagd. Daher machen die Viehheerden ihr einziges Gut aus, und diese besitzt ein Dorf gemeinschaftlich; auch müssen alle Mitglieder des Dorfs wechselsweise die Hut übernehmen. Aus dieser Ursach giebt es unter ihnen keine Streitigkeiten, sondern die Einwohner eines Dorfs leben in der grössten Eintracht. Allein mit ihren Nachbarn gerathen sie nicht selten in bittere Feindseligkeiten, wozu bisweilen der blofse Verdacht eines geraubten Schaafs die Veranlassung giebt. So bald ein solcher Fall eintritt, versammelt sich das ganze Dorf und hält Rath, ob es den Raub nicht bemer-

Zweyter Theil.

Z

ken

ken oder aber den Krieg erklären soll. Im letzten Fall sucht man den Feind durch langes Warten sicher zu machen, nimmt aber die beste Gelegenheit wahr und überfällt ihn alsdann. Und nun ist die Rache über das geraubte Schaaf so groß, daß keiner von den Feinden verschonet wird; die ganze Dorfschaft wird verwüßtet, ein Theil der Bewohner stirbt auf dem Schlachtfelde, ein anderer am folgenden Tage und selbst noch an dem Tage des Streites, an vergifteten Wunden.

Die einzige Kleidung der Hottentotten sind Thierfelle, besonders Schaafhäute, welche beyde Geschlechter tragen. Im Sommer haben sie die haarichte Seite auswendig, im Winter kehren sie sie um, am Tage sind diese Felle Kleider und des Nachts dienen sie zu Betten. Sobald diese Felle dazu nicht mehr dienen können, braucht man sie statt der Dachziegeln. Die Häupter eines Dorfs (Craal) tragen Thierhäute oder Löwenfelle, besonders wenn sie ein solches Thier selbst erlegt haben. Das weibliche Geschlecht hat doppelte Felle; eins hangen sie über die Schulter, so daß die beyden Enden auf der Brust vereinigt sind und den Hals bloß lassen, das Uebrige des Rückens und des Unterleibes bedecken sie mit einem zweyten Fell, das bis an die Knie reicht. Am Halse des Hottentotten hängt ein kleiner Beutel, worin er sein Messer, wenn er anders eins besitzt, seine Pfeife und seinen Tobak steckt; auch trägt er ein kleines an beyden Enden gebranntes Hölzchen, als ein Mittel gegen die Zauberey in diesem Beutel, den man gewöhnlich

lich von alten Handschuhen zusammen nähet, welche die Holländer abgelegt haben. Am linken Arm klappern zwey elfenbeinerne Ringe, welche ihnen im Gefechte statt eines Schildes dienen.

Wenn sie auf Reisen gehen, bewaffnen sie ihre rechte Hand mit zwey Stöcken, die mit Eisen beschlagen sind, und in der Linken führen sie ein kleineres Stöckchen, woran der Schwanz einer wilden Katze, oder eines andern Thiers, das einen Knebelbart hat, befestiget ist. Sie bedienen sich desselben statt des Schnupftuchs, ihr Gesicht und ihre Nase abzuwischen und den an den Augen sich festsetzenden Staub wegzunehmen. Wenn dieser Schwanz schmutzig geworden ist, so stecken sie ihn ins Wasser und schütteln ihn sehr geschickt hin und her, bis er trocken geworden ist.

Die Füße der Hottentotten sind nackt, ausgenommen, wenn sie auf die Weide gehen. Dann tragen sie zum Schutze gegen Dornen und Disteln eine Art Stiefeln. Wenn starkes Regenwetter entsteht, und sie also in Gefahr gerathen, daß ihr mit Schaaffett eingeschmiertes Haupt in Unordnung gerathe, so tragen sie Mützen und Katzenfelle, das Frauenzimmer hingegen trägt solche Mützen mit einer kleinen Abänderung der Form beständig, und sie kommen ihnen sogar des Nachts nicht vom Kopfe. Ihre Beine umwinden sie mit Riemen aus halb getrockneten Häuten, von der Dicke eines recht weiten Stiefels; doch ist dieß mehr eine Zierrath der verheyratheten Frauenzimmer. Der Beinschmuck der Mädchen dieser Art

aber besteht in Ringen von Rohr, dergleichen sie auch an den Armen tragen. Eine Dame, die sich hier recht putzen will, reibt sich die unbedeckten Theile des Körpers, besonders Gesicht und Brust mit einem Schaafschwanz; ein Artikel, der auf allen hottentottischen Toiletten die Stelle der Pomade, des Karmins und der Wohlgerüche vertritt. Wenn nun Hals und Brust recht glatt polirt sind und einen besondern Glanz erhalten haben, dann bekleckt die Schöne ihr Gesicht hie und da mit rother Erde, um der gleissenden Haut einige Nüancen zu geben, behängt den Hals mit Muschelschaalen und Schneckenhäusern, steckt sich einige Borsten vom Stachelschwein in die Ohrlöcher und legt ihr Haar in Flechten, und nun kann sie bey der vornehmsten Hottentottin Galla brilliren.

Sowohl Frauen als Mädchen tragen ebenfalls einen Sack am Halse, worinnen Lebensmittel, z. E. einige Stücke Kaldaunen, etwas Rauchtobak, nebst der Tobakspfeife, befindlich sind; denn die Schönen unter diesem Volke rauchen eben so gern, als ihre Halften, ja sie berauschen sich sogar in diesem Vergnügen sehr oft. Kupferne Ringe, kleine Platten von Messing, Stachelschweinborsten tragen beyde Geschlechter um den Hals, in den Ohren, an den Armen, Beinen, auch wohl um den Leib. Je mehr dergleichen Gehängsel, desto geschmückter ist man.

Ein allgemein beliebter Putz der Hottentotten ist, dals sie sich den ganzen Leib mit Butter oder Fett beschmieren und Ruß darüber streuen. Die Armen nehmen alte Butter oder stinkendes Fett; daher ist ihr

Gestank

Gestank so stark, daß man einen solchen eingeschmier-
ten Hottentotten weit eher riechen, als sehen kann.
Die Wohlhabenden hingegen nehmen frisches Fett
und beschmieren sich desto reichlicher. Sogar ihre
Kleider bekommen inwendig eine solche Pomade.
Wenn man daher Jemandes Rang wissen will, so muß
man ihn nach der Dicke und dem Werth seiner
Talgrinde beurtheilen. Uebrigens ist die Gestalt
der Hottentotten nicht häßlich, und ihr äußerer
Blick ist auch nicht wild, sondern freundlich. Das
Häßlichste an ihnen ist die platte Nase und die große
Oberlippe. Die Mannspersonen unter ihnen sind zwi-
schen fünf und sechs Fuß lang, die Frauenspersonen
aber viel kleiner.

Die Speisen dieses Volks sind Wurzeln, Kräuter
und Milch. Von ihrem Vieh essen sie nicht eher, als
bis es verreckt ist. Sie finden solches Fleisch nicht
widerlich und wundern sich sehr, daß ihnen die Hol-
lander dergleichen Mahlzeiten nicht nachahmen wol-
len. Mit sehr großem Appetit verzehren sie beson-
ders die rohen Kaldaunen. Auch die Jagd und Fische-
rey liefert ihnen viele Speisen; am liebsten fangen sie
die sogenannten Springböcke. Ihr Fleisch braten
sie unter zwey heiß gemachten Steinen. Man kann
eigentlich nicht sagen, daß sie essen, sondern sie zer-
reißen und verschlingen, wie ausgehungerte wilde
Thiere. Da die Faulheit ihr Lieblingslaster ist, so ge-
rathen sie oft in Mangel an Lebensmitteln; in diesem
Fall sind sie im Stande, die von Holländern wegge-
worfenen alten Schuhe zu verzehren, nachdem sie sie

vorher eingeweicht und dann auf Kohlen gelegt haben; auch essen sie die abgetragenen Beinringe ihrer Weiber. Gegen Schweinefleisch und Fische ohne Schuppen, haben sie einen Abscheu. Ihr täglicher Trank ist Milch und Wasser; sie machen sich aber bey Feyerlichkeiten ein Getränk aus einer gewissen Wurzel und Honig, worin sie sich gerne berauschen.

Handwerker und Künstler giebt es unter diesem Volke noch nicht, eine Art Schmiedte ausgenommen, die die Kunst Metalle zu schmelzen und zu gießen, wiewohl auf eine unvollkommene Art, verstehen. Uebrigens verfertigt sich ein Jeder die Bedürfnisse selbst, die er brauchet. Die Sprache der Hottentotten gewinnt, seitdem sie mit den Europäern Umgang halten, immer mehr Sanftes und Einnehmendes. Von ihrer Religion läßt sich wenig sagen. Das Wesen, das sie erschaffen hat, kennen sie nicht, dagegen sprechen sie von einigen bösen Wesen öfters mit einer gewissen Furcht; denn ihnen schreiben sie das Unglück zu, das ihnen begegnet, auch glauben sie, daß sie mit ihren Zauberern im Verstandnisse leben. Eine einzige ihrer Ceremonien scheint religiös zu seyn. Diefes ist eine Art feyerlicher Tänze zur Zeit des Vollmondes; doch hat dieser Gebrauch bey vielen andern, selbst muhamedanischen, Völkern auch Statt. Mit einer Art grüner Heuschrecken treiben sie sehr viel Aberglauben, so wie viele Europäer mit der Kule und mit der Todtenuhr. Ihre Gastfreundschaft gegen Fremde, ihre Dienstfertigkeit gegen Reisende, ihr Mitleiden gegen Unglückliche, ihre Treue und Folgsamkeit

samkeit im Dienste und ihre zärtliche Pflege der Kranken, könnte selbst den gesittetsten Völkern zum Muster dienen.

Dagegen hat diese Nation auch große Fehler, worunter besonders ihre unbändige Neigung zum Trunk, ihre Liebe zum Schmutz und ihre Trägheit hervorstechen, und diesen Fehlern sind beyde Geschlechter unterworfen. Der großen Liebe zum Schmutz ohngeachtet, erreichen sie dennoch ein großes Alter von 70 bis 80 Jahren; manche werden kaum einmal in ihrem Leben krank.

Die musikalischen Instrumente der Hottentotten sind noch sehr unvollkommen und ihre Zahl ist sehr klein. Eins haben sie mit den Negern gemein, bey welchen es auch, wie bey ihnen, Gom Gom genennt wird. Es ist ein Bogen von Oliven- oder anderm starken und zähen Holz. Auf demselben ist eine Saite von Schaafdarf gespannt, die sehr stark gezogen wird. An dem einen Ende des Bogens wird eine gespaltene Federispule festgemacht, durch welche die Saite läuft, bey dem andern Ende aber nehmen sie die Saite in den Mund und geben ihr durch einen stärkern oder schwächern Hauch die Verschiedenheit des Tons. Dieses Instrument ist das kleine Gom Gom. Ausser diesem haben sie noch ein größeres, das von eben der Beschaffenheit, wie jenes, ist, auf welchem man aber noch eine ausgehöhlte Kokosnuß befestiget hat, in welcher die Saite durch zwey Löcher läuft. Diese Nuß schiebt der Musikus während des Hauches auf der Saite hin und her, je nachdem er ei-

nen gedämpften oder scharfen Ton hervorbringen will. Endlich haben sie noch eine Art von Paucke, die aus einem mit Schaaffell überzogenen Topfe besteht. Das letzte Instrument ist besonders der Liebling des hottentottischen Frauenzimmers.

Ihre Vokalmusik ist noch einfacher als ihre Instrumente; sie bestehet bloß in dem einsylbigen Worte Ho, und einigen wenigen Liederchen; beyde Geschlechter singen dieses Ho Ho und verlängern die Musik durch diese Wiederhohlung. Am Tanzen finden sie ein sehr großes Vergnügen, weswegen sie keine Gelegenheit dazu veräumen. Wenn sie einen Frieden geschlossen, ein wildes Thier getödtet, einen glücklichen Tausch mit den Holländern getroffen haben, oder wenn ihnen sonst etwas Angenehmes begegnet ist, so tanzen sie eine ganze Nacht, und oft noch den folgenden Tag. Dieß thun sie auf folgende Art. Die Männer des Craals, oder Dorfs, schliessen einen Kreis und die Frauen fügen sich dazu, um durch ihren Gesang und durch den Schall ihrer Paucke die Musik der Goms Goms zu heben. So bald die Goms Goms anfangen, stehen zwey Paar auf; niemals tanzen mehrere, auch nie beyde Geschlechter zusammen. Sie stellen sich Einer über den Andern, doch anfanglich wenigstens zehn Schritte von einander, und nur erst nach einer Viertelstunde kommen sie sich näher. Darauf thun sie nichts anders, als sich um einander herdrehen, oder Rücken an Rücken tanzen. Hände geben sie sich niemals, obgleich jeder Tanz eine Stunde dauert. Die Männer bewegen ihre Füße mit einer erstau-

erstaunenswürdigen Geschwindigkeit, so wie sie überhaupt sehr schnell zu Füsse sind; auch die Weiber machen grosse Springe und schlagen den Boden mit entsetzlicher Gewalt. Bey allen diesen Bewegungen sehen sie beständig auf die Füsse und singen zugleich ihr Ho Ho; auch schlagen sie die Ringe, die diese an den Beinen haben, mit einem Geräusch, das dem eines Schlittenpferdes gleich kommt.

Die Waffen der Hottentotten sind Bogen, Pfeil, Lanze und Wurffpiess. Der Bogen wird von Olivenholz gemacht und die Sehne besteht aus der Nerve eines Thiers. Ihr Pfeil ist ein kleiner Stock, mit einem eisernen halben Zirkel, der Wiederhaken hat, welche so scharf als ein Federmesser sind. Der Köcher besteht aus einem langen schmalen Sack von Elephanten- oder Elendsleder. Ihre Hassagayen oder Lanzen pflegen sie, wie ich schon oben gesagt habe, zu vergiften. So schmutzig diess Volk ist, so sehr reinlich hält Jeder seine Waffenrüstung; auch darf ihm nie ein Stück daran fehlen. Man findet daher bey dem armsten Bettler beständig eine vollständige Rüstkammer. Mit diesen Waffen üben sie sich in Friedenszeiten beständig, und sie sind so geschickt, daß sie mit dem Wurfpfeil das Ziel von der Grösse eines Guldens auf hundert Schritte nie verfehlen.

Auch hier herrscht die Vielweiberey; doch findet man selten mehr als drey Weiber bey einem Manne. Die Wittwen können wieder heyrathen, sie müssen sich aber einer sonderbaren und schmerzlichen Gewohnheit unterwerfen; denn sie müssen sich, so bald

—
sie wieder einen Mann haben wollen, das Glied von einem Finger abschneiden lassen, und so jedesmal das Glied wieder von einem andern Finger, so bald sie zum dritten - oder viertenmal heyrathen. Daher ist es nichts Seltenes, hottentottische Weiber mit drey oder mehr verstümmelten Fingern zu sehen. Ihre Heyrathen werden sehr geschwind geschlossen. Der junge Mensch thut den Antrag bey einer Pfeife Tobak. Willigt der Vater ein, so wird der Tochter gleich Nachricht davon gegeben. Wenn diese aber nicht zufrieden ist, so bleibt ihr kein anderes Mittel übrig, sich vom Freyer loszumachen, als daß sie eine Nacht mit ihm auf der Erde ringen muß. Behalt sie die Oberhand, so ist sie von ihm los; verliert sie aber, so wird die Heyrath wider ihren Willen geschlossen, und diese wird gleich darauf mit folgenden Feyerlichkeiten beschlossen.

Der junge Mensch bringt einen fetten Ochsen ins Haus seiner Braut. Dieser wird geschlachtet, und die Hochzeitgäste beschmieren sich den ganzen Leib mit dem Fette desselben; auch bestreuen sie sich mit dem aus einem gewissen Kraute, Buchu genannt, zubereiteten Pulver. Nach diesen Vorbereitungen schreiten sie zur Feyerlichkeit selbst. Die Männer schliessen einen Kreis, hucken auf die Erde nieder, und haben den Bräutigam in der Mitte. Eben so machen auch die Weiber um die Braut einen Kreis. Nun erscheint der Suri, oder Priester; dieser nähert sich dem in großer Ehrfurcht da sitzenden Bräutigam und theilt ihm in dieser Stellung den halben zu dieser feyerlichen

chen Absicht gesammelten Vorrath seines Urins mit, welchen der Brautigam sehr eifrig nebst dem Fett und Buchu sich einzureiben sucht. Darauf geht der Suri in den Kreis der Frauen und besalbt auch die Braut, mit der andern Hälfte seines priesterlichen Wassers, und diese empfängt solche Weyhe gleichfalls mit eben der Ehrfurcht, als ihr Geliebter. Nach dieser Handlung ertheilt der Priester dem jungen Paar den Segen, ohngefähr mit folgenden Worten: „Lebt glücklich, habt, ehe ein Jahr um ist, einen Sohn, der euer Trost im Alter ist, er sey ein tapferer Jäger.“ Trifft der Wunsch des Suri ein, und die Mutter bekommt einen gefunden Knaben, so ist die Freude im ganzen Craal sehr groß, und der Vater stellt ein Fest an.

Sonderbar ist die Art, wie man hier die neugebohrnen Kinder behandelt. Sobald nämlich ein Kind zur Welt kommt, wird es ganz mit Kuhmist bestrichen. Hierauf legt man es entweder an die Sonne oder an das Feuer, wo es so lange liegen bleibt, bis der Mist trocken wird und abfällt. Wenn dieß geschehen ist, wird es am ganzen Leibe mit dem Saft eines gewissen Feigenblattes bestrichen, welcher nach der Meynung dieses Volks dem Körper Schnelligkeit und Stärke giebt. Unmittelbar nach dieser Handlung bekommt das Kind seinen Namen, welchen ihm die Mutter ertheilt. Sie wählt dazu gewöhnlich den Namen eines Thieres, welches sie am meisten schätzt, z. E. Guacha, Esel, Gamman, Löwe, Ghoudia, Schaaf u. s. w. Nun legt man das Kind auf einem
Schaaf-

Schaaffelle entweder in die Sonne, oder an das Feuer, so lange bis der Saft eingezogen ist. Wenn dieß geschehen, wird es mit Schaaffett allein oder mit Butter zugleich überzogen, am ganzen Leibe, damit das Fett durch die Schweißlöcher dringen kann, gerieben, und nachher, vom Kopf bis zu den Füßen, mit Buchu bestreuet. Dieß Pulver bleibt, wie man leicht denken kann, sitzen, und überzieht den Körper mit einer Art von Rinde, welche die Hottentotten der Gefundheit sehr zuträglich halten. So bald das Wochenbett vorbey ist, wickelt die Mutter das Kind in ein altes Schaaffell, so daß nur der Kopf zu sehen ist, bindet sich ihre geliebte Bürde auf den Rücken, und trägt sie so den ganzen Tag, sie mag arbeiten oder müßig gehen, Visiten geben oder annehmen. Diese Last bleibt auf ihrem Rücken, bis das Kind laufen kann. In eben der Lage saugt auch der kleine Hottentotte, ohne sich eines Haares breit aus seiner Wiege zu bewegen, weil die Brüste der Mutter so lang sind, daß diese sie über ihre Schultern schlagen kann. So bald das Kind entwöhnt ist, welches nach sechs Monaten geschieht, giebt ihm die Mutter die liebe Tobakspfeife in den Mund, damit es den Gaumen recht frühzeitig zum Rauchen gewöhnen könne, welches denn auch das folgsame Kind gar bald lernet.

Unter diesem Volke herrscht die barbarische Gewohnheit, häßliche Kinder, oder auch einen von zwey Zwillingen, besonders wenn es ein Mädchen ist, auszusetzen, und das arme Kind entweder den Raubthieren oder dem Hungertode Preiß zu geben. Dieser Fall

Fall hat jedesmal Statt, so oft die Mutter beweisen kann, daß ihr Kind entweder kränklich, oder daß sie nicht im Stande ist, es zu ernähren. Eben so grausam ist die Gewohnheit, alte abgelebte und zur Arbeit untaugliche Männer auf eine feyerliche Art verhungern zu lassen. Diese Handlung geschieht allemal auf Genehmigung der sammtlichen Männerschaft eines Dorfs. Man führt das arme Opfer in eine besonders dazu zubereitete Hütte, nimmt von ihm Abschied und überläßt den Elenden nun seinem Schicksale. Die Hottentotten entschuldigen diese Handlung so sehr, daß sie sie für eine wirkliche Wohlthat halten, weil dem Greise, wie sie sagen, doch mit seinem Leben nichts gedienet sey. Man hat sich oft Mühe gegeben, diesem Volke das Graufame dieser Gewohnheit zu zeigen. Allein die Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche und Sitten ist so stark, daß ihnen diese Neigung angebohren zu seyn scheint und durch nichts getilget werden kann.

Eine feltne Feyerlichkeit ist es auch, wenn ein junger Hottentotte zum Mann gemacht, das heißt, der Aufsicht seiner Mutter entzogen und der Gesellschaft der Männer einverleibt wird. Die Kinder der Hottentotten stehen nämlich beständig unter der Aufsicht ihrer Mütter, und dürfen auf keine Weise in der Gesellschaft erwachsener Männer erscheinen, auch nicht heyrathen, bis sie, wie man es nennt, anders gemacht sind, welches gewöhnlich im achtzehnten Jahre geschieht. Um diese Feyerlichkeit zu vollziehen, versammeln sich alle Männer des Craals und
setzen

setzen sich in einem Kreiſs zur Erde. Der Jüngling, der anders gemacht werden ſoll, huckt auſſer dem Kreiſſe in einer kleinen Entfernung. So bald der Kreiſs voll iſt, ſteht einer von den Männern auf und halt eine Rede, die ohngefähr folgenden Inhalts iſt: „Die Männer haben dich würdig gehalten, ein Glied ihrer Geſellſchaft zu werden; es iſt alſo auch billig, daß du nun männlich zu denken anfängſt, und folglich von deiner Mutter, die dich erzogen hat, und von deinen kindiſchen Spielen Abſchied nimmſt. Wiſt du aber mit deiner Mutter wieder vertraut umgehen, oder andere weibliche Dinge vornehmen, ſo ſollſt du des Rechts, ein Mann zu ſeyn, wieder beraubt werden.“ Nach Endigung dieſer Rede gießt der Redner ſeinen ganzen Vorrath von Urin über den jungen Menſchen, der vorher mit Schaaffett über und über beſchmiert worden, aus, macht mit ſeinen Nägeln in der Fettrinde Oeffnungen, damit der Urin durchdringe, und ſtreicht ſie alſdenn wieder zu. Wenn der Promotor fertig iſt, ſo wünſcht er dem jungen Mitgliede, ohngefähr mit folgenden Worten, Glück: „Das Glück begleite dich, lebe lange, werde ein Mehrer deines Geſchlechts, dein Bart komme geſchwinde hervor.“ Dieſe Feyerlichkeit wird mit einem Gaſtmahle beſchloſſen und von nun an kann der Jüngling mit Männern umgehen. Um ſich dieſer Ehre würdig zu machen, geht er nun zu ſeiner Mutter und ſchüttet eine Menge Schimpfwörter über ſie aus, ja einige ſind ſogar im Stande, ſie mit Schlagen zu behandeln.

Dieſs biſher Gefagte iſt ohngefahr das Wichtigſte, was ich meinen Leſern von dieſem Lande mitzutheilen wüſte. Ich gehe daher wieder zur Erzählung meiner eignen Geſchichte zurück. Schon oben habe ich es gefagt, daß ich reichlich mein Brod auf dem Vorgebürge gefunden, daß ich manche frohe Stunde da gehabt habe, und an der Seite meiner Isabelle das Glück des Lebens ganz genoß. Oft dachte ich bey mir ſelbſt: ein gutes, treues, edles, gefälliges, zärtliches Weib zu beſitzen, iſt doch in der That erſt dasjenige, was uns Männer in der Welt glücklich macht. Dieſes Glück genoß ich ganz; wir waren ein Herz und eine Seele, und wo eins dem andern etwas an den Augen abſehen konnte, ſo geſchah es.

Aber deſto empfindlicher iſt dann auch die Trennung ſolcher Ehegatten, deſto unheilbarer die Wunde, die eine ſolche Trennung nach ſich ziehet. In dieſen Fall kam ich. Sechs Jahre waren uns ſo angenehm, wie der erſte Tag nach unſerer Hochzeit, verfloſſen; nichts hatte unſer häusliches Glück getrübet, als auf einmal meine liebſte Isabelle krank wurde. Der Arzt und ſie ſelbſt glaubte nicht, daß dieſe Unpäßlichkeit den Tod zur Folge haben ſollte. Ein Schnupfenfieber, glaubten wir anfangs, würde die ganze Krankheit ſeyn. Aber ach! wie hatten wir uns geirrt! Schon der vierte Tag zeigte, daß ein hitziges Fieber im Ankommen wäre. Die Kopffchmerzen vermehrten ſich, die Hitze und Entkräftung nahm immer zu, und ſchon den Abend fieng die Beſinnungs-

krafte

kraft bey der Kranken an, sich zu verlihren, und der neunte Tag machte ihrem schönen Leben ein Ende!

Man denke sich in meine Lage! Sechs Jahre waren mir, nach so vielen Unglücksfällen, unumwölkt in stiller Heiterkeit dahin geflossen; alle meine Schritte waren gleichsam mit Blumen bestreut; jede Gegend, die ich mit meiner Frau durchwandelte, war mir paradiesisch. Wir waren stets vergnügt bey sammen, genossen unsre gegenseitige Liebe frey, erheiterten einander unsre müßigen Stunden durch zärtliche vertraute Gespräche, und wenn wir nur etliche Stunden von einander abwesend waren, so eilten wir sehn- suchtsvoll Eines in des Andern Arm. Und nun ward ich auf einmal, so ganz unerwartet, einer Frau ver- lustig, die mich so sehr liebte, die so gut dachte, und ein so gutes Herz hatte! Traurigeres hätte mir nichts begegnen können! Wie vermischt ist nicht das Leben des Menschen! Wie abwechselnd und veränderlich jede Situation desselben! Da ist kein Glück so fest ge- gründet, daß nicht bald dieser, bald jener Pfeiler, der es trägt, erschüttert würde, oder das ganze Gebäude wankend machte!

Hatte ich mir diesen Verlust nur einigermaßen vorstellen können, so würde er mich nicht so unver- muthet und unvorbereitet getroffen, er würde mich nicht so überrascht, nicht so ganz betäubet und zu Boden geworfen haben. Daher dauerte es nun auch so lange, ehe ich mich nur einigermaßen wieder fassen konnte. Ich sah mein Unglück als unheilbar an, hohl- te mir aus der Zukunft Gründe zum Kummer her und qualte

qualte mich damit; ich wurde elend und konnte zu keiner Ruhe mehr kommen. Ich verlorh allen Muth, die Gegenwart des Geistes und meine männliche Standhaftigkeit. Kurz, meine Leiden versetzten mich jetzt in einen solchen Zustand, daß mir selbst meine Amtsgeschäfte unangenehm, und meine Pflichten verfaumer wurden. Auch sogar der gesegnete Einfluß, den eine wahre Freundschaft auf das menschliche Leben hat, war für mich jetzt nichts; mein Herz war so unempfindlich, denselben zu verkennen.

Ich bekam endlich gar die schrecklichste Krankheit, die man sich denken kann, das Heimweh. Dieses Uebel machte mich beständig traurig, alle fremden Sitten wurden mir zuwider, der Umgang mit Ausländern ekelte mich an, ich wurde schwermüthig, durch die geringste Beleidigung, durch den kleinsten Schaden sehr aufgebracht, geitzig und argwöhnisch. Der Gedanke an das Vaterland war damals der Einzige und Liebste, den ich hatte, der Schlaf flohe mich, Hunger und Durst wurden nicht von mir gefühlet, ein beständiges Herzklopfen plagte mich, und Seufzer ohne Zahl entwichen meinem Herzen! Ein Glück war es für mich, daß mein Arzt mein Uebel gehörig zu behandeln wufte, und mir selbst rieth, ja Anstalt zu machen, daß ich nach Deutschland kame. Dieß war Balsam in meine Wunden; ohne diesen Rath, und ohne Hoffnung, meines Wunsches gewährt zu werden, würde ich ein Kind des Todes gewesen seyn.

Ich machte also Anstalten zu meiner Abreise, legte freudig mein Amt nieder, verkaufte, was ich hatte, gab fröhlich meine Abzugsgelder, suchte sichere Wechselbriefe, und gieng bis zu meiner Abreise noch täglich an das Grab meiner Isabelle. — — Nachdem ich mich hier noch recht satt geweinet hatte, so reiste ich den 12. Aug. 1776 mit einem irrländischen Schiffer ab. So schwer mir in jeder andern Lage die Trennung vom Cap würde geworden seyn, so vergnügt sagte ich allen meinen Freunden, durch den Gedanken gestärkt, bald ins Vaterland zu kommen, mein Lebewohl. An Gefahren, an Unglücksfälle, an Vereitelung meiner Wünsche dachte ich gar nicht, und noch danke ich dem Schöpfer, daß ich mir damals die Zukunft so angenehm träumte. Hatte ich meine fernern Schicksale jetzt geahndet, so würde ich nie meinen heitern Geist wieder bekommen haben.

Wir reisten bey schönem Wetter und günstigem Winde ab, und Alles war vergnügt. Auch traf ich zu meiner Gesellschaft verschiedene Passagiere an, davon einige nach England und einer nach Irrland wollten. Der Letztere hatte ein besonderes Interesse für mich, weil er einer von den Glücklichen war, die Wolltemohnte aus der See gerettet hatte. Vielleicht ist den wenigsten meiner Leser die edle That dieses Mannes bekannt, der in einem Stande lebte, in welchem der Mensch die wenigsten Beweggründe hat, anders als ein gewöhnlicher Mensch zu handeln. Es erhob sich nämlich im April 1773, als die nach den holländischen Besitz-

Besitzungen in Indien von der Compagnie bestimmten Schiffe, am Vorgebürge der guten Hoffnung vor Anker lagen, an einem Tage, als man sich dessen am wenigsten verfab, ein heftiger Sturmwind, der fast alle Schiffe losrifs, und eines mit solcher Gewalt an einen Felsen trieb, daß es in drey Stücke zersprang.

Der gröfste Theil von der Equipage des Schiffes gieng dabey verlohren, und was sich noch auf ein Wrack des Schiffes gerettet hatte, sah mit Verzweiflung einem augenscheinlichen Tode entgegen, weil nur wenige von ihnen etwas schwimmen konnten. Die Leute riefen und fleheten auf die erbärmlichste Weise um Hülfe; aber da war Niemand unter den vielen Zuschauern, die in der Ferne am Ufer standen, der in einem Boot zu ihnen sich hinwagen wollte; denn es konnte nicht ohne Lebensgefahr geschehen, weil das Meer noch in gewaltiger Bewegung war, und die See sich mit entsetzlichem Ungestüm am Ufer brach. Einige versuchten es indessen, mit Bötten dem Wrack zu Hülfe zu kommen *), und unter ihnen war auch der oben genannte Wolltemohte, der, wenn ich mich nicht irre, vormals im Hannöverschen bürgerliche Nahrung getrieben hatte, aber ohne sein Verschulden herunter kam, darauf nach dem

A a 2

Cap

*) Wrack heißen die Stücke eines zerscheiderten Schiffs; imgleichen ein von seiner Mannschaft verlassenes und in der See herumtreibendes Schiff.

Cap gieng und sich so viel erwarb, daß er nach einigen Jahren zurückgehen und sein voriges Gewerbe wieder anfangen konnte. Es mißlang ihm aber, und er begab sich, in der Hoffnung, ein gleiches Glück zu haben, als zuvor, abermals nach dem Cap, wo ihm der Gouverneur die Stelle, die er vormals hatte, wieder gab.

Alle diese Bemühungen aber waren vergebens. Denn beym ersten Versuche ward sein Boot durch eine Welle, die über dasselbe hinschlug, beynahe in den Abgrund gesenkt, und bey dem andern ward es umgeworfen, und er entkam mit genauer Noth, durch Hülfe Anderer, weil er selbst nicht schwimmen konnte.

Da es auf diese Weise nicht möglich war, die Elenden zu retten, die Gefahr aber immer größer ward, so sann er auf ein anderes Mittel und es fiel ihm ein, sich auf ein Pferd zu setzen, das, wie er wußte, gut schwamm, und solchergestalt die Leute auf dem Schiffe zu retten. Obgleich alle ihm davon abriethen und ihm vorstellten, er würde, vor dem Toben der See, nicht einmal dahin gelangen, und es sey nichts anders, als einen gewissen Tod entgegen gehen, da er selbst nicht schwimmen könne; so beharrte er doch bey seinem Entschlusse, und man liefs ihn endlich zufrieden, als man sah, daß keine Vorstellung ihn davon abbrachte.

Er nahm darauf der Zeit wahr, wann eine Welle sich am Ufer brach, und wieder nach dem Meere hinströmte, warf sich mit seinem Pferde ins Meer und gelangte solchergestalt glücklich bey dem Schiffe an. Die, welche sich nur einigermaßen im Wasser halten konnten, stürzten sich ihm schon entgegen, hielten sich an Pferd und Reuter, und kamen mit ihm glücklich ans Land. Dieß ward zu verschiedenen malen, obgleich, weil das Pferd immer ermatteter wurde, mit immer grössrer Gefahr, glücklich wiederholt, so daß ein und zwanzig Personen, die sonst unfehlbar ertrunken wären, gerettet wurden, bis zuletzt, da die Gefahr mit jedem Augenblick dringender wurde, sich die Zurückgebliebenen alle auf einmal an das Pferd anhiengen, daß ihm die Last zu schwer ward, und es mit allen, die sich dadurch zu retten gesucht hatten, ertrank.

Solchergestalt mußte einen Mann das traurige Schicksal treffen, dem er auf eine so edelmüthige Weise so viele Personen entrissen hatte. Mit inniger Dankbarkeit gegen Gott und gegen seinen Erretter, erzählte uns unser Reisegefährte diese Erhaltung seines Lebens. —

Diese Erzählung ermunterte den Einen von unsern andern Mitreisenden, der nach England wollte, uns ebenfalls seine erlebten Schicksale zur See mitzutheilen, und auch dessen Geschichte wird denen, die das menschliche Herz von verschiedenen Seiten ken-

nen wollen, und die das, was man zärtlich heisst, begreifen, gewiss nicht unangenehm seyn. Er war mit einem Portugiesischen Karracken von Lissabon nach Goa zu reisen gesonnen gewesen *). Eines von diesen Schiffen hatte nicht weniger als 1100 Seelen am Bord, Schiffsvolk, Kaufleute, Reisende, Priester und Mönche zusammen genommen. Der Anfang ihrer Reise war glücklich, sie hatten das Vorgebürge der guten Hoffnung zurückgelegt, und richteten ihren Lauf nach dem festen Lande von Indien. Plötzlich, sagte er, fand einer von den Herren am Bord in der Breite des Meeres, wo wir damals seegelten, eine lange Reihe von Felsen, die auch auf unsern Seekarten angemerket waren. Man hatte diese Entdeckung kaum gemacht, so wurde auch der Steuermann sogleich benachrichtiget und gebeten, die Seegel in der Nacht einzuziehen, bis die Gefahr vorüber wäre.

Der Steuermann aber, der zuversichtlich genug war, spannte, anstatt ihren Bitten zu willfahren, noch mehr Seegel auf, und unser Schiff scheiterte gerade um die Morgendämmerung auf einen Felsen. In dieser Noth befahl der Capitain die Schaluppe auszusetzen, und nachdem er einen geringen Vorrath von Zwieback, und einige Flaschen mit Quittensaft in dieselbe hinun-

*) Karracken nannten die Portugiesen sonst, ihre grössten Schiffe, die sie sowohl zur Handlung, als zum Kriege brauchten.

hinunter gelassen hatte, sprang er selbst neune-
 zehn andern Personen hinein, welche mit gezogenem
 Degen verhinderten, daß nicht noch mehrere nach-
 kämen und das Boot also sinken möchte; auch ich be-
 fand mich mit darunter.

In diesem Zustande stachen wir in das grofse In-
 dianische Weltmeer, ohne weder einen Kompaß, noch
 etwas frisches Wasser zu haben. Nachdem wir in die-
 ser elenden Lage vier Tage lang hin und her gerudert
 hatten, starb der Capitain, der schon seit einiger Zeit
 sehr krank und schwach gewesen war. Dieß vermehr-
 te unser Elend noch, wo es anders vermehrt werden
 konnte. Denn wir geriethen nunmehr in Uneinig-
 keit; Jeder wollte befehlen und Keiner wollte gehor-
 chen. Dieß nöthigte uns, aus unsrer eignen Gesell-
 schaft Einen zu wählen, der uns commandirte.

Der neue Befehlshaber schlug der Gesellschaft vor,
 daß wir losen und jedesmal den vierten Mann über
 Bord werfen sollten, weil unser kleiner Vorrath von
 Lebensmitteln schon so weit verzehret war, daß wir
 auch bey der schmalesten Eintheilung nicht länger als
 drey Tage unser Leben noch fristen konnten. Nun
 waren unsrer in allem neunzehn Personen. Unter
 dieser Anzahl befand sich auch ein Mönch und ein
 Zimmermann. Beyde sollten von der Loofung ausge-
 schlossen werden; der Eine, weil er sie von Sünden
 lossprechen und in ihrer letzten Noth trösten möch-
 te, der Andere, weil derselbe ihre Schaluppe, im Fall

der Noth, ausbessern sollte. Eben das Compliment wurde dem neuen Capitain gemacht; er war über der geraden Zahl über, und auf sein Leben kam auch Vieles an. Er weigerte sich lange, diese Ausnahme anzunehmen; allein endlich wurde er genöthiget nachzugeben, und es waren also vier Personen, die von den übrigen sechszehn sterben sollten. Ich war unter denen mit, die das Glück hatten, sich frey zu loosen.

Die drey Ersten, die sterben sollten, unterwarfen sich, nachdem sie gebeichtet und die Absolution bekommen hatten, ihrem Schicksale. Der Vierte, den das Unglück traf, verdammt zu werden, war ein portugiesischer Edelmann, der noch einen jüngern Bruder in dem Boote hatte. Da dieser Letztere sah, daß sein Bruder über Bord geworfen werden sollte, so umarmte er ihn auf die zärtlichste Weise und bat ihn mit Thränen, daß er ihn an seine Stelle sterben lassen möchte. Der ältere Bruder erstaunte, und da ihm diese zärtliche Grobsmuth ganz weichherzig machte, antwortete er: Weil die göttliche Vorsehung mich zum Tode ausersehen hat, so würde es ungerecht und gottlos von mir gehandelt seyn, wenn ich zugabe, daß ein Anderer und insonderheit ein Bruder, dem ich so unendlich verbunden bin, für mich sterben sollte.

Der Jüngere bestand auf seiner Bitte, wollte keine Verweigerung annehmen, und wurde also in die See geworfen. Allein er erreichte bald wieder das

Hinter-

Hintertheil des Schiffes und hieng sich mit seiner rechten Hand an das Steuerruder. Einer von der Gesellschaft wurde dießs gewahr, und hieb ihm die Hand mit einem Hirschfänger ab. Der Unglückliche, der wieder ins Wasser hinunterfank, hielt sich abermal mit seiner linken Hand an, welche durch einen zweyten Hieb eben das Schicksal hatte. Auf diese Weise an beyden Händen verstümmelt, that er demohngeachtet alles Mögliche, sich mit seinen Füßen und abgestumpften Armen, die er blutend in die Höhe hielt, über Wasser zu halten.

Dieser rührende Anblick erregte endlich das Mitleiden der ganzen Gesellschaft so sehr, daß Einer nach dem Andern ausrief: „Er ist ja nur ein einziger Mensch, laßt uns doch sein Leben zu retten suchen“. Er wurde sogleich in das Boot genommen, und man verband seine Hände so gut, als es der Ort und die Umstände verstatten wollten. Wir ruderten die ganze Nacht fort, und am folgenden Morgen, da die Sonne aufgieng, rief man: Land! gleichsam als ob der Himmel die Höflichkeit und Zärtlichkeit dieses jungen Menschen belohnen wollte. Es waren die Gebürge von Mozambique in Afrika, und wir befanden uns nicht weit von einer portugiesischen Colonie. Hier kamen wir Alle glücklich an und blieben so lange da, bis die nächsten Schiffe von Lissabon vorbeystuften, und uns mit nach Goa nahmen.

Ich bin überzeugt, daß diese beyden Erzählungen dieser meiner Reisegefährten, meinen Lesern

Achtung für die Menschheit einflößen werden. Mir waren sie besonders deswegen rührend, weil ich so oft die Gefahren des Schiffbruchs erfahren hatte, und weil doch immer der Unglückliche Trost im Unglück Anderer findet. Ueberhaupt gieng diese ganze Reise sehr glücklich und vergnügt von Statten, so daß wir den 2. September wohlbehalten an der Insel St. Helena ankern konnten.

Hier blieben wir einige Wochen, und lebten also mitten im großen Weltmeer, etwa 600 Meilen vom Vorgebürge der guten Hoffnung nordwärts. Diese Insel ist den Schiffen zur Erfrischung unentbehrlich. Die Kranken pflegen hier, durch die gesunde Luft, ihre Gesundheit bald wieder zu bekommen, und die Gesunden können sich hier auf den Bergen und Felsen manche Freuden wegen der herrlichen Lage bey hellen Tagen machen. Die ganze Insel, die etwa sechs deutsche Meilen im Umkreisse hat, ist gleichsam mit ungeheuren Felsen eingefast, an denen sich die Wellen mit Ungestüm unaufhörlich brechen, und in welchen sie Höhlungen bilden, in denen das zurückgebliebene Seewasser ein herrliches Salz ansetzt.

Schade ist es, daß diese Insel nicht so benutzt wird, als es geschehen könnte, wenn sie ordentlich angebauet würde. Damals war sie bloß ein Erholungsplatz für die Seefahrer, vorzüglich für die Engländer. Diese haben auch das Fort James, den Hauptort

ort auf der ganzen Insel, im Jahr 1673, nachdem sie die Portugiesen und Holländer weggejaget, angeleget. Die Festungswerke sowohl, als der ganze Ort haben wenig zu bedeuten. Die Garnison bestehet aus vier oder fünf hundert Soldaten, die fast alle mit ihrem Standort unzufrieden sind, und oft eben so sehr, als die Bösewichter, die hieher verwiesen werden, und die ohngefähr 600 Negern, die sich hier befinden. Die Einwohner, deren außer den Negern und Soldaten etwa 1500 sind, wohnen in Häusern, die zwar fest und zierlich sind, aber unordentlich durch einander liegen. Sie bekommen fast alle ihre Bedürfnisse aus Europa; sie können aber nichts als etliche Erfrischungen und Ochsen geben. Daher sind Fische die gewöhnliche Nahrung der Schwarzen, und selbst die Weissen haben sehr oft weiter keine andere Speise.

Unser Schiff war, nachdem es sich mit frischem Wasser und Lebensmitteln versorgt hatte, den 13ten September zur Abfahrt bereit. Den andern Mittag winkte uns ein günstiger Wind, die Anker zu lichten, und wir liefen also mit vollen Seegeln wieder in die See. Bis zum 18ten September hatten wir günstigen Wind und gutes Wetter; allein dieser Tag wurde uns abermal ein Tag des Schreckens; denn wir bekamen einen heftigen Sturm. Das Meer schwellte entsetzlich auf, und von allen Seiten stürmten Orkane auf einander. Gewitter, mit Regengüssen begleitet, stürzten einher, und unser Schiff wurde, gleich einem leichten Federball, von jeder aufschwellenden Welle

Welle an die Gewitter schwangern Wolken gehoben und bald wieder in unabsehbare Tiefen geschleudert. Die Masten knarrten, der Wind piff laut durch das verwickelte Tauwerk, und die wenig gespannten See-
gel seufzten unter der Last des Sturms.

Auch die Marrosen, eine Gattung Menschen, die selten durch Gefahr gerührt werden, erkannten sie jetzt. Sonderbar ist es, wie sich die Furcht bey dem Menschen so verschiedentlich aufsert. Einige sind ausgelassen, zeigen heftige Bewegungen und wollen in diesen Augenblicken den Himmel zur Barmherzigkeit zwingen. Andere hingegen scheinen ganz gefühllos zu seyn, und nur die Todtenblässe drückt ihre Angst aus. Kurz, dieser Sturm war so heftig, daß unser Schiff gewiß ganz gescheitert wäre, wenn es nicht so gut beschaffen gewesen. Dennoch mußten wir eines Lecks wegen, den es bekam, beständig an vier Pumpen arbeiten, um das häufig eindringende Wasser zu mindern.

Zwey Tage hielt der Sturm in gleicher Stärke an, legte sich dann etwas und fieng dann wieder an, desto heftiger zu wüthen. So wahrte es bis zum 23sten September, wo sich endlich das Dunkle des Himmels zertheilte und der Ocean ruhiger wurde. So lange schwebten wir in der Gewalt Gottes, voller Sorgen einher. Der Tod raubte uns auch verschiedene Menschen, und wir mußten an einem Tage deren drey der See überliefern. Es ist in der That traurig, auch
nur

nur ein Zeuge eines solchen Elends zu seyn. Manche starben dahin, die noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens die Stunde verwünschten, in welcher sie sich entschlossen hatten, die Reise nach Ostindien zu unternehmen. Andere sah ich in der größten Gemüthsbewegung aus der Welt gehen, mit Wunsch auf Wunsch, nur noch einmal ihr Vaterland zu betreten. Zurückgelassene Aeltern, Kinder, Weiber und Freunde, waren die meisten Ausrufungen derer, die ich auf den Schiffen habe sterben sehen.

Nachdem die See wieder stille war, erblickten wir auch wieder Schiffe. Es waren, als wir sie näher sehen konnten, englisch - ostindische; mit diesen suchten wir uns zu vereinigen, sie hatten ebenfalls viel vom Sturm gelitten, und so kamen wir denn, ohne ferner etwas Unangenehmes erfahren zu haben, den 3. November 1776. zu unsrer Aller Freude nach Limrik in Irland.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vogel, Heinrich

Heinrich Vogel's Beschreibung seiner dreyssigjährigen, zum Theil glücklichen, zum Theil unglücklichen Seereisen nebst der Geschichte seines Lebens. Mit einem Kupfer
Bd.: 2.

Leipzig (1797)

It.sing. 1116-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468470-5

VD18 80365973-001